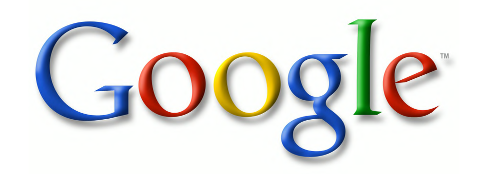
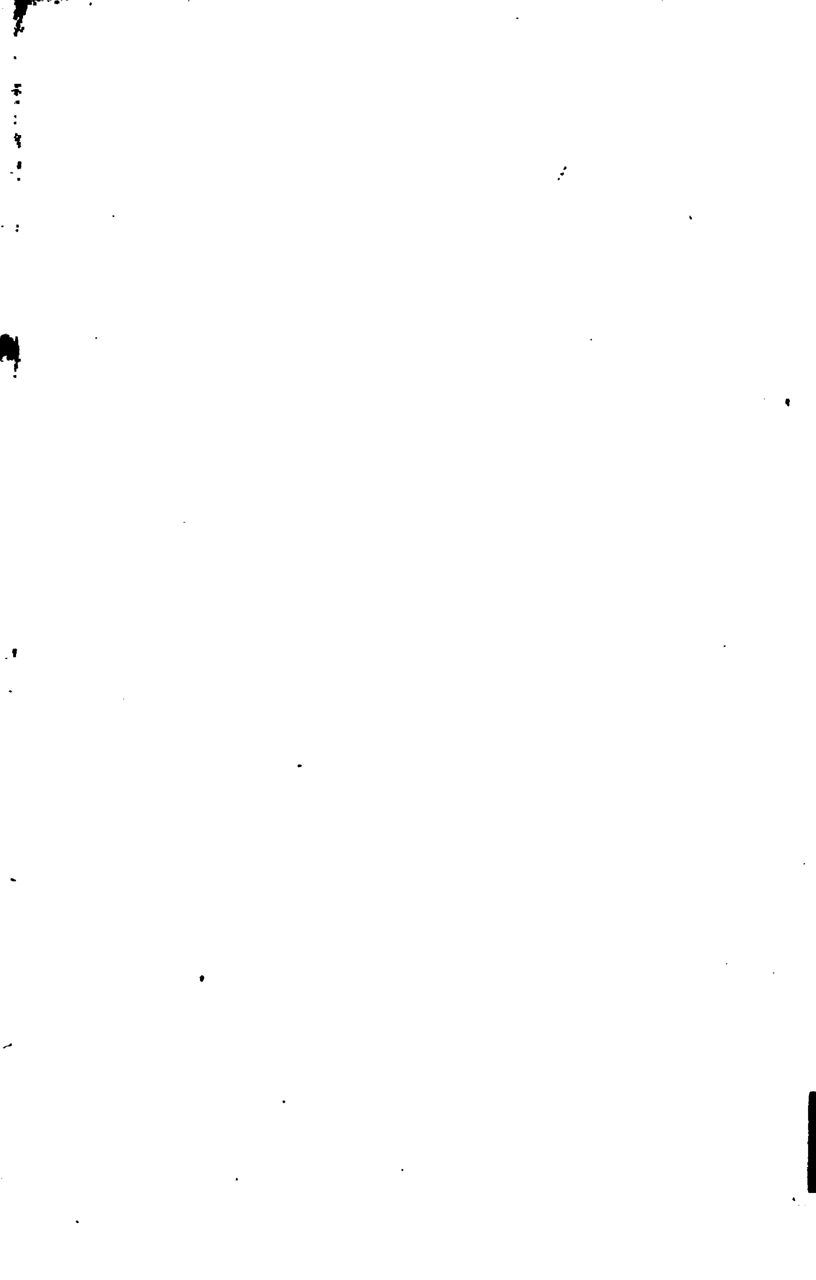
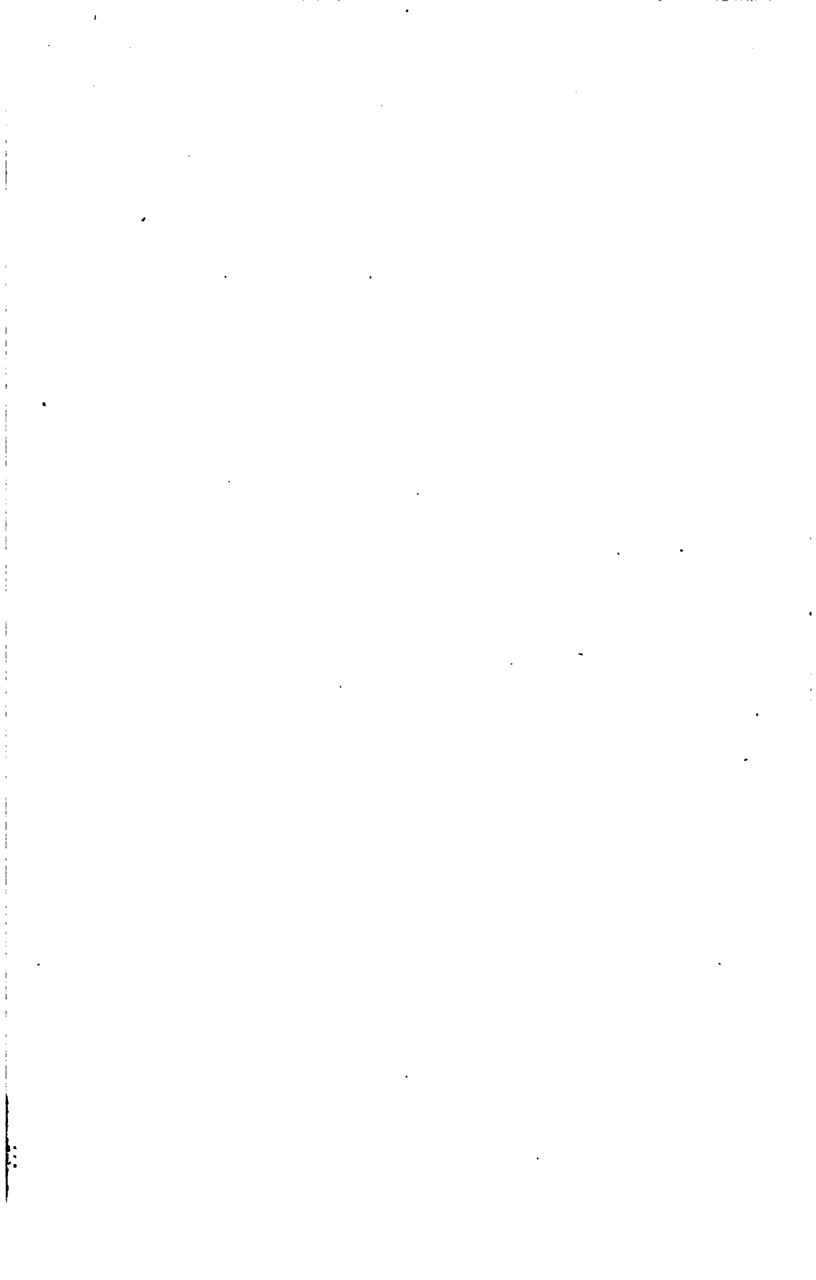
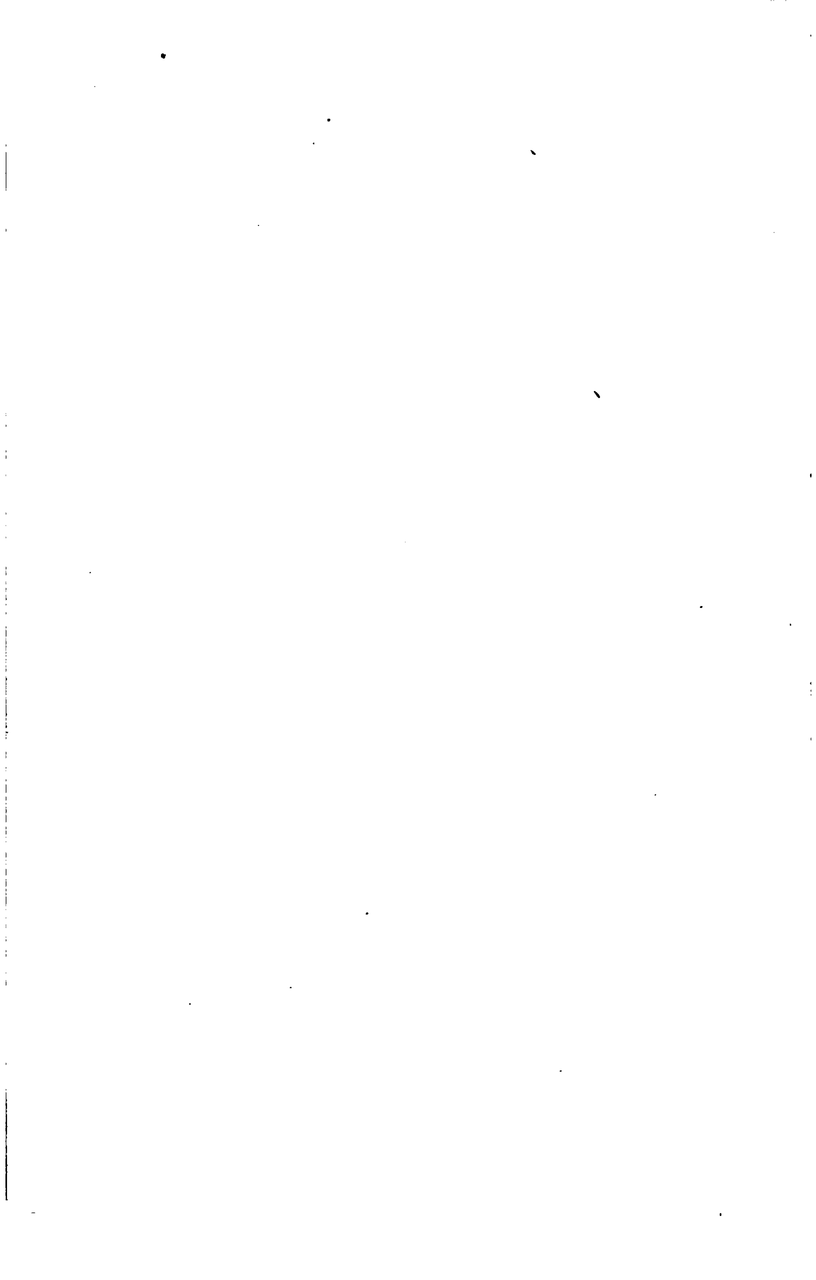



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.









Denkwürdigkeiten

und

Vermischte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Dritter Band:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.



Inhalt.

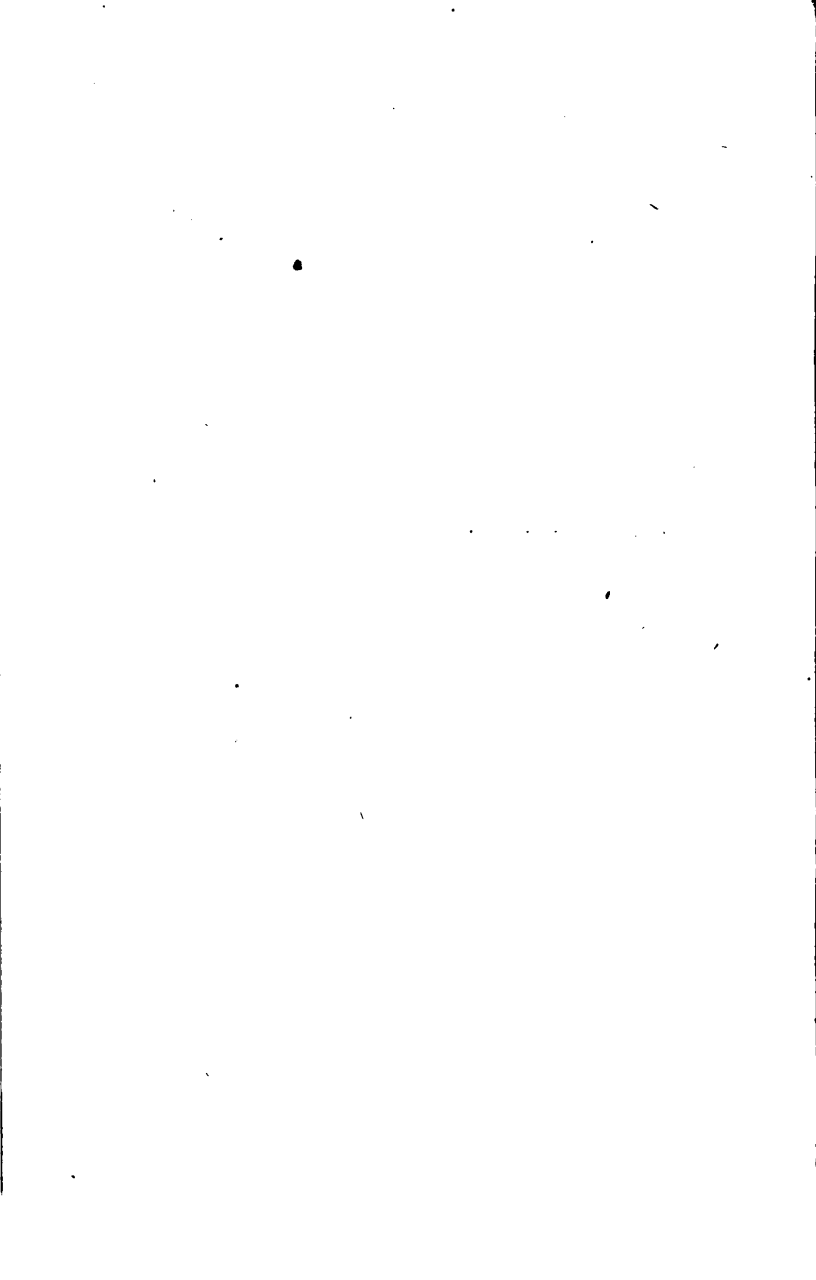
Seite

Kriegszüge von 1813 und 1814 1

Paris. 1814 161

Der Wiener Kongreß. 1814. 1815 229

Baden=Baden. Brüssel. Berlin. 1817 354



Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommenes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereignisse, denen ich als Augenzeuge beigesellt gewesen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu schildern versuche. Denn war auch diese Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch selbst eines großen Heertheils, sondern nur einer mäßigen Truppenzahl, so darf sie doch durch die Selbstständigkeit des Anführers, und durch die Leistungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Gesammtbild dieses ganzen Krieges sich zusammensetzt, der auf unsrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Sallustius sagt, er habe bei Betrachtung der römischen Thaten und Schicksale oft überlegt, wodurch wohl am meisten unter so großen Erschütterungen und Gefahren der Staat erhalten und gerettet worden, und

er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutsche Geschichte hat solche Zeiten, welche ganz durch das Dasein einzelner Helden getragen werden, so die Zeiten Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten, so die Friedrich's des Großen. Aber völlig das Gegentheil von solcher Erscheinung zeigt sich in dem letzten Befreiungskriege, wo der Ruhm der Ereignisse, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürsten, tapfre Feldherren, einsichtsvolle Staatsmänner, doch eben deßhalb nennt er sich nach keinen ausschließlich, sondern schwebt als namenloses Eigenthum in hoher Gemeinschaft über der ganzen Nation.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zusammengedrängt, sondern mit dem geistigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erscheint, und fast in jedem Bestandtheile gleichartig sich wiederfindet, bei dieser Eigenthümlichkeit darf die abgesonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereignissen, auch selbstständiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäsar's, Friedrich's oder Napoleon's eine solche Nebenreihe darzustellen hätten; in den letztern ist die Person des Oberfeldherrn die feste Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Besonderheit nur eine Ausstrahlung von dort; hier umgekehrt strömen die Strahlen aus dem Umkreise zu

einer solchen Mitte zusammen, zu der sogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter schildern, sich den namhaften anschließen.

Der Fall Hamburgs machte den erschütternden Beschluß einer Reihe von Kriegsereignissen, welche der freudigen Zuversicht, die sie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entsprachen, sondern die vaterländischen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabstimmten. Die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit frischem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erst kürzlich gegen den schon fernen Feind ausgezogen waren, der jetzt mit angestrengter Raschheit wieder nah, und gleich in Schlesien wieder eingedrungen war. Die Schlachten selbst waren für den Feind kaum Siege zu nennen, aber in seinen Händen sah man erstaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, bestärkte und neue Bundesgenossen. Das russische Heer mußte besorglich gewahr werden, welch neue Wechselfälle so fern von der Heimath ihm zu bestehen waren; die preußischen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesstrecken ermessen, welche fast sicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küsten der Ostsee zurückgezogen, auf

den Abschluß der zum Theil schwierigen Bedingungen, unter denen sie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe schien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade sie am meisten uns in den Dänen erweckt hatten. Oesterreich rüstete, aber sein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die schwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Besitz von Sachsen und einem Theile Schlesiens, bot in aller seiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigsten Anstrengungen auf, und seine Heere wuchsen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll stand die zusammengesetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegerischen Alleingebieten des furchtbarsten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln schien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutschland ausgebreitet; das Verhängniß schien die Anstrengungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den französischen Kaiser nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der bestürzten Hoffnungen gefesselt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, sondern lebten hoffnungslos fast um so stolzer fort, und in unsern Reihen wünschte jeder nur die Fortsetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet sehen. In diesem Sinne bereitete sich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs

das Aeußerste geleistet; er hatte Streitkräfte geschaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf diesem Punkte zusammengehäuften Schwierigkeiten unablässig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erst am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verlust wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufstellen, die Männer vom Kriegeshandwerk hatten jede militairische Obliegenheit dazu schon längst verneint. Der Kaiser Alexander sandte ihm zur Anerkennung seiner verdienstvollen Ausdauer den St. Annenorden erster Klasse mit den schmeichelhaftesten Ermunterungen. Der beste Trost lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, sondern mit seiner Reiterei wieder im freien Felde, und seinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, sich entschlossen anschickte.

Er hatte in den nächsten Tagen nach der Räumung Hamburgs seine Truppen bei Lauenburg zusammengezogen, und seine Vorposten gegen Bergedorf und die Gränze von Holstein vorgedrängt. In Boitzenburg standen die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannschaft und Geschütz, denn obwohl die Angaben in der wieder französischen hamburgischen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzosen prahlerisch übertrieben, so befanden sich doch in Hamburg, nach sichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigstens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unsrigen, und was in diesen der entschlossene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelunge-

nen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes ins Unbestimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir sahen in der That auch alsbald dänische Husaren gegen uns erscheinen, und mit den Kosaken und hanseatischen Reitern plänkeln, und obwohl die dänischen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen sich den französischen verbündet sahen, so machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem strengen Gange kriegerischer Verhältnisse keinen Unterschied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzosen, denen untergeordnet zu sein sie sich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, so würde ihm, nachdem die Dänen sich so rasch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei gestanden haben, mit aller Reiterei sogleich in Holstein einzufallen, das Land zu überschwemmen, die Truppen zu zerstreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geschehen konnte, hat das Gelingen des spätern, viel schwierigern Versuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entscheidungen abwarten, die erst den Gesichtspunkt aufstellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln sei. Dieses verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem sie ihre eigentlichsten Feinde nicht länger als Gegner vermissen sollten, erhöhte die Spannung nach dieser Seite außerordentlich.

Die Franzosen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, sich in dem unglücklichen Hamburg festzusetzen und ihre vorhabenden Zerstörungen zu begin-

nen, als sie auch ernstere Versuche machten, in das Lauenburgische einzudringen, durch dessen Besetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn sah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerstehen, da die Einengung dieses Landstrichs zwischen der Ostsee und dem Elbstrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch rasche Angriffe auf seine Flanken und kühne Einfälle in seinen Rücken, zu ängstigen und aufzuhalten, die einzige Art dieses gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachsen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, dessen Hauptmacht sich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs streifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden's, und längs der Ostsee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich sie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß sie sich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es schien daher das Beste, diese Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloser Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer versagte, bot das linke desto herrlicher dar, und der nicht rastende Unternehmungsgeist Tettenborn's nahm sogleich dorthin sein Augenmerk, um in das Hannöversche und Braunschweigische einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weser und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu rascher

Wendung bereit, dessen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweise zu bedrohen.

Bevor jedoch dieser Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines französischen Offiziers überrascht, der in Begleitung eines russischen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindseligkeiten, zufolge eines geschlossenen Waffenstillstandes, einzustellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzosen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernsthaften Angriff auf unsre Vorposten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereignisse die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erschüttert, der den Sieg, wenn er sonst nirgends zu finden wäre, im Tode aufzusuchen bereit war, so erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenstillstandes auch die Muthigsten mit Bestürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erschien. Lieber geschlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Gesinnung aller Krieger. Die Bedingungen schienen im Ganzen vortheilhaft genug; doch in Rücksicht auf Hamburg konnten sie nur auf's neue den unseligen Schmerz aufreizen, den der Verlust dieser besten deutschen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzosen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich gewesen, allein weder Freund noch Feind wußte bei den Hauptheeren schon dessen Fall; die geringste Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätten diesen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Aussicht, daß

der Waffenstillstand nach acht Tagen die erschöpften Kräfte ablösen würde, eine so kurze Zwischenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten gewesen, und hart an der Grenze der Verderbens gerettet worden. Damit dieser Schmerz noch erhöht würde, mußte auch erst in Lauenburg ein Schreiben des russischen Staatssekretairs Grafen von Nesselrode eintreffen, welches voraussetzte, Tettenborn sei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiser wünsche die Stadt um jeden Preis gerettet, und solle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls sein gesammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er diese Zeilen selbst, nach dem Willen des Kaisers, als den Befehl dazu anzusehen. Eines oder das andere, dieses Schreiben, oder jene Nachricht von den Waffenstillstande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unser, denn der Waffenstillstand hätte hier alles geliefert, dessen man bedurfte, Zeit zur Befestigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anschaffung von Pulver, zur Ankunft angemessener Verstärkung, zur Entscheidung der dänischen und schwedischen Verhältnisse.

Zufolge gegenseitiger Uebereinkunft wurde die russische Waffenstillstandslinie von dem Ausflusse der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die französische lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwischen beiden Linien eingeschlossene Strecke würde für neutral erklärt, und sollte von beiden Theilen unbesetzt bleiben. Die Neigung der Franzosen zur gewaltsamen Anmaßung und zur Uebertretung der

Verträge, so oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, sondern bloße Laune aus Gewohnheit sie dazu anreizte, blieb während aller wechselnden Zustände des Krieges immer dieselbe, und auch hier wurden sie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und auszubeuten, und sich über Verletzungen von unsrer Seite zu beschweren, so wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beschwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatsächlichen Eingriffe durch den seine Vorposten befehligenden General Denisoff kräftig zurückweisen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Boitzenburg.

Während dieses langen und verlängerten Waffenstillstandes entwickelten und gestalteten sich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anstrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen selbst Napoleon mit seiner ungeheuern Thätigkeit in den schon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln seines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleiche entgegenzusetzen vermocht hat. Allein die zerstreuten Zurüstungen der Verbündeten ließen sich, besonders im Anfange, nicht gleich so tröstlich übersehen und ermessen, und man durchlebte in großer Besorgniß diese Waffenruhe, die man von dem Feinde besser, als von uns selbst benutzt zu sehen fürchtete, und die, neben der Aussicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines schlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen festgebannt hielt. Ja die besten Hoffnungen derjenigen, welche der Beharrlichkeit der Fürsten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Bängliche und Schwankende, dem

jeder Bündnißkrieg ausgesetzt ist, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußischen Rüstungen gaben das Beispiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anstrengung, wie sie seit dem Anfange des französischen Freiheitskrieges nicht waren gesehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der sie nur durch die weisesten Maßregeln der Regierung und die allseitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leistungen gaben den preußischen Rüstungen in tiefer Stille einen so sichern und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geschaffen fand, als man hatte bereiten sehen. Der Anmarsch russischer Verstärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter fand sich auch die russisch-deutsche Legion, die nach der Niederelbe bestimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unsrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zusammengesetzten Bundesheers, in welchem Wallmoden's Truppen einen Heertheil, und in diesem die Truppen Tettenborn's eine besondere Schaar bildeten. Englische Truppen landeten an der mecklenburgischen Küste. In Mecklenburg selbst wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms, nach dem Muster der preußischen mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohntheit kriegerischer Anstalten, und selbst die Störungen durch die Anwesenheit so vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirksam werden; bessern Fortgang hatte die

Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, dem es späterhin nicht an Gelegenheit fehlte, sich auszuzeichnen. Ueber Oesterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauenvolle Zuversicht jedoch bald hell und heller eröffnet zu sehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, dessen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland sich um die Russen das größte Verdienst erworben hatte, sollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, sich dasselbe mit größerm Dank von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverschmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Besitz Norwegens zugesichert, eine Zusicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunst hier sich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die einen Fürsten seines rechtmäßigen Besitzes willkürlich berauben sollte, so kann man zur Entschuldigung anführen, daß der dänische Hof schon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen sich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem französischen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müsse, weil Rußland bei dem bevorstehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordischen Mächte zugleich unversichert bleiben könne. Das dänische Kabinet schien auch in der That, nach dem Untergange des großen französischen Heeres in Rußland, sich den Russen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück sich von den Franzosen entfernte. In der Hoffnung, wegen

Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinschaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiser von Rußland die dänischen Annährungen wohlwollend aufgenommen, und die preußische Regierung fand unter diesen Umständen den Abschluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden fand hierin einen bedenklichen Anschein, der ihm desto unangenehmer war, als eine große schwedische Parthei nur ungern die Beziehungen zu Frankreich aufgegeben sah, und sich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das erst durch den Erfolg widerlegt werden sollte. Die Blüthe der schwedischen Kriegsmacht war nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege bestimmt, in welchem Schweden nur auf Kosten Dänemarks gewinnen konnte; die Aussicht, durch das geringste Versehen jene, für Schweden nicht wie für andere Länder ersetzliche, Schutzwehr des Landes verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, forderte zu einer Sorgfalt auf, die allerdings verbot sich in rasche Thätigkeit vorschnell einzulassen. Die Truppen, welche schon auf dem Meere gelitten hatten, beisammen zu halten und das Weitere abzuwarten, schien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel gesetzt werden sollte. Der Kronprinz stand in doppelter Eigenschaft da, als schwedischer Thronfolger und als Feldherr; als jener sah er sich wegen des Vortheils seines Landes wenig beruhigt, als dieser seinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, dessen Oberbefehl ihm zugesagt war, nicht entsprochen. Schweden sah sich aller seiner Hoffnungen beraubt, seine ganze

Bedeutung in diesem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, sondern mit diesen und also auch mit Schweden in friedliche Verhältnisse trat. Das Benehmen der Dänen, welche Hamburg hatten fallen lassen, und dadurch allgemeinen Haß auf sich zogen, kam den Wünschen der Schweden nur allzugünstig entgegen, und wurde von ihnen eifrig benutzt.

Aber auch die Schweden hatten Hamburg retten können, und es im Gegentheil verlassen, und mußten dieserhalb harte Beschuldigungen erleiden. Diese wurden am stärksten laut, als man das harte Geschick des Generals Döbbeln erfuhr, welcher auf den Hülferuf Tettenborn's in der größten Noth drei schwedische Bataillons nach Hamburg hatte vorrücken lassen, ohne durch höhere Befehle dazu ermächtigt zu sein. Er war von der Befehlführung abgerufen und vor ein Kriegsgericht gestellt worden; während des Waffenstillstandes kam nebst andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gab, auch diese traurige Angelegenheit zum Spruche. Vergebens zeigte der General Döbbeln den ganzen Zusammenhang der Verhältnisse und das Dringende der Aufforderung, vergebens berief er sich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal bestimmt hatten, wie schon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweimal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er seinen von Wunden zerschmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen in Begriffe sei; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüstete Mann vernahm nur mit Unwillen, daß ihm das Leben geschenkt und

er zu Festung begnadigt sei. Er hatte der Form nach unstreitig gefehlt; aber wer in seiner Stellung, — so urtheilten damals die tapfersten und höchsten Kriegsmänner, — der Aufforderung Tettenborn's im Stande gewesen wäre, nicht Folge zu leisten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat gewesen, als der General Döbbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beschäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Boten aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in so naher Berührung fühlten. Die Verhaftungen, Untersuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzosen zeigten unverhohlen, daß diesmal sogar die Gelderpressungen nicht bloß Geld, sondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptsächlichsten Zwecke hatten. Die besten Männer des ganzen Gemeinwesens wurden geächtet; jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grausamen Nachverfügungen Napoleon's der Willkür scheuslicher Schergen verfallen; die reichsten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigsten weder durch Amt noch Alter sich vor der Schanzarbeit schützen, zu der man sie gewaltsam hinzog, um sie dem schändlichsten Hohn und mißhandelndem Spott bloßzustellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erschienen Bürger, zum Theil mit Frauen und Kindern, die sich glücklich durchgeschlichen hatten, und begaben sich tiefer in das Meklenburgische, wo sich ein Häuflein hamburgischer Bürgergarden um Perthes und Metlerkamp zu versammeln anfing; ihre Klagen über den unerhörten Druck und

die schnöde Mißhandlung, über das gewaltsame Zerstören der Häuser, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüstens der Gärten, gaben das traurigste Bild eines öffentlichen Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oesterreichs waren inzwischen dahin gediehen, daß seine Verbindung mit Frankreich immer loser, die mit Rußland und Preußen immer fester wurde, und endlich selbst dem Feinde, der hier zum erstenmale die unangenehme Wahrheit absichtlich hinter Täuschungen sich selbst verhehlen zu wollen schien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die österreichischen Heere den russischen und preußischen gesellen würde.

In dieser Voraussetzung erhielten unsre Anstalten zur Wiedereröffnung des Kriegs erneuerte Kraft und Zuversicht, und die Bildung und Aufstellung der Heere wurde in Gemäßheit des neuen Zuwachses bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgesonderter einzelner Rücksichten und Vortheile bei den verbündeten Heeren dem höheren Gesichtspunkt des allgemeinen Vortheils so viel als möglich unterzuordnen, die Truppen der verschiedenen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen bloß Eines Volkes bestand. Am mannigfaltigsten war die Mischung bei dem Nordheer unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, welches aus Russen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanseaten und andern deutschen Kriegsvölkern zusammengesetzt war, und dies wieder am meisten in dem Heertheile Wallmoden's, unter dessen Befehl, nebst den abgesonderten Truppen

einzelner Länder, auch die zusammengemischten von ganz Deutschland in der russisch-deutschen Legion sich befanden. Ein solcher Körper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverlässig, als ihm Festigkeit und innere Einheit fehlten. Auch Tettenborn, welcher von russischen Truppen bei der neuen Vertheilung nur vier Kosakenregimenter behalten, und seine russischen Dragoner, Husaren, Jäger und Kanonen anders wohin abgegeben hatte, bekam statt dieser jetzt preußische Truppen, nämlich die gesammte Lützow'sche Freischaar, welche aus allen Waffengattungen bestand, und ein neuerrichtetes preußisches Bataillon Jäger. Wallmoden hatte die schwierige Aufgabe, mit höchst geringen und unzuverlässigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marschalls Davoust, dem zugleich die dänischen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichster Anstrengung aufzuhalten und zu lähmen. Tettenborn empfing die Bestimmung, hiebei mit seinen Truppen dem Feind am nächsten zu sein, und nach eigner Einsicht und Kühnheit zu verfahren.

Wir können nicht umhin bei dieser Gelegenheit, da wir der Lützow'schen Freischaar erwähnt haben, einige Worte über diese mannigfach beurtheilte Truppe hier einzuschalten. In der freien Gesinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Gestalt und auf alle Weise erringen wollte, waren viele treffliche Leute schon frühe zusammengetreten, und obgleich größtentheils Preußen, so hatten sie doch in der Erwägung, daß preußische und deutsche Gesinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder gesondert scheinen könnte, vorzugsweise die deutsche erwählt. Diese Ge-

sinnung herrschte bei Stiftung der Freischaar, an deren Spitze der Major von Lützow gestellt wurde. Bei der Aussicht, daß der größere Theil Deutschlands sich in allgemeinem Aufstand erheben würde, dünkte eine solche Schaar der Kern, um welchen ein großes deutsches Heer sich zu unabhängiger Streitmacht versammeln konnte; und in der That mögen solch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der sogenannten schwarzen Schaar um so lebhafter vorgeschwebt haben, als die Freischaar in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu besitzen schien. Der Ausdruck „schwarze Erde", welcher hin und wieder bei dieser Schaar vorkam, erinnerte mit absichtlicher Bedeutung an die rothe Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieser Bestrebungen durchaus nicht günstig, und die verbündeten Mächte selbst wollten lieber den langsamen Beitritt der Rheinbundfürsten abwarten, als die rasche Kraft der Völker zur augenblicklichen Theilnahme aufrufen. Der Sammelplatz allgemeiner deutschen Gesinnungen mußte dadurch bald veröden, und den örtlichen nachstehen, die den Bayern, den Rheinländer, den Westphalen, in seinem eignen Kreise zu den Waffen rief; die Lützow'sche Schaar, eben so wie die deutsche Legion, kam dadurch um ihre politische Bedeutung, und behielt bloß, gleich andern Truppen, eine militairische. Jedoch wurde es schwer, jener Bedeutung sogleich zu entsagen, und ein unzufriedener Mißmuth über die getäuschte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht

gänzliches Erlöschen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte die Lützow'sche Schaar aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichsten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, oft noch in der Unschuld und Begeisterung höherer Bildung, fanden sich neben den rohesten Gesellen, denen Wildheit über Freiheit ging, und unter verschmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubsucht hüllten. Daher die zahllosen Klagen über Gewaltsamkeiten aller Art, die man von den sogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeisterung, welche andere Mitglieder dieser Schaar an vielen Orten erweckten. Allein auch die Bessern, die sich hier vereint fanden, waren nicht an günstiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimenter als erfrischender Geist wirken konnte, verlor sich hier in sich selbst lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die auf bloß militairische Verwendung beschränkte Schaar auch in dieser bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk bestehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, nächst der Tapferkeit, hauptsächlich die körperliche Kraft und Ausdauer bei dem Krieger in Betracht kommt. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anstrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenstillstandes näherte sich ihrem Ende, und die gespannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf solchen Entscheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unsere Sache noch nie gestanden! Der Kronprinz von Schweden gab dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung, daß die

Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe gegen Holstein bildete Wallmoden, unter dessen Befehlen die russischen Generale von Tettenborn und von Arentschildt, die englischen Generale von Dörnberg und Lyon und der schwedische General von Vegesack standen, welcher letztere jedoch im voraus besondere Weisungen erhalten hatte, die ihn von dem übrigen Heer einigermaßen trennten, wie er denn im Fall eines Rückzuges mit seinen schwedischen und den mecklenburgischen Truppen sich längs der Ostsee nach Stralsund ziehen sollte, während den andern Abtheilungen für solchen Fall die Richtung nach Berlin gegeben war. Diese sämmtlichen Truppen Wallmoden's betrugen ungefähr 25,000 Mann, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geschütz betrug kaum 40 Kanonen, die nicht alle im besten Stande waren, ja zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieser Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, so war im voraus bestimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, sobald sie vordränge, langsam weichen und sich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen sollte. Dem gemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen streitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenstillstandes auf vortheilhaften Anhöhen drei Schanzen eiligst angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über

die Stecknitz bei Lanz versicherte die rückwärtige Verbindung dieses Postens; die sumpfigen und buschreichen Ufer erschwerten jeden andern Uebergang. Wallmoden verlegte sein Hauptquartier von Grabow nach Hagenow, Tettenborn das seinige von Boitzenburg nach Büchen, und vertheilte seine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche beide Städte er nebst den Schanzen bei letzterer besetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa 3000 Mann Fußvolk, 4 Kosakenregimenter, zusammen beinah 1500 Pferde, und ungefähr 400 Pferde von der seit dem Ueberfalle bei Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterei von Lützow; einige Stücke leichtes Geschütz waren wenig brauchbar. Noch am 16. August wußte man bei uns nicht, ob die Feindseligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenstillstand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deßhalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erst am folgenden Tage durch die That gehoben, indem die Franzosen die Feindseligkeiten wirklich anhoben.

Am 17. August um Mittag bekam Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde, mit 3000 Mann, worunter auch Dänen, und 6 Kanonen, durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derselbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge sei. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeschickt, um den Feind in seinen Flanken zu beobachten. Durch Nachlässigkeit einiger Posten aber wurde auch gleich an diesem ersten Tage das bei Mölln aufgestellte Kosakenregiment überfallen, und von diesem Punkte, jedoch ohne den geringsten Verlust, zurückgeworfen, sonderbar ge-

nung, da seit Jahr und Tag bei diesen Truppen dergleichen weder geschehen war, noch in der Folge je wieder geschah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieser Seite seinen augenblicklichen Vortheil nicht. Desto ernsthafter war sein Andringen bei Lauenburg, wo zwei Bataillons Jäger und ein Kosakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verließen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freiem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet seiner Ueberzahl, zurück, und überließen ihn den Kosaken zu weiterer Verfolgung; von beiden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verstärkte der Feind seinen Angriff und rückte mit 5 Bataillons und 3 Kanonen an, zwei der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unsere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freie Feld hinaus, und schlugen sich den ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz suchen mußte, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Hauptmann Riedel den Lützowern gesellten Tyroler Schützen, über 400 Mann verloren hatte. Die Unsrigen hatten 100 Todte uud Verwundete, worunter 11 Offiziere, die bei jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend versuchte der Feind durch einen neuen Angriff mit dem Bajonett die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewiesen; ja jedoch seine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff sich stündlich vermehrten, so gelang es ihm am folgenden 19. in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unsern zu überwältigen, und er nahm

die Schanzen mit Sturm, wobei wir gegen 200 Mann verloren; die Kanonen waren schon am Abend vorher, da sie nun augenscheinlich in Gefahr standen, zurückgezogen worden. Auf diese Art Meister der beiden Flügelpunkte unsrer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er aber die Brücke zerstört fand, und ebenfalls auf hartnäckigen Widerstand stieß. Tettenborn hatte sich bereits nach Gresse zurückgezogen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeister Grafen von Bothmer mit 50 Kosaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo sie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben suchte. Nachdem die Franzosen sich nun aller Uebergänge über die Stecknitz bemeistert hatten, konnten sie ungestört und rasch vorgehen; allein Tettenborn blieb mit seinen Kosaken immer hart an ihnen, beunruhigte sie so sehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen so wenig Raum sich vorwärts aufzustellen, daß sie nur in ganzer Masse, wo das Fußvolk und selbst das Geschütz an der vordersten Spitze immer zur Hand sein mußte, langsam vorzugehen wagten. Unter beständigem Geplänkel von allen Seiten, wobei der Feind gegen die abgesessenen Kosaken jedesmal Geschütz aufführte, um sie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonendonner verherrlichte, zogen wir uns langsam und ohne Verlust über Gresse, Badekow und Schildefelde nach Vellahn, wo Tettenborn früh am 21. August eintraf, und weil es ihm unerträglich fiel, mit seinen tapfern Truppen vor dem zaghaften, aber übermächtigen Feinde noch weiter zurückzugehen,

so wollte er hier dem Feinde, dessen von Büchen und Boitzenburg heranziehende Abtheilungen hier vereinigt über 25,000 Mann betragen mußten, kämpfend Stand halten. Der Marschall Davoust war selbst an der Spitze der Vorrückenden, hatte aber in vier vollen Tagen nur wenige Meilen zurückgelegt, seine Reiterei wagte er kaum zu zeigen, alle seine Truppen machten gleichsam Vorposten, Kanonen wurden Plänkler. Wir konnten dieses Uebermaß von Vorsicht um so weniger begreifen, als wir aus aufgefangenen Briefen wußten, daß Napoleon den Marschall Davoust angewiesen hatte, die Truppen Wallmoden's als neu errichtete und schlechte gar nicht für bedeutend anzusehen. Später klärte sich dies freilich auf; Davoust glaubte fest, der Kronprinz von Schweden stehe ihm in ganzer Stärke gegenüber, oder doch in der Nähe, ja er meinte, gleich bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten, in den Gefechten bei Lauenburg, habe derselbe persönlich den Befehl geführt.

Die Gegend von Vellahn hat Höhen und Wald; hinter diesen legte Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit Wallmoden, der sein Hauptquartier in Klodran genommen, und den General von Dörnberg in die linke Flanke des Feindes vorgeschoben hatte, auf die zweckmäßigste Weise Reiterei und Geschütz in Versteck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzubrechen; das Dorf Vellahn wurde ganz mit Jägern besetzt, während vor demselben ein Theil der Kosaken ebenfalls versteckt hielt, und der andere Theil den Feind unter beständigem Plänkeln herbeilockte. Sein Vorrücken geschah jedoch an diesem Tage noch langsamer als gewöhnlich, und erst spät am Nachmittage

verkündigten Kanonenschüsse seine Annäherung. Durch diese Zögerung des Feindes mußte die Reiterei Dörnberg's zu früh erscheinen, und eher gesehen werden, als Zeit zum Angriff war. Die Franzosen wandten ihre Aufmerksamkeit sogleich auf ihre linke Flanke, und das Gefecht entspann sich zuerst mit einem Bataillon der russisch-deutschen Legion, das von den Husaren der englisch-deutschen Legion, und 4 Kanonen unterstützt wurde. Diese Truppen schlugen den Angriff, ungeachtet des feindlichen Kartätschenfeuers, tapfer zurück. Aber die Hauptsache war versäumt, und die Erwartung, den Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb getäuscht. Unter diesen Umständen nahm Tettenborn 3 Kosakenregimenter zusammen, und sprengte, er selbst der Erste, unter lautem Hurrah, auf die Franzosen ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerst wieder sich in Plänkler aufgelöst hatten, und bei diesem lebhaften Angriff in Menge niedergestochen wurden. Auch Wallmoden fand sich persönlich hier ein, und ermunterte, mit Tettenborn vereint, die Kosaken durch das muthigste Beispiel zu kühner Verfolgung, die auch beinah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätschen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmassen, welche den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr 400 Franzosen blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterei ängstlich zurückgehalten und von jenem zur Sicherheit in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die späte Nacht dauerte; unsre Truppen behielten ihre alte Stellung bei Vellahn, und hatten das Feld weit vor sich hin gesäubert; denn der Feind,

stutzig geworden, zog sich in der Nacht noch weiter zurück. Dieses Gefecht, in welchem höchstens 5000 Mann gegen mehr als 20,000 gestanden hatten, so ruhmvoll als erfreulich für die Unsern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten sollte, unter solchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beiden Tagen harrten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unsere Truppen höchst vortheilhaft aufgestellt waren, nachfolgen, oder uns bei Hagenow, wohin wir sodann zogen, angreifen sollte. Er nahm seine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin, während nur einzelne Abtheilungen sich unsern Plänklern entgegenstellten, und nach lebhaftem Kanoniren gleichfalls in jener Richtung abzogen. Kaum war Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in Wittenburg unterrichtet, als er sogleich Partheien in den durch diese Seitenbewegung eröffneten Raum schickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen und Boten auffingen; ein Kosakenregiment blieb bei Wittenburg selbst an die Hauptmasse der feindlichen Truppen dicht angeschlossen, und beobachtete deren kleinste Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeschickt, der schon in dieser Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die sich beobachtend zurückzog, fast zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerst mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren gesammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und sich zwischen den Seen bei Schwerin lagerte.

Tettenborn ging nun selbst mit allen Kosaken und der Lützow'schen Freischaar in den Rücken des Feindes, und auf derselben Straße, welche dieser genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwerin, allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelassen, sondern alles eifrig beisammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, so daß die Hoffnung, diesen zu überfallen, fehlschlug. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch diesen Marsch die Verbindung des Feindes mit seinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Warsow aus wurde der Major von Lützow mit einer starken Parthei nach Trebbow abgesandt, um den Feind ganz zu umstellen, und ihm auch von dieser Seite alle Nachricht abzuschneiden. Dieser letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchste Wichtigkeit. Während nämlich der Marschall Davoust mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See stand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäumung, welche die Kosaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit seiner Uebermacht etwas Entscheidendes auszuführen, so daß man mehr als gewöhnlich behutsam sein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marsch gewinnen zu lassen, kam die Nachricht bei uns an, daß die französische Hauptmacht aus Sachsen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen sei, und dieser in der Nähe von Berlin bei Teltow alle Truppen zusammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorspiel schon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine

beträchtliche Truppenstärke auf der Straße nach Berlin im Anmarsch war, und der Kronprinz weder seine versammelten Truppen vor der nahen Schlacht schwächen, noch in seiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungestraft geschehen lassen durfte, so sandte er an Wallmoden den Befehl, den Marschall Davoust zu verlassen, und schleunigst nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marschiren. Tettenborn sollte mit seinen Truppen stehen bleiben, und den Marschall Davoust über den Abmarsch der andern zu täuschen suchen. Wallmoden setzte sich sogleich am 25. August in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieser neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgesandt. Tettenborn zog sich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte desselben, sowohl um nicht die Rückzugsstraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die schöne und vollkommen offne Ebene, welche sich von Schwerin gegen Ludwigslust unübersehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für seine Reiterei vor sich zu haben; er nahm sein Hauptquartier in Fahrbinde, wo Bäume und Buschwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwischen dem Feind und den Unsrigen liegend jede Angriffsbewegung sogleich entdecken ließ, auch im unwahrscheinlichen Falle, daß die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Kosakenposten überfallen und versprengt würden.

Der Marschall Davoust hatte während der Abwesenheit Wallmoden's also nur höchstens 5000 Mann

vor sich, von welchen er sich, der jetzt mehr als 40,000 Mann hatte, die späterhin nach authentischen Listen bis zu 51,000 Franzosen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchsen, glücklicherweise in der Enge halten ließ; er ahndete so wenig, was bei uns vorging, daß er noch ängstlicher als vorher sich auf seine Stellung beschränkte. Eine kühne Bewegung von seiner Seite in diesem Augenblick, und ein rasches Vordringen durch die Priegnitz in die Mark Brandenburg, hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzosen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchst gefährlich, ja bei Davoust's Truppenzahl für den Feldzug auf dieser Seite entscheidend werden können, wenigstens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre sie zu schlagen, immer rückwärts haben weichen müssen, und der Kronprinz von allen Seiten bedroht, ja für seinen Rückzug nach Stralsund besorgt, hätte mit seinen geringen Kräften schwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löste glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, uud diese bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unsere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbesetzten Weg, überall schwärmten Kosaken, deren Anzahl durch ihre stete Bewegung unberechenbar groß erschien; die Patrouillen des Feindes, welche sich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; so gewann es den Anschein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr selber anzugreifen bereit wären.

Diese gespannte Lage dauerte jedoch nicht lange; schon am 26. August kam die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit seinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherstehende Truppen in die Gegend von Magdeburg absenden konnte.

Unbeschreiblich, und vielleicht zu sehr vergessen ist der Eindruck, welchen diese erste Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte sich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das seitdem der Gefährte unserer Waffen blieb, und nur bisweilen zu schlummern schien, um desto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, die später noch Einmal durch den General Bülow bei Dennewitz gelang, hatte dem Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Menge einen erhöhten Glanz verliehen. Zwar nur Preußen waren zum Kampfe gekommen, aber der Kronprinz hatte mit kriegskundiger Einsicht seine ganze Stärke in der kürzesten Zeit auf den bedrohten Punkt so versammelt und aufgestellt, daß der Feind die Unmöglichkeit des Gelingens einsah, und die Schlacht nicht auf das äußerste kommen ließ, sondern, mit der Niederlage eines Theils seiner Truppen zufrieden, die übrigen gar nicht in's Gefecht brachte. Auch unsere Stellung gegen den Marschall Davoust gewann nun eine andere Ansicht, sein Vordringen konnte weder so gefährlich, noch unserer fernerer Rückzug so nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterstützte, und dieser bei jedem Schritt auf größere Verstärkungen führte.

Unsere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu belästigen und seine Wirksamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug französischer Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannschaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei diesem Gefechte büßten wir auch Einige der Unsrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältnissen lebte und noch glücklicheren entgegen sah, dem frühsten Waffenrufe gefolgt, und nebst vielen seiner sächsischen Landsleute in die Lützow'sche Freischaar getreten, wo er sowohl wegen seines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeistes, als wegen seiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu sterben, und in der That verschob seine Genesung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er sich bei seinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungestümer Verwegenheit stürzte er bei dem ersten Begegnen auf den Feind, und fiel, von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, seine Gesinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unschätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäffer, dessen wir schon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß

sein Name nicht sogleich vergessen werde; er war in diesen Tagen auf einem Streifzuge jenseits der Elbe, wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keinen Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muthe auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von einer Flintenkugel getödtet worden.

Inzwischen hatte der Marschall Davoust den General Loison gegen Wismar abgeschickt, und dieser, nach mehrern Gefechten mit dem General von Vegesack, die Stadt besetzt. Die Beute war nicht so ansehnlich, als man erwartet hatte, desto beträchtlicher sollten die Gelderpressungen ausfallen, die sich der General Loison daselbst nebst der schnödesten Behandlung der Einwohner erlaubte. Eine Unternehmung auf Rostock, wo große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbefriedigte Raubsucht, und ein Versuch, dahin vorzudringen, wurde sogleich gemacht. Allein der General von Vegesack schlug die Franzosen bei Neu-Bukow, und warf sie wieder auf Wismar zurück, welches sie darauf ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten Geldsummen vollständig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind sich fortwährend ganz ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenförden, an welchem letztern Orte die Dänen gesondert standen, da sie auf Märschen und in Gefechten mit den Franzosen gemischt erschienen. Die Patrouillen, die der Feind in die nahgelegenen Dörfer nach Lebensmitteln, vorzüglich nach Vieh, ausschickte, bestanden immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Bataillons, hinter welchen Geschütz folgte, das bei jedem Angriff der Kosaken sogleich vorgefahren wurde und

zu feuern anfing. Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beschränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchstreifen zu lassen, auch in dem Lager selbst ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden seine Posten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager gesprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei sich gehabt, ersah man, daß der Feind in beständiger Besorgniß war von uns ernsthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um seine ganze Stärke beisammen zu haben. Seine Posten zog er aus Vorsicht alle ein, damit dieselben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr mit den Kosaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorposten Fußvolk sähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger schlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüsch gedeckt, und schossen ihre Büchsen ab, der Lärm durchdrang sogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unsern streuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortschritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen sich vor Tag wieder auf ihre Posten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg gesandt, welchen Ort aber noch vor seiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht

verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanseatischen Reiterei bei Bicheln einen guten Angriff gemacht, und den Feind geworfen. Durch alle diese glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachsenden Unternehmungen, wurde der Feind immer mehr und mehr eingeschüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit sich zu keinen Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der so groß und so peinlich war, daß der Marschall Davoust sogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausschickte, ohne in diesem Falle glücklicher zu sein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat diese Abgeschiedenheit des Marschalls in Schwerin durch ein scherzhaftes Lied artig besungen. Ein mit dem Kourier, der ihn überbringen sollte, aufgefangener Brief der Marschallin Davoust an ihren Gemahl gab durch seinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu scherzhafter Belustigung.

Die Begierde sich mit dem Feinde zu messen, war durch das Betragen desselben bei unsern Truppen täglich stärker entbrannt, es schien eine Schande, den nicht anzugreifen, der sich vor unserm Angriff so offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbstüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeschrieben war, zu überschreiten; und Wallmoden selbst bezeigte häufig Lust, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, seine gute Stellung, und sodann die Zusammensetzung

unsrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen schienen, um von jedem Hauptschlage abzumahnen. Auch blieb es bei diesem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, sich stärker gegen Rostock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Krivitz nach Warin zu marschiren beschloß, um mit dem General von Vegesack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren sollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von scharfem Verstand und gelassenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß seiner Gründe unter den vorhandenen Umständen vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieser Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuschalten, welche sich schon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieses Kriegs nur bestätigt haben. Wenn Truppen neu sind, so ist dies ein Uebel, das man berücksichtigen muß, sobald es ein ernsthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel ist noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch seinen Geist die feste Gemeinschaft zu bilden, die aus verschiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unversuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus schlechten Truppen gute macht. Allein die meisten neuerrichteten Truppen, besonders die sogenannten Legionen, haben immer eine schlecheret Rolle gespielt, als sie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeisterung und des Volksinnes in unserer Zeit und Nation noch wenig

reif, und durch militairische nnd politische Vorurtheile gestört war. Selbst die Thatsachen scheinen nicht lehrreich genug, und es erhält sich, trotz der überzeugenden Erfahrung so vieler Kriege und auch dieses letzten, eine militairisch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche sich doch, wenn ein großer Antrieb sie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den besten altgeübten Heeren entgegenstellt haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeisterung und Volkssinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erstaunenswürdiges Minimum ab, wie sich dies ehemals bei den Franzosen, und jetzt neuerdings eben so bei den Preußen, erwiesen hat. Mit diesen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit schwerer zu vernichten und deren Unzusammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlassen und der Marschall Davoust mit allen Truppen den Weg über Gadebusch rückwärts nach der Stecknitz eingeschlagen habe. Die Posten, die er hatte stehen lassen, um seine Bewegung zu verdecken, wurden sogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengesetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marsch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwischen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen schleunigst zum Vorrücken befehligt; der Rittmeister von

Herbert folgte mit einem Kosakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebusch nach, der Rittmeister Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Kosakenregiment, suchte demselben die Flanke abzugewinnen, der Oberst Graf von Kielmannsegge rückte mit seinen hannöverschen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die gesammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm selbst unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marsch gesetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zusammen, wo das Volk sie mit dem größten Jubel empfing, und in der brausenden Aufwallung einen der Einwohner, der sich von den Franzosen zum Spion hatte brauchen lassen, beinah zum Tode mißhandelte, so daß man denselben mit Mühe der Volkswuth entriß, und zur Untersuchung gefangen setzte.

Der Marschall Davoust hatte den Schwerinern gesagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlasse ihn, eine feste Stellung rückwärts zu nehmen, man möge sich wohl hüten, darin eine Flucht zu sehen, er würde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachsen und Böhmen drucken lassen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzosen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das vortheilhafteste geschildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieses Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten,

und diese erschreckten den Marschall Davoust dergestalt, daß er seine ängstliche Lage nicht länger auszuhalten vermochte, sondern plötzlich, von Furcht ergriffen, die Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beschloß dieser Feldherr seinen mecklenburgischen Feldzug, in welchem er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatte, völlig und für immer einbüßte, und mit seiner beträchtlichen Streitmacht einer geringen Truppenschaar gegenüber zum Gespötte wurde. Napoleon hatte ihm, so lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, die er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mecklenburg bestimmt, allein er selbst schien nicht genugsames Vertraun auf diese Schenkung zu setzen, um in jeder Verheerung des Landes schon sein Eigenthum beschädigt zu glauben; die Franzosen hatten ungestraft alle Plünderungen und Ausschweifungen begangen; die schlimmsten Klagen aber führte man über die Dänen, welche von den französischen Behörden durch mangelhafte Verpflegung absichtlich genöthigt wurden, ihren Bedarf unordentlich und gewaltsam herbeizuschaffen. Die dänischen Gefangenen, welche wir gemacht, klagten alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwischen durch seinen nächtlichen Marsch mehrere Stunden Vorsprung gewonnen, und wurde erst jenseits Gadebusch erreicht, wo die Kosaken seinen Nachtrab angriffen, und unter beständigem Plänkeln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind sich widersetzte, um nicht seinen Rückzug in eine völlige Flucht ausarten zu lassen. Tettenborn erfuhr in Wittenburg am 3. September, daß von Gadebusch ungefähr 2000 Franzosen, welche mehrere Kanonen bei sich

führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Absicht nur sein konnte, durch Gewinnung der südlichen Spitze des Schaalsees die Kosaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geschehenden Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa 1000 Jägern und Kosaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die àber bei seiner Annäherung Zarrentin schon wieder verließ, und den Weg nach Mölln einschlug. Erst auf den Höhen hinter Gudow stellte sie sich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während dessen unser Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp desselben in Zarrentin eintraf. Man schlug sich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unsere Jäger aus den Hecken und Büschen des offneren Feldes bald vertrieben war, schien sich in dem Walde behaupten zu wollen, besonders da er bald merkte, daß er mehr und besseres Geschütz als wir habe. Aber eine plötzliche und rasche Bewegung, welche Tettenborn mit einem Kosakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entschied diesen sogleich, seinen Rückzug auf Mölln eilig fortzusetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verstärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man schlug sich bis spät Abends, mit abwechselndem Glück, und beiderseitem Verlust. Tettenborn hatte inzwischen auch eine Parthei gegen Büchen gesandt, und diesen Posten, so wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem, dem Feinde abgenommeu, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir

sie behaupten konnten. Der Feind, welcher seine Reiterei gegen die unsere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder solchen Gelegenheit eine Menge Leute, die versprengt und flüchtig den raschen Kosaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten diese einzelnen Postengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unsrigen noch die Franzosen eigentliche Fortschritte machten. Doch hatte der Feind auf diesem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unser Verlust mochte über 200 Mann betragen, worunter viele der besten Lützow'schen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanseatische Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, schon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verlust, den die von ihm geführte hanseatische Reiterei schmerzlich empfand. Inzwischen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernsten Entschluß gezeigt, die Stecknitz mit Anstrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unsrer Versuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartier des Marschalls Davoust befand sich in Ratzeburg, wo er sich, wie in Schwerin, der durch Seen und sumpfiges Uferland geschützten

Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben so unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen sich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beschränken mußte, zeigte eine trübe Aussicht, die sich unberechenbar ausdehnte, und sowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage lästiger wurde; in unruhiger Spannung erspähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab scharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt, als gestillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendste Aufforderung, seinen freiwilligem Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzosen rührten sich nicht, und der Marschall Davoust begnügte sich in seinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die selten über eine halbe Stunde weit geschahen und meistens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten schon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offnes Feld für rasche Unternehmungen sich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiser Aufstände im Hannöverschen mahnend zu rufen schien. Auch konnte der Marschall Davoust, sobald wir auf dieser Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, sondern mußte für seine Verbindung, mit Frankreich sowohl, als mit den französischen Heeren, höchst besorgt werden, und deshalb irgend eine Gegenwirkung versuchen, zumal noch nicht der

Zeitpunkt gekommen war, wo er sich auf sich selbst beschränken und darein ergeben durfte, innerhalb seiner Bollwerke eingeschlossen zu sein. Daß er unser Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, sich durch die Gefahr, welche der Feind in seinem Entfernen von Hamburg sah, hinlänglich geschützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegesack eine gute Stütze für seine Landwehr und seinen Landsturm fand. Zufolge dieser Erwägungen verlegte Wallmoden schon am 6. September sein Hauptquartier nach Dömitz, wohin sich auch alle unsere Truppen in Marsch setzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten schon seit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöversche gemacht, und die Stadt Dannenberg fast ohne Unterbrechung besetzt gehalten. Der Feind, um alle seine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte diese Seite ganz entblößt. In diesen Tagen jedoch sandte der Marschall Davoust ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befestigung war, zum Mittelpunkte der Bewegungen zu machen, eine Brücke daselbst über die Elbe zu schlagen, einen starken Brückenkopf auf den jenseitigen Ufer anzulegen, und dann mit gesammter Macht über die Elbe zu setzen, die Stellung an der Stecknitz aber einstweilen nur bewachen zu lassen. Jenseits traf man entweder auf den Marschall Davoust, im Fall er auf unsere Bewegung

auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er seine Macht wegen der Besetzung Hamburgs mehr, als wir die unsrige, getheilt haben mußte, mit vortheilhafter Aussicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Wallmoden ließ in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Partheien auf Kundschaft über die Elbe hinüber. Weil aber in diesen Tagen die feindlichen Posten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehrern Punkten vorzurücken versuchten, so kehrte er selbst mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück. Tettenborn, welcher seit dem Gefechte bei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boitzenburg und Zarrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht der Franzosen vereitelt, die sich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, thunlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen Aufgabe glaubte man bisweilen darin zu vermissen,

und statt derselben nur ein Gewebe dunkler Vorstellungen zu finden. Sie alle zu befolgen, war schon wegen der Widersprüche unmöglich, sie auch nur theilweise auszuführen immer mißlich. Diese dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbestimmtheit findet gleichwohl wieder eine Entschuldigung in seinen eignen höchst peinlichen Verhältnissen; sein persönliches Gewicht war zusammengesetzt aus dem der verschiednen Mächte, deren Bundesgenosse er war, und jeden Augenblick mußte er dieses bei denen selbst geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden sahen mißtrauisch auf die künftigen Vortheile, welche sie durch vorausgeleistete Dienste erst eintauschen sollten; die russischen und preußischen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen standen, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten bestand, und in gemischten Rücksichten die Macht eines gebietenden Feldherrn sehr beschränkte. Der Kronprinz, um dieser Abneigung so wenig als möglich Wirksamkeit zu lassen, mochte seine eigentlichen Absichten und Wünsche nicht im voraus immer preisgeben, sondern glaubte sie gewisser auszuführen, wenn er erst im Augenblicke selbst, wo die Gelegenheit es forderte, sich mit fester Bestimmtheit ausspräche, bis dahin aber alles in dunkler Unsicherheit schweben ließe. Wir müssen zugestehen, daß er im Ganzen dieser Kriegführung nie des richtigen Scharfblicks, der besonnenen Vorsicht und des persönlichen Muthes bei irgend einer Gelegenheit entbehrt habe; seine theilweisen Anordnungen aber weckten oft Unzufriedenheit und Widerspruch, denen nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine

Betheiligung in diesem Kriege überhaupt zeigte sich allerdings sehr verschieden von derjenigen, zu welcher die deutschen Gemüther aufgefordert waren; allein seine Freiheitsgesinnung und sein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutschen Sache dennoch nahe genug.

In diesen Tagen hatten wir die umständlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeschreibliche Freude, welche sie erregten, wurde uns nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die siegreichen Waffenbrüder noch so sehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Aussicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entscheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Lähmung und Festhaltung des Marschalls Davoust und seiner überlegenen Macht leicht ein eben so großes Verdienst und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenstärke zu erwerben vergönnt gewesen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn aus der Nähe und Ferne die Glückwünsche aller Kriegskundigen über die bisherigen Leistungen, welche auf dieser so sehr gefährdeten Seite noch keinen Augenblick wirklicher Gefahr hatten aufkommen lassen; allein sie selbst waren dadurch nicht befriedigt, so wenig als die kampfbegierigen Truppen, denen die Wichtigkeit des Geleisteten nicht den Glanz ersetzen mochte, der von größeren Waffenthaten ausgeht. Mit desto lebhafterm Eifer wurde daher die Gelegenheit ergriffen, die sich endlich zu zeigen schien, in Einer Unternehmung an Tapferkeit

und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweisen Erfolgen vereinzelt und zerstreut geblieben war.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marschall Davoust den General Pecheux mit einer französischen Division von 7000 Mann auf das linke Elbufer sende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von unsern Partheien zu säubern, welche täglich verwegner wurden. Es blieb zweifelhaft, ob diese Absendung nur diesen Zweck habe, oder auch eine Verstärkung der Truppen in Magdeburg beabsichtige. Die frühere Bewegung Wallmoden's nach Dömitz scheint den Marschall Davoust zu dieser Maßregel, die für uns nicht besser gewählt sein konnte, verlockt zu haben. Der Entschluß Wallmoden's war sogleich gefaßt. Der General von Vegesack blieb mit seinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte sein Hauptquartier in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorposten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarsch getäuscht bliebe, ließ Tettenborn auch ein Kosakenregiment auf der Ebene zwischen Büchen und Mölln zurück; einige Bataillons Lützower, die hanseatische Legion und das zweite Husarenregiment der russisch-deutschen Legion besetzten die übrige Gegend zwischen Roggendorf und Boizenburg. Das hanseatische Fußvolk war nämlich nun, nachdem es durch englische, diesmal jedoch nur spärliche, Aushülfe sich einigermaßen erholt hatte, auch wieder brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; mit Unrecht hatte man seit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten diese Truppe vernachlässigt, sie hatte sich bisher immer trefflich geschlagen, und schlug sich auch jetzt wieder, nach

so vielen herabstimmenden Erfahrungen, dennoch mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am 13. und 14. September marschirten wir über Bellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen sich sammelten und noch am Abend des 14. über die Elbe gingen und nach Dannenberg vorrückten. Tettenborn führte die Vordertruppen, ließ sogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausspähen, und sandte, um sich in seinen Flanken zu sichern, rechts und links Partheien gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war, laut der eingezogenen Nachrichten, bis zur Görde gekommen und hatte mit unsern Kosaken geplänkelt. Man schätzte ihn auf 8000 Mann, nebst 8 Stücken Geschütz; die Einwohner des Landes leisteten uns durch Zutragen von Nachrichten und Verschweigen unserer Anwesenheit gegen den Feind die trefflichsten Dienste, die Franzosen erfuhren durchaus nichts, was sie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterei fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in sein Verderben hineingehen, weßhalb unsere Truppen hinter den Anhöhen, welche sich wellenförmig über die Gegend erstrecken, verdeckt aufgestellt blieben. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, schon stutzig durch das unvermuthete Zusammentreffen mit Kosaken, hatte Halt gemacht, und schien sich besinnen zu wollen. Der General Pecheux, durch die frühere Bewegung unsrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marschall Davoust wissen lassen, daß es sehr gefährlich sei weiter vorzugehen; dieser, sich der Anwesenheit Wall-

moden's in Zarrentin versichert haltend, hatte jenem über seine zaghaften Besorgnisse hart und mit kränkenden Worten geantwortet, als deren Folge wir späterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerstand leistete, zu erkennen glaubten. Die Kosaken hatte er als die Vorläufer mehrerer Truppen angesehen, aber die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht benahm ihm diese Vermuthung wieder, und während zweimal vierundzwanzig Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unserer Nähe glücklich verborgen. Selbst wenn irgend jemand aus verrätherischer und gewinnsüchtiger Absicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, so würde er unsern Kosaken in die Hände gefallen sein, welche mit meisterhafter Geschicklichkeit einen weiten Strich Landes in großem Umkreis völlig abschlossen.

Am 16. September früh um vier Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieser Richtung zu begegnen; der Marsch blieb durch die zwischenliegenden Hügel und Waldgebüsche gänzlich verdeckt, und eben so nachher die Stellung, die wir vor dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, sondern blieb in seiner Stellung rückwärts des Jagdschlosses Görde, welches er mit Jägern besetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, sandte gegen die vorgeschickten Kosaken einige Plänkler aus, und als jene, um die seinigen zu verlocken, sich zurückzogen, ließ er sie nicht verfolgen, sondern zog auch die seinigen wieder ein, und man hörte schon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen.

Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beschloß Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen, und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marschiren, und konnten erst gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Kosaken sprengten, indem sie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umschwärmten denselben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von diesem Augenblick unmöglich, nach irgend einer Richtung klar zu sehen; keine Streiferei, keine Erkundigung konnte er vornehmen. Die preußischen Jäger warf Tettenborn links in den Wald, ließ sie von Kosaken seitwärts am Rande begleiten, und dann rasch gegen den Feind anrücken, der sich bei dem Jagdschlosse stark gesetzt hatte, und zwar anfangs bestürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte; der General Pecheux befand sich in Person daselbst. Tettenborn war unterdessen vor die Hauptstellung des Feindes mit einer Abtheilung Kosaken und Lützow'scher Reiter und 4 hanseatischen reitenden Kanonen gerückt, und griff dieselbe in der Front an. Der Donner des Geschützes ließ den General Pecheux nicht länger in Zweifel, daß die Sache diesmal ernsthaft abgesehen sei. Er sammelte seine Schützen so viel als möglich aus dem Wald, wo das heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unsrigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geschwankt hatte, und suchte in gedrängter Masse über eine ebne Strecke die Anhöhe zu gewinnen, wo sein Geschütz aufgepflanzt

war, und ein überlegenes Feuer gegen das unsere richtete. Der Hauptmann Spooremann von der hanseatischen Artillerie schoß gut und schnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geschütz, mit großer Kaltblütigkeit seine Schüsse in jene Masse Fußvolk, wo man das Einschlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, sie kam, nicht ohne großen Verlust, flüchtig und zerstreut auf der Anhöhe an. Während man sich hier auf diese Weise schlug, und einige englische Kanonen den hanseatischen zur Unterstützung herbeikamen, so daß das unausgesetzte Feuer des Feindes nun mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, führte der Oberst von Pfuel eine von dem General von Arentschildt befehligte Brigade der russisch-deutschen Legion und 6 Kanonen links auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerst nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu lassen, und sie erst später, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch vonnöthen sei, nachkommen zu lassen. In Betracht aber der späten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald, nahm derselbe die Kanonen vielmehr an die Spitze seines Marsches, und beschleunigte die Truppen selbst soviel als möglich. Der Feind stand trotzig in seiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung sich bogenförmig hinzog, sein Feuer war vortrefflich, sein Fußvolk zeigte sich unerschrocken, und der im Walde verspätete Theil desselben setzte in unserer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war schon weit vorge-

rückt, die Zeit verging in wechselseitigem Schießen, und die rasche Kraft unseres Angriffs litt Gefahr gänzlich zu stocken, und sich in ein gewöhnliches Kanoniren, das nichts entscheidet, aufzulösen. Die übrigen Truppen Wallmoden's hatten den weiten Weg noch nicht zurückgelegt, und Pfuel brach noch immer nicht aus dem Walde im Rücken des Feindes hervor; er fand die Räume und Schwierigkeiten größer, als man sie angegeben hatte, und ohne seine verständige Eile wäre er erst mit anbrechender Dämmerung erschienen. Jetzt aber, im dringenden Augenblicke, verkündigten Kanonenschüsse vom Rande des Waldes uns und dem Feinde seine Ankunft, gleich darauf sah man das Blinken der Gewehre, und die Bataillons aufmarschiren; die Stellung des Feindes, der jetzt gänzlich umgangen war, wurde nun im Rücken und von vorn mit entscheidendem Erfolg beschossen, und sein Geschütz bald zum Schweigen gebracht. Pfuel erstürmte ein Dorf, das der Feind in seinem Rücken besetzt hatte, und drang immer näher heran. Jetzt auch erschienen die übrigen Truppen, die bisher noch zurückgewesen waren, auf dem Kampfplatz, und verstärkten den Angriff in der Front und in der linken Flanke des Feindes. Die Kosaken machten einen allgemeinen Angriff auf die noch übrigen Plänkler, von allen Seiten rückten unsere Truppen zum Sturm vor. Der General Pecheux hatte, sobald er sich umgangen und von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne Hoffnung eines Rückzugs sah, den Entschluß der verzweifeltsten Gegenwehr gefaßt, und in seinen Soldaten dieselbe Gesinnung erweckt. Die Franzosen standen mit unerschüttertem Muthe, und unterhielten ein mörderisches

Gewehrfeuer, indem sie zugleich aus ihren noch brauchbaren Stücken Kartätschen in unsere Reihen schmetterten. Der Major von Lützow sprengte mit seinen Reitern auf das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kugel in den Leib schwer verwundet. Der General von Dörnberg war inzwischen herangerückt, und erneuerte den Angriff; zwei Massen, auf welche der Oberstlieutenant Karl von Nostiz (jetzt russischer Generallieutenant) bekannt durch seine rücksichtlose Unerschrockenheit, an der Spitze einiger Schwadronen Husaren eindrang, wurden zusammengehauen, gefangen; eine dritte Masse erlitt gleiches Schicksal durch den Oberstlieutenant von der Golz. Immer noch wehrten sich die Franzosen mit größter Entschlossenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leute. Aber immer näher drangen die Unsern vor, preußische Jäger eroberten stürmend die letzte Haubitze des Feindes, unsere Kanonen feuerten von allen Seiten in seine Reihen, die schon durch kein eignes Geschütz mehr vertheidigt wurden. Unter diesen Umständen suchte der General Pecheux mit dem Rest seiner Truppen auf seiner linken Flanke gegen die Elbe hin sich zu retten, und zog sich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier sollte seine Niederlage erst recht vollständig werden. Wallmoden an der Spitze der Truppen drang unausgesetzt vor, und ermunterte im heftigsten Kugelregen die Seinigen durch das Beispiel heldenmüthiger Ruhe. Die beiden hannöverschen Bataillone Langrehr und Bennigsen stürzten mit gefälltem Bajonet auf den Feind; der Major von Berger führte gleicherweise sein Bataillon als Sturmmasse zum Bajonetangriff. Tettenborn sprengte mit seinen Kosaken heran, und brachte eiligst alles

reitende Geschütz hart an die schon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr Stand hielt; und kaum hatte sich das immer schwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder gestellt, als es auch schon durch das Feuer unsrer Kanonen, die in größter Nähe nachfuhren, gleich wieder niedergeschmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrecken, den die zuerst hier in diesem Kriege gebrauchten Congreve'schen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzosen erregten; das unauslöschliche Feuer, das sausend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles, was in seinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerspringende Granate noch zerschmetterte, was jenes verschont hatte. Es waren in der That einige Franzosen durch dieses Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge klagten in den Ortschaften, wo sie durchkamen, mit Entsetzen über das Anwenden dieser höllischen Erfindung. Uns jedoch schien die Wirkung der Kanonen noch größer und sicherer. Der Einbruch der Nacht nahm die geringen Reste des Feindes in schützendes Dunkel; und in wegloser Waldung, die unsere ohnehin ermüdete Reiterei endlich vom Verfolgen abhielt, setzte er die Flucht fort. Der General Pecheux selbst und 600 Mann waren entkommen, und gewannen noch in selbiger Nacht Lüneburg, wo sie nur kurze Zeit ruhten, und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Division von 7000 Mann war vernichtet, alle Kanonen, 8 an der Zahl, genommen, alles Gepäck in unsere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberste Befehlshaber entkommen war, nicht größer

sein. Der General Pecheux verzweifelte, und vergoß auf der Straße in Lüneburg Thränen über sein schmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber starrsinnig beharrenden Vorgesetzten durch den Tod so vieler Tapfern gebüßt worden, in wirklich tragischer Gestalt erschien, und dem unglücklichen Feind unsere Hochachtung und unser Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verloren die Franzosen in diesem Treffen bei der Görde über 2500 Mann, die übrige Mannschaft war gefangen oder zerstreut, noch nach vier Tagen schleppten die Bauern aus dem Walde viele Versprengte herbei, die theils dort verwundet liegen geblieben, theils sich dahin verkrochen hatten. Tettenborn ließ bestens für die Verwundeten sorgen und durch den verdienten hanseatischen Stabsarzt Doktor Redlich ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umstände gestatteten. Unter den Gefangenen befand sich ein polnischer General, ein französischer Oberst, die beiden Adjutanten des Generals Pecheux, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutschland versetzt worden waren. Ein sehr ausgezeichneter französischrr Officier, Major Ville, war auf dem Schlachtfelde an seinen Wunden gestorben. Wir verloren in diesem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Wallmoden hatte durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe verloren, Tettenborn das seinige zweimal wechseln müssen; diese beiden Generale nebst dem General von Dörnberg hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgesucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherrn gewöhnlich erlauben

will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, vieles für sich, allein wir gestehen offen, daß die ausgezeichnete persönliche Tapferkeit ein zu schöner und edler Theil des Kriegsruhms ist, als daß ihn selbst der oberste Anführer dem gemeinen Soldaten ganz überlassen dürfte; und alle ächte Feldherren haben wenigstens nicht verschmäht, immer mit Lust und Eifer den Ruhm zu erneuern, den zu erwerben schon nicht mehr nöthig war; und ist es nicht schon ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geschehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn streitig gemacht würde, doch den eines tapfern Kriegers zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo Wallmoden die Meldung erhielt, daß der Marschall Davoust, vielleicht unterrichtet von der geringen Stärke der ihm entgegenstehenden Truppen, sowohl gegen Boitzenburg als gegen Zarrentin im Vorrücken sei. Auf diese Nachricht schickte Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil seiner Truppen über die Elbe zurück, er selbst nahm sein Hauptquartier in Dannenberg. Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden, und mancherlei Erfolge der ausgesandten Partheien abzuwarten waren. Der Rittmeister von Herbert war bei Lüneburg vorbeigegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen heftigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzosen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war alles ruhig, wenige Versprengte von dem Treffen bei der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, mehrere in den Waldungen. Ueber Uelzen hinaus

waren einzelne Partheien weit in's Land gestreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land bis Braunschweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant von Schimmelpfennig war gerade-zu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche der Feind in größter Eile früher befestigt, aber mit Uebereilung verlassen hatte, ohne Widerstand eingerückt. Auf diese Nachricht brachen wir am 18. September aus der Görde auf, und marschirten nach Dalenburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurück blieben, während Tettenborn mit den Kosaken weiter zog und noch den-selben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich sandte er von hier aus den Rittmeister von Herbert in der Richtung von Tostädt auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieser ließ den Lieutenant von Hoch-wächter auf die Straße von Hamburg nach Celle vor-gehen, wo derselbe sogleich einen Scharmützel gegen Gendarmen und Douaniers zu bestehen hatte, mit gro-ßer Tapferkeit den Feind warf, und mehrere Gefangene machte. Andere Partheien rückten schnell nach Winsen vor, und besetzten an der Elbe Artlenburg, Brackede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das sorgfältigste verschlossen und bewacht, um den Feind über unsere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuschung zu erhalten. Durch dieses Vorrücken und Aussenden von Partheien erhielt unser bisheriger Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Wendung; seine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen sah er bedroht und erschwert; seine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigstens stark genug waren, um jeden Streifzug

zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer durch Truppen beunruhigt, deren Stärke er nicht zu schätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen sah, für sehr bedeutend halten mußte; die Hauptmasse der Truppen Wallmoden's stand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Versehen des französischen Feldherrn konnte entscheidend werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwischen erhielten wir auf dem nächsten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, sobald er Boitzenburg besetzt gesehen, auf dieser Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreistündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unsern auch Boitzenburg verlassen hätten. Allein der Feind zog sich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boitzenburg kam er gar nicht, so daß seine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinversuch blieb, sei es nun, daß er gleich anfangs nur einen solchen beabsichtigt habe, oder durch die Besetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von seiner frühern Absicht abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzosen an der Stecknitz in mancherlei Bewegung blieben, befürchtete Wallmoden ein neues ernsthaftes Vordringen derselben in das Mecklenburgische, und rief auch Tettenborn ungesäumt nach Dannenberg zurück, um sodann bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzugehen. Alle ausgesandten Partheien wurden demzufolge nach Dömitz beschieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeister von Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant von Schim-

melpfennig in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigstens so lange als möglich die Eifersucht des Feindes nach dieser Seite rege erhalten, und traf alle Anstalten, um ihn noch ferner zu täuschen und zu irren. Am 20. September Mittags marschirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg stehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten sich inzwischen aufgeklärt, sie waren eine Folge der Besorgnisse, welche die Unsrigen ihm erregt hatten, und die Franzosen, weit entfernt, etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verstärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu besetzen, und einem Angriff von dieser Seite widerstehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21. September sogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geschütz abermals stehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterei wieder nach Lüneburg. Die verschiednen Partheien zogen wieder an die Elbe und gegen Haarburg aus, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, bevor noch der Feind deren Entblößung bemerkt oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus dessen Mitte dem Feinde unendliche Anlässe zu Verdruß, Besorgniß, Nachtheil und Zweifel zuströmen sollten, für deren Größe man aus seinen Gegenwirkungen eine Art von Maßstab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beschränkt, die Kosaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die

Franzosen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pecheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes sehr geschwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unsern Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der französischen Herrschaft, die sämmtlichen Schriften der Douanen, und dieses Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewiesen die Einwohner in Aufsuchung versteckter Franzosen und Anzeigung französischen Eigenthums. Außer unserm eignen Siege brachten wir auch die ersten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; diese Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit strenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeschoben; sie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weser und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig zu sehen war, und seine Behörden ohne Truppen wenig vermochten, so war bald alles mit den Kriegsberichten überschwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungestümen Verlangens mehrmals gedruckt wurden, und der Feind sah bis an den Harz und die Ems seine mühsamen Täuschungskünste zu Schanden gemacht. Am beschwerlichsten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unserer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erschienen, sich vereinzelten und sich wieder zusammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachsen oder verschwunden waren; sie fingen Kouriere, Posten

und Zufuhren auf, machten alle französische Verwaltung unmöglich, schnitten Nachrichten ab und verbreiteten deren, überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Marsch und in den Quartieren, und beunruhigten die ganze Gegend. Da ihre Beweglichkeit stets in Ungewißheit über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Kosaken, die an demselben Tage an verschiedenen Orten gesehen worden waren, zusammenrechnete, eine unglaubliche Zahl herausbrachte, so vermehrte dies nur die Schwierigkeit, etwas gegen sie zu unternehmen. Der französische General von Osten marschirte von Haarburg mit Fußvolk und Geschütz gegen die Streifereien, welche der Rittmeister von Herbert nach Buxtehude und Welle führte, allein die Franzosen richteten nichts aus; bei Hitfeld entstand ein heftiges Gefecht, worin sie eine Anzahl Gefangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken nach Haarburg zurückflohen. Während auf der einen Seite unsere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere bis Zeven vor, um den Kourieren, die zwischen Hamburg und Bremen gingen, aufzulauern, so daß diese endlich zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ja sogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt wurden. Von dem französischen Obersten Grafen von Salm-Kyrburg, der zufolge der Briefschaften eines aufgefangenen Kouriers mit 400 westphälischen Reitern einen Partheigang gegen uns machen wollte, war nichts weiter zu erfahren.

Etwas besser hielt sich der Feind zunächst der Elbe; die Besatzung von Haarburg war bis auf 4000 Mann verstärkt worden, und die Hooper Schanze und der Zollenspieker wurden mit mehrern Bataillons besetzt;

auch wir hatten inzwischen gegen 300 Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieser Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winsen, Artlenburg und Honsdorf schlug man sich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen sehr viele Leute; wir hatten in manchen dieser Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl 50 bis 60 Mann eingebüßt. Bei einem solchen Gefechte war im Dunkel der Nacht ein französischer Offizier mit 6 Mann versprengt worden, und wurde erst einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Absicht gehabt, sich durch nächtliche Märsche bis nach Magdeburg durchzuschleichen, und war so überzeugt von der Niederlage unserer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marschall Davoust den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achselzucken der Zuversicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekostet, viel Leute!“ — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeister von Herbert gefangen genommen. Unsere Mittheilungen dagegen gelangten durch diesen letztern sicher bis zu den englischen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzosen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unsern Nachrichten von dem großen Kriegsschauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptsachen jedesmal schleunig durch den Druck mitzutheilen, um solchem Eifer

möglichst zu entsprechen. Das Zuströmen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihefolge von Druckblättern, die von selbst eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinschaftlichen Namens bedurften. Die durch unsern Zweck erzeugte Rücksicht auf die Oertlichkeit der nächsten Gegend machte den Marschall Davoust bald zu einem Hauptgegenstande dieses Blattes, welches, mit dem Hauptquartier Tettenborn's seinen Erscheinungsort wechselnd, und unentgeltlich ausgetheilt und versandt, in kurzem eine ungeheure Gunst und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an satirischen Ausfällen, in welchen die gute Laune unsers Hauptquartiers sich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützowern stand, ihre Beisteuer gaben. Die Franzosen waren bisher gewohnt, solche Feindseligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer sich, als man ihnen nicht das Gleiche, sondern Besseres bot, und ihr erschöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marschall Davoust hier bald als der Vandale Gänserich, bald als Robinson und Hermite de Ratzebourg bezeichnet wurde. Diese Zeitung hat uns seitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis sie zuletzt in Frankreich mit dem 16. Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marschall Davoust blieb. Wir haben der litterarischen Nebensache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unsrer Meinung nicht geringe Verdienst anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieser Weise offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und

keine Möglichkeit einer Aussöhnung sich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verschmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rücksichten und Glimpf aller Art noch sorgfältig diese Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußischen Jägern, die sich verschossen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzosen endlich wieder Meister von Lüneburg wurden, hatte sie sich verstecken müssen, und auch späterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und sogar mancher Einheimischen erfahren müssen, bis sich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ sie aufsuchen und zu Tische einladen, als eine würdige Kriegsgenossin; ihr Betragen war hier eben so unbefangen sittsam, als es dort unbefangen muthig gewesen war. Um sie nicht neuer Rache des Feindes auszusetzen, wurde sie, die bald entschlossen war, alte Verhältnisse gegen neue zu vertauschen, mit für sie günstiger Aussicht nach Berlin befördert. Es ist ein Zeichen des Geistes, der unsern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Triebe sich zu dem Kampfe berufen glaubten, der sonst nur Männern obliegt; eine Erscheinung, die schwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwidersprechlich die gerechte Sache zu erkennen gibt. Wir nennen bei dieser Gelegenheit noch Eleonoren

Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruf der Waffen und des Vaterlandes ihrem stillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen August Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'schen Jägern beigesellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, sondern wäre auch als Mann ausgezeichnet gewesen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel sie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlassen. Sie entdeckte sich einem Offizier, durch dessen Vermittlung sie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen starb sie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kameraden, deren Liebe und Achtung sie in hohem Grade besessen hatte.

Die Nachrichten von unsern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichsten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schlesien, und der Mark Brandenburg schon ganz nach Sachsen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahlreiche Streifschaaren zogen in seinem Rücken und auf seinen Flanken ungestraft umher, und besuchten Braunschweig und sogar Kassel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tschernyscheff mit 3000 Pferden vorgeschickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in diesen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereignisse immer festere Grundlage boten. Der Marschall Davoust hatte seine Hauptstärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochsenwärder, beim Zollenspicker

und bei Lauenburg versammelt; er schien äußerst besorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, dessen Befestigung er eilig vermehren ließ. Bei dieser Lage der Dinge ersuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Vegesack beobachten zu lassen, da der allgemeine Zustand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieser Seite zu befürchten gab, ihm selbst aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf sein Erscheinen wartete, um sich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverstanden; und was er in Rücksicht des Marschalls Davoust wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugestehen. Diesen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, diese Feinde nicht länger unangetastet in seinem Rücken zu lassen, wenn er, wie er schon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um sich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er sandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Versuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzosen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß sie bei dem ersten Anlaß sich hinter die Eyder zurückziehen würden, gesondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieses Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte seine Truppen bei Gadebusch zu einer kräftigen Angriffsbewegung versammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeister von Herbert und Lieutenaut von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Kosaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede auf Kähnen,

die er früher hatte zusammenbringen lassen, über die Elbe, und marschirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff bestimmt; allein der Marschall Davoust hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergesehen, und schleunig alle Truppen aus dem Ochsenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, so daß die natürliche Schwierigkeit, welche die sumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegensetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderseitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zustande; der General von Vegesack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber stehenden Vorposten, bei welchem die hanseatische Reiterei sich sehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanseatischer Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können schien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zustand ertragen, der allen seinen Eigenschaften widersprach, und seine ausgezeichnetsten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem schlesischen Heer über die Elster gegangen sei, und den Feind fortwährend hart bedränge, so wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Aussicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu sein schienen, während die

Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug schon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tschernyscheff nach Kassel und die glänzende Einnahme dieser Stadt hatte Schrecken und Bestürzung weithin verbreitet; allein durch stärkere, von Frankfurt her im Anmarsch befindliche französische Truppen bedroht, waren die Russen von Kassel wieder aufgebrochen, und eilten, indem sie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

Gerade in diesem Zeitpunkte, als die Franzosen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte Tettenborn den Plan, mit einer fliegenden Schaar an die Weser vorzudringen und Bremen zu überfallen. Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeist seines Freundes nicht länger zu lähmen. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen entgegensetzten, ungemein groß. Von Boitzenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, also ein viertägiger angestrengter Marsch durch zum Theil unwegsame Gegenden. Die geringste Nachricht aber, die während dieser Zeit der Feind von unserer Bewegung erhielt, mußte deren Zweck vereiteln. Bremen selbst war mit Wall und Graben befestigt, die Thore durch Schanzpfähle gesichert; zwischen Bremen und Haarburg lag der Zwischenposten Rothenburg, der sehr gut verschanzt und stark besetzt war; der Marschall Davoust konnte ohne alle Gefahr eine ansehnliche Truppenstärke von Hamburg aus absenden, um uns auf unserm Marsche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erst auf dem Rückmarsche,

abzuschneiden, während die Besatzung von Bremen, Nienburg und Minden uns auf der andern Seite entgegenrückte; gegen alle diese Gefahren blieb nur ein einziges Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen Ausführung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite des Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung gab. Allein Tettenborn ließ sich durch keine Betrachtung von Schwierigkeiten abschrecken; was er mit großer Kühnheit entworfen, das führte er mit sorgfältiger Vorsicht aus, und indem er diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften mit starker Kraft zusammenhielt, errang er bei allen seinen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der den Augen der Welt so gern als das Glück des Feldherrn erscheint, und doch meistentheils die innersten Beziehungen auf dessen Karakter und auf das Zusammenfassen der Dinge in seinem Geiste hat. So war es hier, wo die Kühnheit ins Verderben führen, die Vorsicht die Unthätigkeit fesseln mußte, und nur beide in hohem Grade zur Einheit gebracht, der Sache gewachsen waren.

Abends am 9. Oktober versammelte Tettenborn auf dem linken Elbufer bei Bleckede die Auswahl von Truppen, welche er zu seinem Zuge nach der Weser bestimmt hatte, nämlich 800 Kosaken, eben so viel preußische Jäger, die zum Theil auf Wagen gefahren wurden, und 4 reitende hanseatische Kanonen, worunter 2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant von Hochwächter mit einer Abtheilung Kosaken nach Welle geschickt worden, um allen Verkehr gegen Haarburg hin auf das strengste zu sperren, und ein gleicher Befehl nach Lüneburg an den Lieutenant von Klitzing ergangen war, brach Tettenborn am 10. Oktober mit den genann-

ten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf, und marschirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghausen nach Bispingen. Am zweiten Tage ging der Marsch nur bis Soltau. Am dritten über Visselhövede nach Verden, wo wir am 12. Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und weglosen Oeden der Lüneberger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beschwerden eines Marsches, der auf Nebenwegen unbemerkt sein Ziel zu erreichen strebte, war das Fußvolk, dem die Wagen selbst bald zu Hindernissen wurden, uud das Geschütz mit unbeschreiblicher Arbeit in eilendem Zuge fortgerafft worden, und folgte gleichwohl nur langsam den Kosaken nach, die in einzelnen Partheien schon weit vorausstreiften. Von Visselhövede aus schickte Tettenborn den Obersten von Pfuel mit einer starken Abtheilung Jäger und Kosaken nebst einer Kanone gegen Rothenburg ab, um diesen wichtigen Posten zu gleicher Zeit wie Bremen auzugreifen, und ihn zu verhindern, sowohl Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Haarburg zu senden. Der Major Denisoff eilte mit einer andern Abtheilung Kosaken voraus, um bei Hoya durch die Weser zu schwimmen, und alle Ausgänge von Bremen auf der andern Seite im voraus zu sperren. Die nach allen Seiten ausgestreuten einzelnen Kosaken hielten jeden Beobachter von unserm Marsche entfernt, und ließen keinen Menschen über ihre ausgedehnte Linie hinausschlüpfen; vermöge dieser Anordnung konnte der Feind höchstens erfahren, daß hin und wieder einzelne Kosaken gesehen würden, was ihn wenig beunruhigen durfte, da er schon gewohnt war, diese in der größten

Entfernung von ihrem Haupttrupp zu finden, was aber hinter diesen vorgeschobenen Streifzüglern sich in dunkler Masse bewege, das konnte niemand ahnden und blieb unverrathen. Einige Franzosen, theils Gendarmen, theils Beamte, die sich bei unserer Ankunft flüchten, oder nach derselben durchschleichen wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, Tettenborn selbst wandte mehrmals durch sein scharfes Auge die Gefahr ab, die unserm Unternehmen durch die frühe Entdeckung drohte; einen französischen Offizier, der zu Pferde schon fast entkommen war, entdeckte er in schon großer Ferne, und ließ ihn noch glücklich wieder umholen und einfangen.

In Verden wurde den Truppen nur eine Rast von drei Stunden gegönnt; mit Einbruch der Nacht traten wir den Marsch wieder an, um mit dem frühsten Morgen vor Bremen zu sein. Die vier Meilen von Verden nach Bremen sind eine fortwährende Sandstrecke, in welcher Menschen und Thiere nach den vorhergegangenen großen Anstrengungen vollends ermüdeten. Die Truppen rückten nur langsam fort, und Tettenborn, der mit den Kosaken an der Spitze des Zugs war, mußte schon in Arbergen einen geraumen Theil der Nacht auf die zurückbleibenden Jäger warten. Unterwegs war ein Postknecht in unsere Truppen hineingeritten, der ungestüm nach dem General fragte; zu Tettenborn geführt, übergab er diesem, den er unbedenklich für einen französischen General nahm, da er sich nicht einbilden konnte, daß hier ein russischer sein könne, ein Schreiben von dem Anführer eines französischen Postens in Ottersberg, worin dieser dem Befehlshaber in Bremen die Annäherung russischer

Truppen anzeigte. Eine Patrouille wurde sogleich nach Ottersberg geschickt, und hob den französischen Posten auf. Der Zufall, der hier sein Spiel ausgeübt hatte, galt uns für ein glückliches Zeichen, und wir setzten unsern Marsch getrost fort. Aber in Arbergen selbst drohte uns ein böser Verrath; der dasige Maire, getreu den schlimmen französischen Vorschriften, welche die Furcht in Anspruch nahmen, um die Leistungen, die sie von der Anhänglichkeit nicht hoffen durften, zu erzwingen, und welche jeden Maire verpflichteten, das Erscheinen fremder Truppen in seiner Gemeinde auf der Stelle anzuzeigen, hatte während unseres Aufenthalts in Arbergen einen Boten mit der Nachricht, daß Kosaken anrückten, — von Fußvolk und Geschütz, das noch nicht angelangt war, konnte er nichts wissen, — nach Bremen abgefertigt; allein dieser kam glücklicherweise nicht viel früher als wir selbst an, und jener Maire hatte bloß die Schande, wir nicht den Nachtheil seiner feigen Folgsamkeit.

Erst nach 7 Uhr am 13. Oktober trafen unsere Truppen in der Nähe von Bremen ein; der Feind, aufgeschreckt durch die Meldungen, daß Kosaken sich zeigten, glaubte es nur mit diesen zu thun zu haben, und schickte sogleich, da erst vor einigen Tagen 1200 Schweizer in Bremen eingerückt waren, eine starke Abtheilung derselben in die Vorstadt und das daranstoßende Dorf Hastett, die auch alsbald mit den Kosaken ein lebhaftes Geplänkel begann. Jeder Aufenthalt gab dem Feinde Zeit zur Besinnung und Gegenwehr, weßhalb Tettenborn eilte, ihn über den Haufen zu werfen. In größter Schnelligkeit ließ er eine Kanone herbeiholen, abprotzen

und feuern; kaum war ein einziger Schuß geschehen, als er an der Spitze der Kosaken kühn die Straße hinabsprengte und alles niedermachte oder gefangen nahm, was in den Häusern und Gärten sich zum Plänkeln zerstreut hatte; ganz richtig hatte er auf die plötzliche Wirkung gerechnet, welche der unerwartete Schrecken anwesenden Geschützes auf die Gemüther machen würde, die nun überzeugt waren, eine beträchtliche Macht gegenüber zu haben, und sogleich zur Flucht gewandt wurden. Die Flüchtigen fanden erst hinter den Wällen Schutz, von welchen ein heftiges Feuer auf die nachsetzenden Kosaken gerichtet wurde, die bis an das Osterthor drangen, die Zugbrücke aber aufgezogen fanden. Gegen 300 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, fielen in unsere Hände, die meisten ergaben sich ohne Widerstand unter Umständen, welche der Hälfte dieser Mannschaft erlaubt hätten, uns den ganzen Tag das Weiterdringen streitig zu machen.

Inzwischen war hiemit noch immer nicht viel gewonnen, die Besatzung war uns an Stärke überlegen, durch ihre Stellung hinter Wall und Graben vortheilhaft gesichert, und die Stadt ohne Mitwirkung der Einwohner schwerlich einzunehmen, da der Augenblick des Ueberfalls schon versäumt war. Ein förmlicher Sturm sollte bis auf den äußersten Nothfall verschoben bleiben, weil Tettenborn der Stadt die Schrecknisse dieser harten Maßregel, die im gegebenen Falle besonders fürchterlich werden konnte, zu ersparen wünschte. Auch war das Fußvolk noch nicht völlig herangekommen, und fürerst galt es, den Feind hinzuhalten. Das Osterthor, obgleich das stärkste, wohin aber die Verfolgung

uns zunächst geführt hatte, wurde sogleich angegriffen, und aus den Häusern der Vorstadt ein heftiges anhaltendes Gewehrfeuer gegen den Feind, welcher den Wall besetzt hielt, gerichtet, wobei man beiderseits viel Leute verlor. Um in der Stadt die Bürger, bei denen man die beste Gesinnung voraussetzen mußte, zur thätigen Mitwirkung gegen den Feind, der in der Front genug beschäftigt wurde, aufzureizen, und ihnen Veranlassung zu geben, die Thore gewaltsam von innen zu eröffnen, ließ Tettenborn ihnen die Gefahr zeigen, ihre Häuser in Flammen aufgehen zu sehen. Während mit Kartätschen von vortheilhaft gelegener Höhe die eine Seite des Walles bestrichen wurde, warfen die beiden Haubitzen unaufhörlich Granaten in die Stadt, und es dauerte nicht lange, so brach an mehrern Stellen Feuer aus. Der Hauptmann Spooremann bezeigte eben so großen Eifer als Geschicklichkeit, und machte mit dem wenigen Geschütz ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß man unsere Stücke für zahlreicher halten mußte, als sie waren. Hanseatisches Geschütz half diesmal zuerst eine Hansestadt erobern und befreien!

Die Kosaken hatten sich inzwischen um die ganze Stadt vertheilt, und bewachten alle Ausgänge, auch auf dem linken Weserufer war jeder Zugang genau besetzt, und mehrere Wagen, die auf dieser Seite flüchten wollten, kehrten beim Anblick der Kosaken eiligst nach Bremen zurück. Von den Bürgern jedoch zeigte sich bald, daß auf ihre Mitwirkung nicht zu rechnen sei; das Unglück Hamburgs erhöhte die Furcht vor dem noch übermächtig scheinenden Feind, und schwächte das Vertrauen zu unsern, diesmal allerdings nur im Fluge

schimmernden Waffen. Der französische Befehlshaber, Oberst Thullier, ein alter geprüfter Soldat und Mann von Kopf, hatte überdies alle zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen, um eine übelwollende Volksmasse unschädlich und im Zaum zu halten. Zahlreiche Patrouillen trieben die Leute von den Straßen in die Häuser hinein, welche verschlossen werden mußten.

Tettenborn ließ daher, nachdem gegen 200 Granaten in die Stadt geworfen worden, das Feuer aus dem groben Geschütz einstellen, und bloß das Gewehrfeuer dauerte mit abwechselnder Lebhaftigkeit fort. Er nahm sein Hauptquartier in Hastett, und hielt die Stadt eng eingeschlossen, zog den Obersten von Pfuel mit den Truppen von Rothenburg an sich, ließ dann die besten Angriffspunkte erforschen, und alles zum Sturme vorbereiten. Eine Abtheilung Fußvolk sollte über die Weser setzen, die Stadt auf dem jenseitigen Ufer angreifen, durch ein aufgesprengtes Thor rasch über die Weserbrücke vordringen, und so den Feind zwischen zwei Feuer bringen. Gegen Abend kamen Kosaken von dem jenseitigen Weserufer schwimmend zurück, und kehrten mit Befehlen für den Major Denisoff auf dieselbe Weise wieder zurück, zur großen Verwunderung des Feindes, der von den Wällen zusah, wie der Fluß für diese Reiter nirgends ein Hinderniß war. Die eingetretene Waffenruhe benutzten die Unsern zu langentbehrter Erholung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn gleich früh am andern Tage erneuerte sich das Gewehrfeuer, und durch einen der Zufälle, die so oft im Kriege entscheidend sind, wurde an diesem Morgen der Oberst Thullier auf dem Walle erschossen. Dieses Ereigniß, das wir erst

am Nachmittage erfuhren, begünstigte unsere Sache ausnehmend, indem nicht leicht ein ihm an Ausdauer und Trotz gleicher Nachfolger zu erwarten war. Der Oberst von Pfuel kam inzwischen mit den übrigen Truppen an; er hatte, als er zum nächtlichen Ueberfall gegen Rothenburg anrückte, die Wumme so stark ausgetreten gefunden, daß kein Wegweiser die Lage des Bodens mehr zu erkennen wußte, und daher nach einigem Versuch, den Feind durch List zur Uebergabe zu bringen, sein Unternehmen aufgegeben. Die Truppen waren nun alle vor Bremen versammelt, der Sturm in allen seinen Theilen angeordnet, alle Vorkehrungen getroffen, und die nächste Nacht vor Tages Anbruch zur Ausführung bestimmt. Um nichts unversucht zu lassen, schickte Tettenborn am nämlichen Tage den Rittmeister von Herbert mit einem Trompeter an das Thor, um den feindlichen Befehlshaber zur Uebergabe aufzufordern. Gegen alles Erwarten wurde sein Antrag keineswegs verschmäht, sondern ein französischer Offizier kam aus der Stadt und verlangte zu dem russischen Befehlshaber geführt zu werden, um wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten. Der Fall des Obersten Thullier hatte den Muth der französischen Beamten, welche am meisten besorgt gewesen waren und zur Vertheidigung aufgemuntert hatten, gänzlich niedergeschlagen, die Truppen, größtentheils Schweizer, bezeigten keine sonderliche Lust zu fechten, und die Bürger fingen nun doch an unruhig zu werden. Die ansehnlichen Kassen und Vorräthe, welche sich in der Stadt befanden, erschwerten die Bedingungen der Uebergabe, weil die französischen Beamten alles preiszugeben Bedenken

4 *

trugen, und manches zu retten hofften, wenn sie zögerten. Dazu kam, daß man noch nicht einmal gewiß wußte, ob nicht eine bloße Streifschaar nur im Vorbeigehen einen Versuch auf Bremen mache, und bei fortgesetztem Widerstande bald wieder abziehen würde. Daher verlangte der französische Offizier, da man Tettenborn's Anwesenheit bezweifelte, diesen selbst zu sehen, um sich, weil er ihn persönlich kannte, zu überzeugen, daß dieser General in Person gegenwärtig sei. Als man in der Stadt die Gewißheit erhielt, daß wirklich der General Tettenborn vor den Thoren sei, dachte man an keinen fernern Widerstand; sein Ruf war schon längst von der Art, daß man nicht zu hoffen wagte, er würde sein Unternehmen so leicht aufgeben, und man nicht voraussetzte, er könnte es ohne hinlängliche Kraft der Ausführung begonnen haben. Man war sogleich zur Uebergabe bereit, nur über die Bedingungen wollte man noch unterhandeln. Es verstrich darüber der Rest des Tages und der größte Theil der Nacht, bis endlich Tettenborn, des langen Zögerns überdrüssig, gegen Morgen die Truppen zum Sturm anrücken ließ, und Befehl gab, wenn nicht in einer Stunde die Uebergabe unterzeichnet wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. So kam denn die Sache baldigst zu Stande, der Oberst von Pfuel und der neue französische Befehlshaber, Major Devallant, schlossen die Bedingungen ab. Der Besatzung wurde freier Abzug mit allen Kriegsehren zugestanden, und das Versprechen abgefordert, binnen einem Jahre nicht wieder zu dienen, man wußte aber schon vorher, daß die meisten Schweizer bei uns Dienste nehmen, die übrigen sich zerstreuen würden. Alle Kassen, Vorräthe,

Geschütz und sonstige Kriegsbedürfnisse wurden überliefert, die Reiterei mußte ihre Pferde abliefern und zu Fuß abmarschiren. Wir fanden 14 Kanonen und 2 Bombenkessel von ungeheurer Größe, sie waren zur Vertheidigung von Hamburg bestimmt gewesen, und sollten von den Wällen dieser Stadt bis Haarburg reichen können. Die französischen Beamten erhielten russische Päffe, um nach Frankreich zurückzugehen, sobald es die Umstände erlaubten. Gegen 10 Uhr Vormittags, am 15. Oktober, besetzten die preußischen Jäger das Osterthor, und eine Stunde später, nachdem die französischen Truppen mit klingendem Spiel ausmarschirt waren, die übrige Stadt. Als die Franzosen nach dem Ausmarsche sahen, wie gering die Zahl des Fußvolks sei, dem sie wichen, entstand unter ihnen ein Gemurmel, die Uebergabe sei erschlichen und brauche nicht gehalten zu werden, ein paar ältere französische Offiziere sprachen laut in diesem Sinne. Tettenborn aber ließ die Kanonen mit Kartätschen laden, und drohte, bei dem geringsten Widerstande alles niederschießen zu lassen. Auch brach das Volk, das sich schon während der Unterhandlungen kaum gemäßigt hatte, jetzt unaufhaltsam los, stürmte jauchzend nach den Thoren und Wällen und erfüllte drohend die Straßen um das Präfekturgebäude, wo die sämmtlichen französischen Behörden, um den Präfekten Grafen von Arberg versammelt, zitternd und zagend den Tumult des Volks anwachsen sahen. Schon war ein unglücklicher Douanier, der sich am Thore unvorsichtigerweise in seiner Uniform hatte blicken lassen, durch die Wuth des Volks umgekommen, und der Präfekt sandte eine Botschaft an Tettenborn, um ihn zu be-

schwören, so eilig als möglich herbeizukommen, und durch seine Gegenwart den Geängstigten sichern Schutz zu verleihen. Unter ungeheuerm Jubel zog Tettenborn an der Spitze der Kosaken in Bremen ein, die Straßen und Fenster waren gedrängt voll Menschen, Blumenkränze fielen herab, weiße Tücher wehten, und des Lebehufs war kein Ende.

Gleich nach Besetzung der Stadt sandte Tettenborn nach allen Richtungen zahlreiche Kosakenpartheien aus, um jede Bewegung des Feindes zeitig zu erfahren, und in weitem Umkreis alle Nachrichten abzuschneiden, die er über unsere Stärke hätte erhalten können. Die Einnahme der Stadt schien aber erst recht im glücklichen Augenblick erfolgt, als Abends nicht sehr ferner Kanonendonner die Annäherung feindlicher Truppen verkündigte. Die Franzosen hatten nämlich auf die Nachricht von Bremens bedrohter Lage sich von Rothenburg und zu gleicher Zeit von Nienburg aus in Bewegung gesetzt, um Hülfe zu bringen. Allein die Truppen von Rothenburg waren bald auf Kosakenpartheien gestoßen, vor welchen sie sich nach einigen gewechselten Schüssen eilig wieder auf ihre Verschanzungen zurückzogen; die zahlreicheren Truppen von Nienburg kehrten, auf die bloße Nachricht von der schon erfolgten Einnahme Bremens, erschrocken wieder um, hielten sich selbst in Nienburg nicht sicher, und zogen von da nach Sprengung der Weserbrücke gegen Minden ab.

Die Wegnahme von Bremen und das ungestrafte Schalten russischer Truppen auf beiden Ufern der Weser im Rücken des Marschalls Davoust und seiner ganzen französisch-dänischen Heeresmacht erregte weithin im

ganzen Lande ein freudiges Erstaunen und muthige Gährung unter den Einwohnern, Furcht und Schrecken in allen französischen Beamten, die schon nicht mehr in Sicherheit auf ihren Posten bleiben konnten. Der Marschall Davoust war jetzt völlig von aller andern französischen Heeresmacht abgesondert, und konnte nun seinen Feldzug nur noch gleichsam für sich allein fortsetzen. Als volkreiche Stadt, als fester Platz, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Verbindung zwischen Hamburg und Holland war Bremen für die Franzosen von außerordentlicher Wichtigkeit, für uns gesellte sich die wiederangeknüpfte unmittelbare Verbindung mit England, die bald so höchst erfreulich werden sollte, die Wirkung in der öffentlichen Meinung, das gewonnene Geschütz und die ansehnliche Beute an Geld und Vorräthen dazu. Die Beute wurde größtentheils den seit langer Zeit bedürftigen Truppen ausgetheilt, eine bedeutende Geldsumme aber dem Kaiser Alexander übersandt. Die Pferde wurden fast alle der Lützow'schen Reiterei gegeben. Die Schlüssel der Stadt überbrachte der Rittmeister von Herbert dem Kronprinzen von Schweden, den er auf dem Schlachtfelde vor Leipzig traf, und der sogleich die glückliche Botschaft dem Kaiser Alexander zusandte, als den schönsten Glückwunsch zu dem schon entschiedenen Siege, der durch die Erstürmung Leipzigs eben vollendet wurde. Wir aber blieben noch lange Zeit in Ungewißheit über die Lage der Dinge in Sachsen, und erhielten erst am 24. Oktober in Verden die Nachricht von den Ereignissen, die über Deutschlands Loos entschieden hatten.

Die städtischen Behörden in Bremen bestanden zwar

größtentheils aus bremischen Bürgern, behielten jedoch vorläufig ihre französische Gestalt noch bei, um nicht die Rachsucht eines Feindes, dessen Entfernung noch keineswegs als immerwährend verbürgt war, durch einen Schritt aufzureizen, der späterhin mit größerer Sicherheit und mehr Nutzen geschehen konnte. Tettenborn selbst gab aus billiger Schonung den Wünschen vieler eifrigern und in ihrem Muthe durch keine Furcht gehemmten Bürger, welche sogleich die alte Verfassung wieder einführen wollten, kein Gehör, sondern vertröstete sie mit ihren Hoffnungen auf eine Zeit, deren schnelles Annähern alles verkündigte. Dieses gänzliche Unberührtbleiben der innern Angelegenheiten zeigte den besorgtern Bürgern, wie wenig sie noch der Gegenwart vertrauen könnten, eine Ueberzeugung, die noch mehr bestärkt wurde durch alle Anordnungen, die man treffen sah. Nicht allein wurden aus allen Kräften und mit möglichster Eile die Werke von Bremen geschleift, woraus man schließen konnte, daß die Russen die Stadt nicht sowohl vertheidigen, als vielmehr dem Feind schwer zu vertheidigen hinterlassen wollten; sondern auch das Fußvolk, dessen man gehofft hatte mehr und mehr nachkommen zu sehen, marschirte unverzüglich wieder ab, und nahm seine Richtung nach der Elbe zurück. Wallmoden wollte nämlich, nachdem, fast wider sein Erwarten, die Unternehmung auf Bremen gelungen war, die Truppen von dort wieder an sich ziehen, um seine Stärke beisammen zu haben, im Fall der Marschall Davoust sich regen sollte, da mancherlei Zeichen auf dieser Seite wieder stärkere Besorgniß erregten. Nicht nur fanden seit kurzem zahlreiche Scharmützel an der Stecknitz Statt,

sondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu täuschen, in Haarburg eine beträchtliche Macht zusammen. Eine große Truppenschaar unter dem General Kellermann war überdies wieder in Kassel eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung sie nehmen würde. Tettenborn sandte daher sein Fußvolk mit allem genommenen Geschütz gegen Lüneburg zurück, und indem er weder Bremen ganz aufgeben, noch den erhaltenen Befehl vernachlässigen wollte, verlegte er sein Hauptquartier am 18. Oktober nach Verden, nahe genug vor Bremen, um die Stadt vermittelst einer Kosakenabtheilung noch zu behaupten, und nicht zu weit von Wallmoden, um nicht sogleich im Nothfall durch zwei Eilmärsche wieder mit ihm vereinigt zu sein. In Bremen blieb der Major von Schultz, vom Kasan'schen Dragonerregiment, als Befehlshaber zurück, und sorgte dafür, daß das Abtragen der Wälle und Ausfüllen der Gräben fortgesetzt würde, damit in keinem Falle der Feind hier sogleich wieder einen Stützpunkt fände. Die Nachricht, daß 2000 Franzosen von Osnabrück her im Anmarsche wären, machte die Beschleunigung dieser Arbeit um so nöthiger. Unbegreiflich blieb die Gelassenheit, mit welcher der Marschall Davoust alles ertrug, was in seiner Flanke und in seinem Rücken vorging; er konnte wenigstens den Ueberfluß seiner Truppen mit einigem Geschütz gegen uns absenden, und Tettenborn, ohne es zu fürchten, erwartete dies; allein von dieser Seite blieb alles ganz ruhig, außer daß die Besatzung von Rothenburg Verstärkung erhielt, und von Haarburg aus eine Streiferei nach Lüneburg unternommen wurde. Da Tettenborn jetzt nur allein Reiterei bei sich hatte, so

befand er sich in völliger Freiheit, und konnte auf den hannöverschen Haiden, selbst wenn von Kassel, Haarburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranrücken sollten, inmitten aller des sichern Rückzugs versichert sein. Seine Partheien waren dem Feinde auf der Straße nach Osnabrück entgegengegangen, und zogen sich allmählig vor dessen Annäherung wieder gegen Bremen zurück. Eine Parthei unter dem Rittmeister Grafen von Bothmer hatte Nienburg besetzt, die Weserbrücke herstellen und die Festungswerke schleifen lassen. Gegen die Mündung der Weser hinab, wo die beiden Schanzen bei Bremerlehe und Blexen stark von dem Feinde besetzt waren, gegen Rothenburg und Haarburg hin streiften unaufhörlich Kosakenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, sondern auch irre machten und schreckten, und ihm alle Nachrichten entzogen, die ihm, zu einer vereinigten Bewegung aus allen diesen festen Punkten zugleich, nöthig gewesen wären. Als der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte, und schon in Bassum angelangt war, ohne daß man genau seine Stärke wußte, so ließ Tettenborn die Kosaken die Stadt räumen und den Major von Schultz seine Aufstellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Celle der Befehl geschickt, die dortige Brücke über die Aller schleunigst herzustellen, um nöthigenfalls, statt eines Rückzugs, auf's neue einen kühnen Seitenzug nach Hannover oder Braunschweig machen zu können.

Am 22. Oktober rückten die Franzosen, 1500 Mann stark, unter dem General Lauberdière wieder in Bremen ein, doch ohne weiter gegen Achim vorzudringen, und ohne sich mit den andern festen Punkten, die mehr

noch durch Kosaken als durch den Raum von einander getrennt waren, in Verbindung zu setzen. Der Feind wagte aus Vorsicht nicht einmal in der Stadt zu übernachten, sondern rückte Abends auf das freie Feld, und dann frühmorgens wieder in die Stadt. Wir erhielten in diesen Tagen die Nachricht erst von dem Siege Blücher's bei Groß-Kugel, und dann durch den zurückkehrenden Rittmeister von Herbert von dem großen allgemeinen Siege bei Leipzig. Das Viktoriaschießen aus unserm hanseatischen Geschütz bereitete den Feind auf die Nachrichten vor, die er am folgenden Tage auch eigenerseits von der erlittenen Niederlage erhalten sollte. Der General Lauberdière hielt nun nicht für rathsam, länger an der Weser zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 26. Oktober, nachdem er die Stadt vier Tage wieder inne gehabt. Der Major von Droste folgte ihm mit einem Kosakenregimente sogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm noch viele Gefangene ab; der Major Denisoff rückte wieder in Bremen ein. Die Partheien gingen nach allen Seiten wieder auf's neue weiter vor. Der Lieutenant von Hochwächter meldete, daß sich der Feind sowohl in Haarburg als am Zollenspieker außerordentlich ansammle, allein die Bewegungen des Marschalls Davoust waren seit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten bloß zur Folge, daß Wallmoden einige Truppen unter dem Oberstlieutenant Karl von Nostitz nach Lüneburg vorrücken ließ, und sein Hauptaugenmerk auf das linke Elbufer richtete, für den Fall, daß der Marschall Davoust, weil dem Kaiser Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den

Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen sein könnte, zur Deckung Hollands hätte abmarschiren wollen. Um diesen Abmarsch jedenfalls zu erschweren, ließ Tettenborn in dem Straßendamme zwischen Ottersberg und Bremen zahlreiche Einschnitte machen, die den Feind wenigstens so lange aufhalten mußten, als nöthig dazu war, daß Wallmoden ihn einholen konnte. Allein der Marschall Davoust blieb durchaus ruhig, und begnügte sich, einige Truppenabtheilungen aus Stade nach Horneburg und Bremervörde zu schicken, die mit den verstärkten Besatzungen von Bremerlehe und Blexen eine Art Vertheidigungslinie vor dem südlichen Elbufer bildeten. Tettenborn ließ diese bloß beobachten, und sandte seine stärksten Partheien nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu lassen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant von Schimmelpfennig rückte in Oldenburg ein; der Major von Droste, der von der Verfolgung des Generals Lauberdière zurückgekehrt und gleich in andrer Richtung wieder ausgesandt worden war, warf den Feind in einem hizzigen Gefechte bei Westerstede, überfiel eine Menge einzelner Posten und flüchtiger Haufen, und drang bis nach Aurich und Emden vor; der Rittmeister von Bismark ging über Osnabrück bis nah an Münster, wohin sich der General Lauberdière, nachdem er in Osnabrück die Besatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra-Saint-Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeister Graf von Bothmer besetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangene wurden durch diese verschiedenen Partheien, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu er-

zählen sind, eingebracht; die Franzosen mußten überdies in der Eile der Flucht alles zurücklassen, was ihre Regierung und sie selbst an Geld und Vorräthen auf Kosten der armen Einwohner zusammengehäuft hatten. Das Volk empfing unsre Truppen überall mit den größten Freudenbezeigungen, und schlug sich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gendarmen herum. Tettenborn leitete, obwohl unpäßlich, alle diese Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend verblieb, bis er am 4. November sein Hauptquartier wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die französischen Behörden von diesem Augenblicke an aufhörten, und die Stadt wieder als freie Hansestadt in ihre frühere Verfassung zurückkehre. Da jedoch eine Menge neuer Thätigkeiten, auf welche diese Verfassung nicht berechnet sein konnte, dem langsamen Gange gesetzmäßiger Verhandlungen nicht überlassen werden durfte, so wurde, auf den Vorschlag Tettenborn's, die Leitung der Geschäfte während dieser dringenden Zeiten einstweilen einem Ausschlusse von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft übergeben. Der Senator Smidt, den Eifer des Bürgers mit den Fähigkeiten des Staatsmannes vereinend, ordnete und leitete hier die schwierigsten Angelegenheiten; Doktor Georg Kerner in Hamburg hatte diesen seinen Freund einst als den Franklin von Bremen bezeichnet, was später an den Marschall Davoust gelangte, der aber aus Irrthum hiebei statt des Namens Franklin den Namen

Lafayette auffaßte, und daher Befehl gab, diesen gefährlichen Mann zu verhaften und nach Frankreich abzuführen; nur durch besonnene Entschlossenheit entging Smidt diesem Loos, und konnte nun gleich, seine erhaltene Freiheit der wiedererlangten seiner Stadt widmen. Auch Friedrich Perthes aus Hamburg fand sich ein, und wirkte durch Rath und That erfolgreich zu allem Guten. Die erste Beschäftigung des Ausschlusses bestand darin, den bremischen Beitrag zur hanseatischen Legion schleunigst bewaffnet und gerüstet aufzustellen. Schon am 17. Oktober hatte Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen: „Einwohner von Bremen! Eure hanseatischen Mitbürger in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beispiel gegeben, und sich zahlreich zu den Waffen gestellt, um in diesem heiligen Kriege für die allgemeine Freiheit, und für die Freiheit der alten Hansa, die sich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr konntet ihnen diese Theilnahme und diese Anstrengungen beneiden, aber der Gang der Ereignisse mußte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeit lang noch entfernt halten. Endlich erscheint euch der Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entschluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf, und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, sind würdige Söhne desselben, nur sie sind der Mitgenossenschaft an dem künftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanseatischen Legion in vielen Gefechten sich rühmlichst ausgezeichnet; die Scham müßte jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre

thäte. Auf also, bewaffnet euch, sammelt euch zu den Fahnen der Hansa, und beweiset, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und Glücke dieses Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnsucht entgegenblicken, und euch mit offenen Armen erwarten Tettenborn!"

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major von Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterei unter dem Befehl des Rittmeisters von Eelking; die Truppen waren bald ausgerüstet, und zeichneten sich durch Haltung und Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böse, errichtete auf seine alleinigen Kosten überdies eine ganze Kompagnie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten sich verpflichtete, nahm selbst die Büchse in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten sich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war eine neue Schlacht, in weiter Ferne von jener, bei Hanau geliefert worden, und so glücklich standen die Sachen, daß Napoleon, schon um nur fliehen zu können, siegen mußte. Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere sich vorwärts in die befreiten Länder, im Vorrücken wachsend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr versiegte. Alle Länder, zwischen Elbe und Weser, die Küsten der Nordsee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, sahen mit freudigem Erschrecken die alten Ketten abfallen, in denen sie so lange geschmachtet hatten. Zwischen allen Festungen hindurch zogen die Schaaren unserer heldenmüthigen

Truppen unaufhaltsam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatsache in tausend Segnungen, die keine List des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unsern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutschland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die schwedischen Truppen marschirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden weiter nach Westphalen, die Russen zogen sich an der Weser hinab nach Bremen. Während die geschlagenen und zerstreuten Heerschaaren Napoleon's nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachsen dazustehen, und die Gesammtheit Deutschlands mit aller Anstrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den sich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind seinen besondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereignisse hatte man, wie schon oben erwähnt, vermuthen dürfen, daß der Marschall Davoust seine Truppen zusammennehmen und nach Holland durchzubrechen versuchen würde; mehrere seiner Maßregeln bestärkten in dieser Vermuthung; die Generale Pecheux und Osten standen mit 5000 Mann in Haarburg, Stade war von 3000 Mann besetzt, die starken Posten von Rothenburg, Bremerlehe und Blexen konnten sich an diese anschließen, und die noch übrige französische Besatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch diese Stadt ganz den letztern überlassen und alle Franzosen mitgenommen werden. Wallmoden wandte

seine ganze Wachsamkeit auf diese Seite, um den Feind wo nicht ganz zu hindern, doch nicht unbeschädigt abziehen zu lassen, und Tettenborn hielt in gleicher Absicht fortdauernd die Weser besetzt. Erst in späterer Zeit erfuhr man, daß Davoust allerdings den Befehlen Napoleon's zufolge hätte mit allen Truppen nach Holland ziehen sollen, allein dies nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die russischen und schwedischen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Besorgniß in Rücksicht des Marschalls Davoust endlich verschwinden: der General von Wintzingerode traf am 12. November mit dem von ihm befehligten russischen Heertheil in Bremen ein, und sechs Tage später der Kronprinz von Schweden. Die günstigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzosen durch das aufgestandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bei Bremerlehe und Blexen, und die Räumung von Stade, ließen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung dessen zu schreiten, was gegen Dänemark beschlossen war. Alle unsere Truppen setzten sich in Marsch von der Weser nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General von Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach, und eines Theils der Truppen des Generals von Wintzingerode, mit welchem dieser bei Düsseldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, änderte sich auch das Verhältniß, in welchem Tettenborn bisher gestanden hatte; der Kronprinz von Schweden nahm ihn unter seinen unmittelbaren Befehl, und ertheilte ihm, am Schlusse viel-

facher Verabredungen, keine andere als ganz allgemeine Vorschriften, die Art und Weise der Ausführung und jede Berücksichtigung neuer Umstände ganz seinem freien Urtheile überlassend. Das preußische Fußvolk und das hanseatische Geschütz gab Tettenborn demnach ab, und behielt zu dem fernern Feldzuge bloß seine Kosaken, mit denen er sich am freiesten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlassen konnte. Diese Kosaken hatten schon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, sich an strengere Kriegszucht und bestimmteres Gehorchen vor dem Feind gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterei auf, sondern auch, im Plänkeln auf durchschnittenem Boden, mit dem besten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle andern Truppen bei Boitzenburg, wo eine Schiffbrücke geschlagen worden, über die Elbe zurückgegangen waren, und sich wieder längs der Stecknitz versammelt hatten, brachen auch wir am 4. December von Boitzenburg auf, um zwischen den andern Abtheilungen durch, als fliegende Reiterschaar, in das Innere von Holstein rasch einzudringen. Der Marschall Davoust hatte gleich bei Annäherung des Kronprinzen von Schweden seine Truppen von der Stecknitz zurückgezogen, während die Dänen 10,000 bis 12,000 Mann stark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Hessen sich bei Oldeslohe versammelten und daselbst eine gute Stellung nahmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die dänische Regierung, durch diplomatische Vorspiegelungen und untreue Hoffnungen eingeschläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holstein glauben mochte, und noch bis zuletzt über-

zeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwohl ernst damit wurde, und eine so große Truppenstärke, die man über 40,000 Mann schätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erschien, so fand sich nichts vorbereitet, um einen festen Widerstand zu leisten, den doch die Art des Landes so sehr begünstigt, und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde. Aber weder war eine zu diesem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zusammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Festungen auch nur mit dem Nothwendigsten versehen. So stand die reichste und wichtigste Landschaft dem Beginn unglücklicher Verhängnisse offen, die den dänischen Staat an den Rand des Verderbens bringen sollten! Die dänische Staatskunst wurde großer Fehler beschuldigt, daß sie den Bund mit den Franzosen eingegangen, ohne kräftig darin aufzutreten, und daß sie eben so wenig im rechten Augenblicke sich davon loszusagen gewußt, sondern das Unglück habe kommen sehen, ohne dasselbe abwenden zu können, noch sich darauf vorbereiten zu wollen. Dies alles wurde ihr laut und scharf vorgeworfen, und überhaupt die Sache Dänemarks auf die ungünstigste Weise dargestellt. Besonders that sich August Wilhelm von Schlegel hervor, der als Sekretair des Kronprinzen von Schweden sich in dessen Hauptquartier befand, und im schwedischen Sinne mehrere französische Flugschriften und Aufsätze schrieb, welche hauptsächlich gegen die Dänen gerichtet waren. Doch bewährte sich auch dießmal die alte Bemerkung, daß jede Staats-

führung leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen sei, und so konnten auch die dänischen Wortführer die Sache ihres Landes am besten durch Gegenbeschuldigungen vertreten.

Am 4. December rückte der Kronprinz von Schweden mit seiner ganzen Truppenmacht über die Stecknitz nach Holstein vor. Der Marschall Davoust zog alle französischen Truppen zusammen und gegen Hamburg zurück, wodurch er die rechte Flanke der bei Oldeslohe aufgestellten Dänen unbedeckt ließ. Die Besorgniß des Marschalls, daß die Dänen, um die drohende Gefahr abzuwenden, dem Bündnisse mit Frankreich allzuschnell entsagen möchten, hatte ihn abgehalten, sie auf das Herannahende aufmerksam zu machen, und zu den kriegerischen Maßregeln aufzufordern, durch welche sie vielleicht mit Glück hätten widerstehen können. Er traute den Dänen schon seit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieselben jetzt unbedenklich ihrem Schicksale. Während der General Woronzoff mit 7000 Russen über Bergedorf die Franzosen gegen Hamburg verfolgte, rückte Wallmoden gerade auf Oldeslohe, und der Marschall Stedingk mit den schwedischen Truppen gegen Lübeck vor. Tettenborn seinerseits eilte über Trittau in das Innere von Holstein einzudringen, schnitt alle Verbindung zwischen Hamburg und Oldeslohe ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er sich des Dorfes Elmenhorst bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Kosaken behauptet wurde. Bevor aber die Vortheile auf dieser Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Hessen die

Stellung bei Oldesloha, die durch uns umgangen und durch Wallmoden auch in der Fronte bedroht war, und zog sich über Segeberg gegen Kiel zurück. Tettenborn hatte nicht sobald Nachricht von dieser Bewegung, als er schleunigst aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und ihn wo möglich zu überholen. Durch die entsetzlichsten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Morast sanken, dann über tiefe Graben setzen und häufig stundenlang sich durch Buschgewässer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unser Marsch in den folgenden Tagen ohne Unterschied Tag und Nacht gegen die Eider fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6. December vor Tagesanbruch erschien Tettenborn in Bramstedt, zum größten Erstaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige dänische Offfziere, die sich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigsten Papiere aller Art fielen in unsere Hände. Das Merkwürdigste war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Hessen, worin die ganze Lage der dänischen Sachen auf das deutlichste enthüllt wurde. Die Franzosen, hieß es unter andern, hörten schon seit drei Monaten auf, die festgesetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgesetzt werden, ohne selbst Jütland in Gefahr zu bringen, es müsse daher auf alle Fälle schleunigst ein Waffenstillstand geschlossen werden, damit der Graf Christian von Bernstorff im großen Hauptquartier der Verbündeten inzwischen Einleitungen zu

dem so nöthigen Frieden treffen könne. Von dem Marschall Davoust war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenstillstand eingeschlossen werden könne. Dieses Schreiben wäre auf jeden Fall zu spät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Hessen noch zu nützen, da er schon in völligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden hingegen offenbarte dasselbe immer früh genug die ganze Schwäche der Feindesseite, um mit desto größerer Zuversicht das Angefangene durchzuführen.

Von Bramstedt aus sandte Tettenborn eine Parthei unter dem Rittmeister von Bismark unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit dänischen Abtheilungen ins Gefecht kam, und nachdem sie vor den Thoren von Kiel sich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkstelligte; eine andere Parthei, von dem der Gegend sehr kundigen Rittmeister Grafen von Bothmer geführt, ging seitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 dänischen Reitern, die nach vergeblichem Widerstande sämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die französische Reiterei, welche unter dem General Vichery den General Woronzoff bei Wandsbeck noch zuletzt angegriffen hatte, durch die russische Reiterei des Generals von Pahlen mit großem Verlust geworfen und zum Theil niedergestochen worden. Lübeck hatte sich an die Schweden unter dem Marschall Stedingk ergeben, dessen Truppen den Dänen auf dem Fuße nachfolgten. Bei Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanseatische Bundestruppen gegen sie mitfochten,

berühmten Orte, kam es zu einem heftigen Treffen, worin die Dänen geschlagen wurden.

Unser Marsch ging nun über Neumünster und Nortorp eiligst gegen die Eider fort, und zunächst auf die Festung Rendsburg, welche von den Dänen nur erst schwach besetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach Rendsburg gehen sollten, nebst deren Bedeckung, und über 300 Gefangene. In einem Dorfe, wo dänische Truppen versteckt lagen, befand sich Tettenborn mit wenigen Kosaken mitten unter ihnen, ohne es zu wissen, bis sie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hielt der Feind das Dorf Jevenstedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geschütz besetzt, und hatte dasselbe gegen einen ersten Angriff der Kosaken behauptet; Tettenborn wandte sich daher, weil auf dieser Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und Wallmoden schon in vollem Vorrücken hieher begriffen war, mit seinen Kosaken links an der Eider hinab, um einen Uebergang zu suchen, und Rendsburg auf der andern Seite abzusperren, die Zufuhren zu verhindern, und in das Innere von Schleswig zu streifen. Am 9. December Abends erreichte er das Ufer der Eider, gegenüber von Friedrichsstadt, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Kosaken übersetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich darauf Husum besetzt, wo die dänischen Truppen eiligst abzogen, und 10 Kanonen zurück ließen. Alle Kosaken Tettenborn's befanden sich schon auf dem rechten Ufer der Eider, und seine Partheien streiften rechts gegen

Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordsee hin, wo die Schanze von Vollerwiek, den Ausfluß der Eider beherrschend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeschlossen wurde. Schon bereitete sich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig selbst, und hatte eine starke Parthei nach Flensburg abgeschickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwischen der dänischen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergesehenes Ereigniß nöthigte denselben seine Truppen möglichst zusammenzuziehen, und zwischen Rendsburg und Schleswig seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil seiner Truppen zwischen Rendsburg und Kiel am 9. December über die Eider gesandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernvörde, wohin man glaubte daß er seinen Rückzug nehmen würde, abzuschneiden. Schon war Dörnberg über Wittensee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einschlug und dadurch die Verbindung zwischen Dörnberg und Wallmoden, die über Kluvensiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. mit Dörnberg wieder vereinigt zu sein dachte, sah sich plötzlich durch die ganze dänische Truppenmacht, welche nach Rendsburg marschirte, überrascht und angegriffen. Das Dorf Sehstedt wurde eine Zeit lang durch Fußvolk der rusisch-deutschen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht

über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beisammen hatte. Die Gegend war den Dänen günstig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unsern standen beengt zwischen Einhegungen, Gebüsch und Sümpfen, welche die alte Eider hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern Bataillons standen zwischen Sehstedt und der Eider und hielten die Straße besetzt. Der Feind drang unaufhaltsam vor mit Fußvolk, Geschütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In diesem Augenblick brach die dänische Reiterei, welche sich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit solch ungestümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und versprengt wurde, was sich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die sich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden selbst war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Husaren und die mecklenburgischen Jäger hielten den Feind endlich in seiner Verfolgung auf, und machten selbst einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergestellt wurden. Der Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieser Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer ins Gefecht geführt und den Feind schon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, schlugen sich inzwischen auf ihre eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis spät Abends fort,

während die Hauptmasse der dänischen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegesack gehofft, der mit schwedischen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erst nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eider vorzugehen.

Dieses Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, schien anfangs nachtheiliger, als sich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeit lang seiner nächsten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denselben herfallen, sandte eiligst an Tettenborn den Befehl, seine Truppen bei Kropp zusammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen, und sich mit ihm den Rückweg über die Eider bei Friedrichsstadt sichern zu können. Die Gefahr war aber sogleich wieder entschwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenstillstandes, der zwischen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeschlossen worden, unseren Truppen eine willkommene und höchst nöthige Ruhezeit schenkte.

Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwiek, welche anfangs keinen Vorschlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeister von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernstlich angegriffen und aus den schon früher eroberten und dienstbar hergestellten Kanonen so wirksam beschossen worden, daß sie

noch vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes sich hatte ergeben müssen. Die Besatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfrist nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen, nebst 28 Kanonen, fielen in unsere Hände.

Der Waffenstillstand war durch österreichische Dazwischenkunft zu Stande gekommen, und der österreichische Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenschaft eines österreichischen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren hart, denn indem auf der Hauptseite die Waffen ruhten, durfte die Beschießung von Glückstadt und Friedrichsort ungestört fortgehen, und beide Festungen fielen. Aber die Lage der dänischen Sachen konnte auch nicht große Ansprüche begründen. Die eigentlich streitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Besatzung von Rendsburg, wo sie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen in der unvorbereiteten Festung durch Uebermacht eingeschlossen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inseln vereinzelt, waren weder als Heer beisammen, noch selbst einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfnisse fehlten, und das völlig schlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, das nur geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarschiren brauchte, ließ auch die eiligsten Maßregeln zu spät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war

möglich, denn das dänische Volk, das seinen Wohlstand schon lange leiden, und nun sein Letztes auf's Spiel gesetzt fand, suchte die Ursache seines Mißgeschicks nicht in den Verbündeten. In Holstein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unserer Sache ergeben, die sie allgemein als die Sache der Feiheit ansahen; ja manche Eiferer wünschten jeden Frieden mit Dänemark hintertrieben zu sehen, um die Hoffnung zu haben, bei fortgesetztem Kriege von diesem Staate abgerissen und rein deutschen Verhältnissen zugetheilt zu werden. An die Errichtung eines Landsturms in den Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemeine Stimme für sich hatte, in diesem Fall unbezweifelt die Verbündeten. Erst in Jütland konnte die dänische Regierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das sie durch den General von Wegener zu den Waffen aufrufen ließ; doch auch dieses begründete nur geringe Hoffnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die besten Landschaften vom Feinde besetzt, die übrigen zu Wasser und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde auf sich ziehen. Norwegen abzutreten schien in diesem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie und durch wessen Schuld Dänemark in diese verzweifelte Lage gerathen war, darüber galt jetzt keine Untersuchung, es sah die Thatsachen vor sich, und mußte im Zwange derselben handeln. Allein sei es, daß die österreichische Vermittelung eine zu große Stütze dünkte, sei es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünsche der Verbündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem

Rhein abgerufen zu sehen, genug, der dänische Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar sehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen solche Entschädigungen, daß man unwillig alle Verhandlung abbrechen wollte. Die Hansestädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordseeküste bis Ostfriesland hätten allerdings einen schönen Zuwachs des dänischen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutschland geworden wäre. Nachdem diese und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenstillstand unter ungenügenden Verhandlungen beinah abgelaufen war, ohne daß man dänischerseits ernsthafte Anstalten zum Frieden, wohl aber die eiligsten zum Kriege machte, so glaubte der Kronprinz von Schweden in der dänischen Regierung keine andere Absicht zu erkennen, als die, Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu stimmen, und dann nur allein gegen diese Macht den Streit auszufechten; denn die Dänen scheuten den Kampf gegen die Schweden keineswegs, sobald nur die denselben verbündeten Truppen sich abgesondert hätten. Der Kronprinz wurde in seiner Meinung bestärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenstillstands der Bevollmächtigte von Bourke und der Graf von Bombelles auf's neue in seinem Hauptquartier zu Kiel erschienen, und, statt wegen der Hauptsache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenstillstandes nachsuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu sein bekannten. Der Kronprinz äußerte mit zorniger Bitterkeit, daß für eine bloß militairische Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenstill-

standes wäre, es hier mit einem Trompeter, der einen Brief auf den Vorposten abgegeben hätte, vollkommen genug gewesen wäre, und die Erscheinung von Ministern, die solch untergeordneter Sache wegen kämen, und sobald man die Hauptsache berühren wolle, sich mit dem Mangel an Vollmachten entschuldigten, nur ein diplomatisches Gaukelspiel sei. Er versammelte die seinem Hauptquartiere folgenden Minister der verbündeten Mächte, und hielt in ihrer Gegenwart dem dänischen Unterhändler alles vor, was die dänische Regierung gegen die allgemeine Sache verschuldet habe, und was sie noch verschulde durch das sträfliche Hinhalten, mit welchem sie die verbündeten Waffen, die schon am Rhein gegen den Hauptfeind gebraucht werden könnten, hier aufhielte. Er führte mit starker Beredsamkeit das Bild der gegenwärtigen Lage aus, rühmte sich des treuen Beistandes seiner mit ihm ganz übereinstimmenden Bundesgenossen, und erklärte die Vermittelung Oesterreichs für eine Maßregel, die nur zu Gunsten Schwedens angesehen werden dürfe, so sehr auch die Dänen sich und Andre von dem Gegentheile überreden möchten. Das Feuer der Rede führte ihn dann in weiteres Feld und größere Ansichten, und er schloß mit den damals kühnen und stets denkwürdigen Worten: „Aber was auch im Werke sein und wie die Dinge sich wenden mögen, ich erkläre hier feierlich und betheuere es bei meinem heiligsten Ehrenwort, daß nicht Napoleon in Frankreich herrschen bleibt, und nicht der König von Rom; vielleicht glaubt jemand, daß ich selbst darnach strebe, allein meine Blicke erheben sich nicht dahin; das Volk wird wählen, und sich dem anvertrauen, den es dazu würdig hält.“ Die Verlängerung

des Waffenstillstandes schlug der Kronprinz anfangs ab, bewilligte sie aber auf vieles Bitten endlich bis zum 5. Januar, jedoch unter der Bedingung, daß in der Zwischenzeit keine dänischen Truppen von den dänischen Inseln auf das feste Land übergesetzt würden. Beinahe hätte auch diesen Vertrag eine neue Unannehmlichkeit wieder gestört. Ein dänischer General hatte einen Kourier, der, aus dem großen Hauptquartier kommend, während des Waffenstillstandes durch Rendsburg ging, um Wallmoden aufzusuchen, seine Briefschaften abgenommen und deren einige erbrochen, darauf dieselben an Wallmoden mit der Entschuldigung weitergesandt, daß er der Neugierde nicht habe widerstehen können nachzusehen, ob etwas über den Frieden darin enthalten gewesen. —

Allein auch diese Verlängerung führte zu keinem Ergebniß, und die Dänen ließen es zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten kommen, um wenige Tage später am Belte die Bedingungen einzugehen, die sie mit Verschonung des Herzogthums Schleswig schon an der Eier eingehen konnten. Tettenborn hatte seine Kosaken, nachdem er ihnen 4 Feldstücke zugegeben, die sie mit Geschicklichkeit bedienen gelernt, frühzeitig bei Husum zusammengezogen, und brach am 6. Januar nach Schleswig auf, welches der Feind bereits geräumt hatte. Der Marsch ging in den folgenden Tagen unausgesetzt mit größter Schnelligkeit, weil die Dänen überall wichen, über Flensburg, Apenrade, Hadersleben und Christiansfelde gegen Kolding, wo der Feind zuerst wieder Stand hielt. Eine starke Parthei hatte Tettenborn eben so an der westlichen Küste über Ton-

dern nach Rypen vorgeschickt. Unterwegs waren uns der dänische Unterhändler von Bourke und der Graf von Bombelles begegnet, die eiligst zu dem Kronprinzen von Schweden nach Kiel zurückkehrten, wo er geblieben war, um die Belagerung von Rendsburg in der Nähe zu betreiben; überhaupt war außer Tettenborn nur noch der General Skjöldebrand mit einiger schwedischen Reiterei nach Flensburg vorgeschickt worden, alle übrigen Truppen aber an der Eider zusammengehalten. Schon hatten bei Wönsild Tettenborn's Kosaken einige heftige Scharmützel gehabt, und die Dänen, nachdem sie durch den Major von Droste und den Rittmeister von Herbert aus dem Orte vertrieben und gegen Kolding zurückgeworfen worden, waren mit trefflicher Reiterei wieder vorgedrungen, so daß Tettenborn nun selbst gegen sie aufbrechen wollte, als am 9. Januar Abends die Nachricht eintraf, daß der Frieden so gut wie abgeschlossen und einstweilen von beiden Theilen eine abermalige Waffenruhe anbefohlen sei. Während Tettenborn die Entscheidung dieser Dinge in Hadersleben abwartete, rückte aber ein dänischer Oberstlieutenant mit beträchtlicher Truppenstärke von der Insel Alsen in unserm Rücken gegen Apenrade vor, und wollte den Krieg für sich allein fortsetzen. Tettenborn sandte sogleich ein Regiment Kosaken unter dem Major von Droste dahin, um den Feind zurückzuwerfen; dieser fand ihn aber schon innerhalb der Linie zurückgezogen, die ihm der General Skjöldebrand nachgiebig zugestanden hatte.

Nach manchen Mißhelligkeiten und schwierigen Verhandlungen wurde endlich der Frieden wirklich unter-

zeichnet, und wir verließen in Eilmärschen das Herzogthum Schleswig, gingen bei Friedrichsstadt über die Eider, rasteten einige Tage, während welcher die Bestätigung des Friedens von Seiten des Königs von Dänemark erwartet wurde, in Heide, und traten am 24. Januar von dort unsern Marsch nach dem Rhein an. In dem dänischen Kriege war unserer Sache ein neuer Bundesgenosse erobert, und 10,000 Dänen vermehrten das Heer, mit welchem der Kronprinz von Schweden nach dem Rhein eilte, während die Belagerung von Hamburg dem von der obern Elbe herangezogenen russischen Heer des Generals von Bennigsen übertragen wurde.

Nach vorübergehenden Bedenklichkeiten, waren die verbündeten Heere in Frankreich von allen Seiten eingedrungen, und bewegten sich langsam in großen Massen von dem ausgedehnten Bogen zwischen den Niederlanden und der Schweiz gegen Paris, als die Mitte des Landes, vorwärts. Die Neigung, Frieden zu schließen, stellte sich nach jedem glücklichen Fortschritt mit den dringendsten Mahnungen regelmäßig ein, und hätte bei dauernden Unfällen sich unwiderstehlich aufgedrängt; der Anblick von Basel erregte die Sehnsucht nach einem zweiten Baseler Frieden, für den es doch kein Zeichen günstiger Vorbedeutung sein konnte, daß er unter den Kanonen der noch uneroberten französischen Festung Hüningen hätte abgehandelt werden müssen! Die Reihe von Festungen, welche drohend im Rücken, und selbst dem siegenden Vordringen gefährlich bleiben mußten, konnte leicht diejenigen schrecken, welche alles an diesen Kampf zu setzen noch nicht entschlossen waren. Allein

die drängende Gewalt des allgemeinen Geistes und Muthes, ja die Entwickelung der äußern Verhältnisse selbst, riß jedesmal die Sache über die Bedenklichkeiten hemmenden Rückhaltes, hinweg, und führte sie muthig vorwärts zur größern Ausführung eines Krieges, der seine Vollendung nur im Herzen von Frankreich finden konnte. Im Gegensatze jener besorglichen Meinungen und einlenkenden Rathschläge wirkten muthige Begeisterung und nachdrückliche Beharrlichkeit tapfer fort, erregten die ganze Kraft Deutschlands zu bewaffnetem Aufstehen, errichteten Landwehren und Landsturm soweit deutsche Völker befreit standen, und sorgten mit unerschütterlichem Ernst und weiser Einsicht, daß die streitenden Heere unaufhörlich ergänzt, vermehrt, und durch neue unterstützt würden. Nie kann den Deutschen vergessen sein, wie glücklich ihr zerstreuter guter Wille, ihre einzelne Kraft, in dem strengen Muthe des Freiherrn vom Stein aufgefaßt und vereinigt worden. Ihm hatte das Vertrauen der verbündeten Herrscher eine beispiellose Verwaltungsmacht gegeben, deren Größe sich erst in Unfällen und Zwistigkeiten aufgethan haben würde, jetzt aber unter glücklichen Erfolgen einträchtig mit den übrigen Maßregeln der Verbündeten zu demselben Ziele wirkte. Diesen kräftigen Bemühungen, in welchen die früh durchdachte und kühn durchgreifende Thätigkeit des preußischen Obersten Rühle von Lilienstern, des Kammergerichtsraths Eichhorn, des Grafen von Solms-Laubach, und andrer Gehülfen Stein's, sich ein hohes Verdienst um das Vaterland erwarben, hatte man es zu danken, daß, ohne die preußischen und österreichischen Kriegsvölker, bloß aus den früher den Franzosen

dienstbaren deutschen Ländern, im Frühjahr 1814 über 300,000 Deutsche streitfertig unter den Waffen standen, und überhaupt im ganzen Lande für die Freiheit keine Hand mehr unbewehrt blieb! In allen Ländern, durch welche der Marsch nach dem Rhein uns führte, erscholl der Ruf der Waffen und erhob sich kriegerische Anstalt. Ausgeglichen im voraus schien durch das, was in Deutschland geschah, jeder Nachtheil, der uns in Frankreich betreffen konnte. Es war nöthig, diese Zuversicht in einen Kampf mitzunehmen, der bei aller begünstigenden Hoffnung noch keineswegs entschieden, und mehr als je gefährlich war. Denn der Kaiser Napoleon bot seinerseits alle Kräfte seines heftigen Willens und seines zu dessen Folgleistungen auf alle Weise ausgebildeten Volkes auf, um dem Andrange so vieler Völker zu widerstehen; wie sonst die Lüge, gebrauchte er jetzt die Wahrheit, und stellte den Ruhm und den Untergang Frankreichs neben einander; er selbst, furchtlos und unerschreckt inmitten alles hereinbrechenden Verderbens, verlangte mit heißer Begier und kaltem Entschluß nur Krieg und Schlacht, sein durch keinen Unfall ihm fremdgewordenes Element, in welchem er jetzt auf doppelt heimischen Boden stand, und jedem Gegner doppelt furchtbar werden mußte. Seine aus Spanien zurückgeschlagenen Kerntruppen zog er an sich, das Volk regte er durch alle Künste geübter Verlockungen gegen uns auf, und ihm gelang es noch, die schon wankende Stimmung der Franzosen doch ungünstiger gegen uns, als gegen ihn selbst, zu erhalten. Was konnten wir ihnen auch bieten? Moreau war todt; die

Bourbons standen beiden Theilen in dunkler Ferne, und mit Napoleon unterhandelten wir noch immer!

Unter diesen Umständen konnte das Erscheinen des Kronprinzen von Schweden in Frankreich, als Marschall Bernadotte den Franzosen noch in gutem Andenken, und durch seine Eigenschaften und Verhältnisse fähig viele Gegensätze zu vereinigen, die Lage der Dinge in Frankreich zu bedeutenden Veränderungen führen. Er selbst dachte in der Richtung von Soissons vorzugehen, und ordnete alles zu einem Feldzuge an, den persönlich auszuführen der spätere Gang der Ereignisse ihn verhinderte. Seine Gesinnung sprach sich fortdauernd offen aus, und noch in Köln gab er den Abgeordneten der Stadt in einer schönen Rede die Versicherung, daß diese Länder, die er einst als französischer General für Frankreich erobern geholfen, und jetzt davon abreißen helfe, — beidemal für die Freiheit, — niemals wieder an Frankreich zurückfallen würden. Tettenborn erhielt von ihm den Auftrag, vorauseilend zwischen dem Nordheer, von welchem ein großer Theil unter den Generalen von Wintzingerode und von Bülow schon in der vordersten Linie stand, und dem von Blücher geführten schlesischen in Frankreich einzudringen, zwischen beiden die so dringend nöthige Verbindung zu erhalten, und vor deren Front und auf deren Flanken nach Umständen thätig zu wirken.

Nachdem unsere Truppen durch angestrengte Eilmärsche am 11. Februar den Rhein erreicht und bei Köln übergesetzt hatten, rasteten wir einige Tage in Bonn und setzten dann unsern Marsch über Andernach, Kaisersesch und Wittlich nach Trier fort, ohne die

bremischen Hanseaten abwarten zu können, welche auf ihr dringendes Verlangen dem Oberbefehl Tettenborn's gleichfalls angehören sollten; da die Folge uns mehr und mehr ihrem Nachrücken entfernte, so blieben sie bei dem Kronprinzen in den Niederlanden zurück. In Trier hielten die Truppen, ermüdet von den entsetzlichen Gebirgswegen und den Beschwerlichkeiten der ungünstigen Witterung, abermals einige Rasttage, die um so nöthiger waren, als noch schlechtere Nebenwege in höherem Gebirg, einem Zuge der Ardennen, uns bevorstanden, und uns dicht unter den vom Feinde besetzten Festungen Luxenburg und Montmedy, in der Mitte zwischen den beiden andern Sedan und Verdun, durchführen sollten; unter allen diesen Festungen war nur Luxenburg umstellt, und zwar durch hessische Truppen, die, ganz neuerrichtet und ohne Patronen, nur eine schwache Schutzwehr gegen die häufigen Ausfälle des Feindes bilden konnten. Um den wieder deutsch gewordenen, aber durch französische Nähe am meisten beunruhigten Ländern Zuversicht und Ordnung zu geben, hatte der Generalgouverneur des Mittelrheins, Justus Gruner, der seiner österreichischen Haft durch die Wendung der Dinge längst entledigt, und von Stein alsbald angestellt worden war, seinen Sitz in Trier genommen. Stein hatte ihn vorzugsweise für diese Gegenden ausgesucht, wo Kühnheit und Geschicklichkeit den gefährlichsten Proben plötzlicher Ereignisse ausgesetzt waren; er befand sich auf diesem vorgerückten Posten gewissermaßen als wirklicher Kriegsgenosse, und erfüllte alles mit der Sicherheit und dem Muthe, die ihn auch in zweifelhaften Dingen nie verlassen haben. Wir fan-

Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordsee hin, wo die Schanze von Vollerwiek, den Ausfluß der Eider beherrschend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeschlossen wurde. Schon bereitete sich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig selbst, und hatte eine starke Parthei nach Flensburg abgeschickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwischen der dänischen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergesehenes Ereigniß nöthigte denselben seine Truppen möglichst zusammenzuziehen, und zwischen Rendsburg und Schleswig seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil seiner Truppen zwischen Rendsburg und Kiel am 9. December über die Eider gesandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernvörde, wohin man glaubte daß er seinen Rückzug nehmen würde, abzuschneiden. Schon war Dörnberg über Wittensee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einschlug und dadurch die Verbindung zwischen Dörnberg und Wallmoden, die über Kluvensiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. mit Dörnberg wieder vereinigt zu sein dachte, sah sich plötzlich durch die ganze dänische Truppenmacht, welche nach Rendsburg marschirte, überrascht und angegriffen. Das Dorf Sehstedt wurde eine Zeit lang durch Fußvolk der rusisch-deutschen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht

über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beisammen hatte. Die Gegend war den Dänen günstig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unsern standen beengt zwischen Einhegungen, Gebüsch und Sümpfen, welche die alte Eider hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern Bataillons standen zwischen Sehstedt und der Eider und hielten die Straße besetzt. Der Feind drang unaufhaltsam vor mit Fußvolk, Geschütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In diesem Augenblick brach die dänische Reiterei, welche sich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit solch ungestümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und versprengt wurde, was sich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die sich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden selbst war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Husaren und die mecklenburgischen Jäger hielten den Feind endlich in seiner Verfolgung auf, und machten selbst einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergestellt wurden. Der Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieser Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer ins Gefecht geführt und den Feind schon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, schlugen sich inzwischen auf ihre eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis spät Abends fort,

während die Hauptmasse der dänischen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegesack gehofft, der mit schwedischen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erst nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eider vorzugehen.

Dieses Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, schien anfangs nachtheiliger, als sich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeit lang seiner nächsten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denselben herfallen, sandte eiligst an Tettenborn den Befehl, seine Truppen bei Kropp zusammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen, und sich mit ihm den Rückweg über die Eider bei Friedrichsstadt sichern zu können. Die Gefahr war aber sogleich wieder entschwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenstillstandes, der zwischen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeschlossen worden, unseren Truppen eine willkommene und höchst nöthige Ruhezeit schenkte.

Tettenborn verlegte sein Hauptquartier nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwiek, welche anfangs keinen Vorschlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeister von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernstlich angegriffen und aus den schon früher eroberten und dienstbar hergestellten Kanonen so wirksam beschossen worden, daß sie

noch vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes sich hatte ergeben müssen. Die Besatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfrist nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen, nebst 28 Kanonen, fielen in unsere Hände.

Der Waffenstillstand war durch österreichische Dazwischenkunft zu Stande gekommen, und der österreichische Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenschaft eines österreichischen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenstillstandes waren hart, denn indem auf der Hauptseite die Waffen ruhten, durfte die Beschießung von Glückstadt und Friedrichsort ungestört fortgehen, und beide Festungen fielen. Aber die Lage der dänischen Sachen konnte auch nicht große Ansprüche begründen. Die eigentlich streitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Besatzung von Rendsburg, wo sie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen in der unvorbereiteten Festung durch Uebermacht eingeschlossen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inseln vereinzelt, waren weder als Heer beisammen, noch selbst einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfnisse fehlten, und das völlig schlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, das nur geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarschiren brauchte, ließ auch die eiligsten Maßregeln zu spät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war

möglich, denn das dänische Volk, das seinen Wohlstand schon lange leiden, und nun sein Letztes auf's Spiel gesetzt fand, suchte die Ursache seines Mißgeschicks nicht in den Verbündeten. In Holstein und Schleswig waren die Herzen der Einwohner unbedingt unserer Sache ergeben, die sie allgemein als die Sache der Feiheit ansahen; ja manche Eiferer wünschten jeden Frieden mit Dänemark hintertrieben zu sehen, um die Hoffnung zu haben, bei fortgesetztem Kriege von diesem Staate abgerissen und rein deutschen Verhältnissen zugetheilt zu werden. An die Errichtung eines Landsturms in den Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemeine Stimme für sich hatte, in diesem Fall unbezweifelt die Verbündeten. Erst in Jütland konnte die dänische Regierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das sie durch den General von Wegener zu den Waffen aufrufen ließ; doch auch dieses begründete nur geringe Hoffnung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrüttet, die besten Landschaften vom Feinde besetzt, die übrigen zu Wasser und zu Lande bedroht, konnte Dänemark durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, neue Feinde auf sich ziehen. Norwegen abzutreten schien in diesem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettung des Uebrigen. Wie und durch wessen Schuld Dänemark in diese verzweifelte Lage gerathen war, darüber galt jetzt keine Untersuchung, es sah die Thatsachen vor sich, und mußte im Zwange derselben handeln. Allein sei es, daß die österreichische Vermittelung eine zu große Stütze dünkte, sei es, daß man hoffte, den Kronprinzen von Schweden durch die dringenden Wünsche der Verbündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach dem

Rhein abgerufen zu sehen, genug, der dänische Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar sehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen solche Entschädigungen, daß man unwillig alle Verhandlung abbrechen wollte. Die Hansestädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordseeküste bis Ostfriesland hätten allerdings einen schönen Zuwachs des dänischen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutschland geworden wäre. Nachdem diese und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenstillstand unter ungenügenden Verhandlungen beinah abgelaufen war, ohne daß man dänischerseits ernsthafte Anstalten zum Frieden, wohl aber die eiligsten zum Kriege machte, so glaubte der Kronprinz von Schweden in der dänischen Regierung keine andere Absicht zu erkennen, als die, Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu stimmen, und dann nur allein gegen diese Macht den Streit auszufechten; denn die Dänen scheuten den Kampf gegen die Schweden keineswegs, sobald nur die denselben verbündeten Truppen sich abgesondert hätten. Der Kronprinz wurde in seiner Meinung bestärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenstillstands der Bevollmächtigte von Bourke und der Graf von Bombelles auf's neue in seinem Hauptquartier zu Kiel erschienen, und, statt wegen der Hauptsache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenstillstandes nachsuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu sein bekannten. Der Kronprinz äußerte mit zorniger Bitterkeit, daß für eine bloß militairische Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenstill-

Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen gesichert, und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts, welches der Rittmeister von Bismark ganz in unsrer Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem Tage aber wurde dieser plötzlich durch die größte Uebermacht gedrängt, und eine französische Truppenschaar von beinahe 3000 Reitern und vielem Geschütz warf sich gegen uns herüber. Wir waren alsbald zu Pferde, räumten Fère-Champenoise, und zogen uns auf die Ebene, die sich von diesem Orte rückwärts gegen Vertus wellenförmig hinzieht. Der Vortrab der Franzosen rückte nach, und wurde hier, ungeachtet er 10 Schwadronen entwickelte und 4 Stücke Geschütz spielen ließ, von Tettenborn mit 2 Kosakenregimentern nicht nur im Vorrücken gehemmt, sondern auch einigemal mit gutem Erfolg zurück gejagt.

Die Plänkler, welche sich hervorwagten, wurden größtentheils von den Kosaken niedergestochen, viele gefangen, Mammelucken und Dragoner der Kaiserlichen Garde. Nun war kein Zweifel, daß Napoleon in der Nähe sei und der Kern seiner Truppen. Gleich darauf bedeckten sich die Höhen ganz schwarz mit dichten Reitergeschwadern, und man unterschied deutlich 7 Regimenter, der Aussage der Gefangenen nach sämmtlich von der Garde. Auf die ersten Schüsse war Napoleon herbeigeeilt, um zu sehen, was es gebe, hatte dann eine große Masse Reiterei hier vorgeschoben, die Plänkler persönlich angetrieben und die Kanonen selbst gerichtet, während seine eigentliche Heeresmasse auf der Straße nach Sezanne unaufhaltsam fortmarschirte, von unsern Partheien aufmerksam begleitet. Die Kosaken

zogen sich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem sie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgesandten Plänkler zu überraschen, die der Haupttrupp des Feindes ihrem Schicksale überließ, indem er weder geschlossen hervorzubrechen, noch sich zum Einzelgefecht ebenfalls aufzulösen wagte. Tettenborn hielt sich mit der Auswahl seiner Kosaken zunächst am Feind, engte ihn in seinem Vorrücken immer noch ein, und bewirkte durch seine drohende Entschlossenheit, daß die Franzosen nicht weit über Fère-Champenoise vorgingen, sondern bald stehen blieben, und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgten. Napoleon's Bewegung aber war durch dieses Gefecht entdeckt, und seine ganze Absicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von diesem Marsche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und andrer alten Truppen vollführte, theilte Tettenborn sogleich den verschiedenen Befehlshabern der zunächststehenden Truppen mit, und sandte Kouriere links zu Schwarzenberg und rechts zu Blücher, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaisers und seiner Garden meldend. An beiden Orten war man höchst erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man einigermaßen vermuthet hatte, doch keineswegs als schon geschehen wußte. Napoleon sah seine doppelte Hoffnung getäuscht, indem er nun weder Blücher'n überraschen, noch Schwarzenberg länger über die Schwäche der ihm gegenüber stehen gebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Tettenborn folgte in den nächsten Tagen unablässig der Bewegung des französischen Kaisers in dessen rechter Flanke nach, sandte Partheien voraus und hinter-

her, und behielt so die genaueste Kunde von der Richtung des Marsches mit jedem Schritte. Unser Haupttrupp ging über Vertus, Champaubert und Montmirail, die Partheien von dort gegen Revillon, La-Ferté-Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald die Gewißheit, daß die französische Macht die Richtung auf La-Ferté-sous-Jouarre nehme, und dort über die Marne gehen werde. Tettenborn beschloß sogleich, den Feind auch jenseits der Marne zu begleiten, und zu diesem Zwecke höher hinauf ebenfalls über den Fluß zu gehen; wir marschirten noch Abends am 2. März von Montmirail nach Chateau-Thierry ab, wohin schon früher der Major von Droste mit einem Kosakenregiment vorausgegangen war, und jenseits den preußischen Major von Falkenhausen, der eine Streifparthei des schlesischen Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch diesen so einsichtsvollen als tapfern Offizier ließ Tettenborn auf's neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleon's an Blücher gelangen. Die Brücke bei Chateau-Thierry war aber leider schon gesprengt, und Tettenborn mußte noch höher hinauf an der Marne einen andern Uebergang suchen, der am 3. März bei Dormans auf Kähnen geschah, wodurch freilich beinah der ganze Tag verloren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte die von Tettenborn dorthin vorgesandte Kosakenparthei einen französischen Kourier aufgefangen, der von Paris nach Troyes geeilt, und weil er den französischen Kaiser dort nicht mehr gefunden hatte, schleunig umgekehrt war, und ihm gegen die Marne nachfolgen wollte. Seine Briefschaften waren eben so merkwürdig, als

zahlreich. Alle laufenden Dienstgeschäfte, sowohl des Kriegsministers als des Ministers des Innern, Listen von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortschritte Lord Wellington's im südwestlichen Frankreich, über die schlechten Erfolge der Bewaffnungsanstalten, und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zustandes der Sachen Napoleon's beitrug, befand sich in unsern Händen. Das Merkwürdigste waren jedoch Auszüge der auf der Post zu Paris geöffneten Briefe; von den Schwestern Napoleon's an bis zu den geringsten Beamten und Krämern war jederman dieser geheimen Untersuchung ausgesetzt, Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen, gelangten auf diese Weise reichlich an den französischen Kaiser, dem jeder Posttag auf diese Weise eine Anzahl von Personen zum Opfer früherer oder späterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königin Hortensia sah man, daß Napoleon selbst einen Augenblick alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bei Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des schlesischen Heeres seine alte Zuversicht wiedergefunden, und nun auch das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen Blücher's blieben wir in den folgenden Tagen völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er sich über La-Ferté-Milon gegen Soissons zurück, welche Stadt Winzingerode, der auf die Nachricht von Napoleon's Marsche sich von Rheims näher an Blücher gezogen hatte, entschlossen gewesen war wieder zu nehmen. Zwischen ihm und uns befand sich das französische Heer, das sich gegen Nordosten gewen-

det hatte, und uns abermals die rechte Flanke bot, in der wir, nun auf dem rechten Ufer der Marne und von dem Flusse aus vorgehend, alle Bewegungen beobachteten. Allein Napoleon war mit außerordentlichen Eilmärschen, auf welchen die Truppen kaum einige Stunden Rast halten konnten und haufenweis ermattet liegen bleiben, sogleich weithinaus rechts marschirt, und als wir am 4. März nach Fère-en-Tardenois marschiren wollten, fanden wir diesen Ort schon vom Feinde besetzt, und uns bereits, statt in seiner Flanke, in seinem Rücken. Von Chateau-Thierry rückte der Feind, der uns entdeckt hatte, und hier unser ungestörtes Walten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gegen uns an, und da die Gegend der Reiterei nicht günstig, auch der Feind überlegen und mit vielem Geschütz versehen war, so zogen wir ebenfalls rechts ab nach Ville-en-Tardenois, um von da über Rheims die Verbindung mit Winzingerode im Bogen wiederzugewinnen. Am 5. März marschirte Tettenborn von Ville-en-Tardenois nach Rheims, wohin schon in der Nacht eine Parthei vorausgesandt worden war. Nahe bei der Stadt erfuhr er aber, daß schon am frühen Morgen die Franzosen Rheims überfallen und besetzt hatten, wobei die dort zurückgelassene geringe russische Besatzung durch Mithülfe der Einwohner gefangen worden sei. In demselben Augenblicke wurde er ein Regiment französischer Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen auf der Straße von Fismes auf Rheims zu marschirte. Unverzüglich warf er sich mit 2 Kosakenregimentern auf die französische Reiterei, die zur Kaiserlichen Garde gehörte, und sprengte dieselbe nach verschiednen Angriffen

in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem französisches Fußvolk und Geschütz uns nun auch aus der Stadt entgegen kam, die verfolgenden Kosaken nahe vor den Thoren abhielt, und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortsetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes gewesen war, und diesen Abend in Bery-au-Bac sein wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel des schlesischen Heeres zu umgehen, oder dasselbe um seine rückwärtige Verbindung besorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlassen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächsten Wege Epernay zu gewinnen, und uns jenseits der Marne in Sicherheit zu stellen. Von dem Heertheile Winzingerode's so wie von dem Heere Blücher's gänzlich abgeschnitten, und ohne Hoffnung, auf den unberechenbaren Umwegen nah zum Tage der unvermeidlich nahen Schlacht jene Truppen zu erreichen, konnte Tettenborn seiner Bestimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleon's zu bleiben, dessen Bewegungen zu beobachten, und von jeder dem Heere Schwarzenberg's sogleich genaue Nachrichten zu geben. Dieses Heer war seit der Abwesenheit des französischen Kaisers und seiner besten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder

besetzt worden; der Attaman Platoff sollte mit 2000 Kosaken über Sezanne gegen La-Ferté-Gaucher vorrücken, blieb jedoch nach erhaltenem Gegenbefehl schon in Fère-Champenoise stehen.

Bei Epernay war alles zum Sprengen der Marnebrücke bereit, im Fall der Feind von Rheims eine Truppenschaar hierher absenden würde. Ein Kosakenregiment von den Truppen des Generals Narischkin, welches sich verspätet und ebenfalls Rheims wider Erwarten schon vom Feinde besetzt gefunden hatte, kam nach Epernay zurück und schloß sich an Tettenborn an. Gleich am folgenden Tage erhielt dieser die Nachricht, daß der russische General Graf von Saint-Priest mit 6000 Mann russischer und preußischer Truppen und 26 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarschirt sei, und in Beaumont sein Hauptquartier habe. Dieser gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 1000 Mann und 6 Kanonen an, und forderte Tettenborn auf, zur Wegnahme dieser Stadt am 7. mitzuwirken. Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, so war er doch sogleich dazu bereit, erschien am frühen Morgen vor Rheims, zog die Aufmerksamkeit des Feindes durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der westlichen Seite, und dehnte seine Kosaken auf der Straße von Fismes aus, um das Entfliehen der französischen Reiterei zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welches von den Franzosen mit Fußvolk besetzt war und von diesen und zugleich von den Einwohnern heftig vertheidigt wurde, nahmen die Kosaken mit Sturm; die französischen Dragoner wurden, so oft sie sich auf dem Glacis zum Plänkeln hervorwagten, sowohl einzeln als

in Masse in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tags und der General Graf von Saint-Priest kam nicht, obwohl er nur einige Stunden entfernt war; erst nach Mittag sandte er den General Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch irgend Anstalten zum Sturm zu treffen, und so verging der Tag in matten Kanoniren, wobei viele Leute nutzlos verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, alle seine in der umliegenden Gegend befindlichen Truppen zu benachrichtigen, endlich gegen Abend ungefähr 1000 Mann Reiterei zur Verstärkung von der Seite von Bery-au-Bac erhielt, ließ man diese ruhig nach Rheims einrücken, und der General Emmanuel zog sich mit einbrechender Dämmerung wieder ganz auf die Hauptruppe zurück, wobei der Major von Droste mit einem Kosakenregiment ihm den Rückzug decken mußte. Tettenborn fand keinen Beruf, zu solchen Unternehmungen ferner mitzuwirken, und ging am 8. März nun auch mit seinen Truppen wieder nach Epernay, indem er jedoch sowohl Rheims als Fismes durch Partheien fortdauernd beobachtete.

Schon am 7. März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soissons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte, und am 9. noch heftiger zu werden schien. Durch den Rittmeister von Bismark, der im Rücken des feindlichen Heeres bis über Fismes hinaus gestreift war, einige glänzende Gefechte gehabt, und mehr als 100 Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über die Wendung der Ereignisse,

6 *

und sogleich eilte Tettenborn am 10. März von Epernay, welches er durch den Major von Droste besetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port-a-Bainson, von wo er den Obersten von Pfuel mit 2 Kosakenregimentern noch weiter nach Dormans vorschickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten, und den Rückmarsch Napoleon's über diesen Fluß keinen Augenblickt unentdeckt zu lassen. Inzwischen hatten der Major von Falkenhausen und der Major von Lützow sich mit dem General Grafen von Saint-Priest in Verbindung gesetzt, und diesem von dem General von Gneisenau den Befehl zukommen lassen, mit allen seinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verstärkungen über 11,000 Mann betrugen, gegen die Aisne vorzudringen, um dem Feinde den möglichst großen Schaden zuzufügen. Auf diesem Wege erhielten wir endlich auch bestimmte Nachrichten über die Vorfälle vom 7. und 9., die uns, weil weder die Franzosen noch die Unsern gleich darauf entscheidende Bewegungen machten, ziemlich zweideutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verständniß nöthig sein, dieser Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Blücher hatte von Meaux seine Parthein schon bis Lagny, sechs Stunden von Paris, vorgeschickt, als die Annäherung des französischen Kaisers auf seine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und sich mit den Generalen von Winzingerode und von Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand gesetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu bestehen, welche Napoleon, der schon mit den Marschällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen schien. Da Soissons

sich dem General von Bülow am 3. März übergeben hatte, so konnte die Vereinigung des schlesischen Heeres mit den beiden Heertheilen des Nordheers über jenen Ort ohne Hinderniß geschehen. Weil aber Napoleon, mit einer ihm gewöhnlichem Bewegung, deren Zweck er auch diesmal nicht ganz verfehlte, den äußersten linken Flügel unsers Heeres zu gewinnen suchte, um dasselbe für die Verbindung im Rücken besorgt zu machen und von dem großen Hauptheere bei Troyes völlig zu entfernen, deßhalb längs der Front immer weiter rechts hinauf marschirte, bei Fismes über die Vele, bei Bery-au-Bac über die Aisne ging, wo er durch den General Nansouty in einem hitzigen Gefecht sich der Brücke bemächtigte, und endlich sogar über Corbeny und Craonne schon gleichsam von hinten gegen Laon vorrückte: so sah sich Blücher genöthigt, seine vortheilhafte Stellung zwischen Soissons und Bailly zu verlassen, und dem Feinde nachzugehen, um bei Craonne mit ihm zusammen zu stoßen. Hier sollte es am 6. März zur Schlacht kommen, allein Napoleon hatte auch diese Stellung bereits überflügelt, Craonne und die umliegenden Wälder besetzt, und seine Hauptmacht schon gegen Laon vorgesandt. Dahin zog nun auch eilig Blücher seine Truppen zusammen. Auf diesem Marsche wurde am 7. März der General von Wintzingerode, der größtentheils Reiterei und reitendes Geschütz bei sich hatte, und zunächst an dem Feinde hinaufziehen sollte, um dessen ersten Anfall abzuhalten, von der ganzen französischen Macht nnweit Craonne angegriffen. Das Treffen wurde von den russischen Truppen mit größter Tapferkeit eine ziemliche Zeit bestanden, bis sie endlich

nachdem das schlesische Heer seinen Marsch nach Laon vollendet, sich ebenfalls gegen Laon zogen, nicht ohne bedeutenden Verlust, der jedoch bei den Franzosen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marschall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwischen war auch Soissons von den Unsrigen verlassen worden, und die Franzosen rückten auch von dieser Seite gegen Laon vor, wo es am 9. März früh zwischen den beiderseitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzosen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soissons hin liegen, allein der General von Winzingerode eroberte dieselben noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzosen geschah jedoch von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale von York und von Kleist mit den preußischen Truppen standen. Der Feind drang Nachmittags aus Féthieux vor, und schickte starke Abtheilungen Reiterei noch mehr rechts, um unsere Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gewinnen. Bei dem Dorfe Athies, wohin die Preußen hatten zurückweichen müssen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderischen Gefecht, das unentschieden bis zum Abend dauerte, indem beide Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griffen York und Kleist den schon der Ruhe zugewendeten Feind unvermuthet an, und warfen denselben, nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonet in das Kartätschenfeuer vorgingen und auf das Geschütz eindrangen, gänzlich über den Haufen. Der Heertheil des Marschalls Marmont und

die Reiterschaar des Generals Arrighi wurden gesprengt, 46 Kanonen genommen, und 3000 Gefangene gemacht. Der französische Kaiser hatte inzwischen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen Blücher's gegenüber gestanden, und griff nun seinerseits am 10. März diesen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon selbst, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er seinen ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt; er selbst war im Eifer vom Pferde gesprungen und hatte eine Kanone gerichtet; doch alle seine Anstrengungen waren vergebens, seine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeschlagen, und in der Ueberzeugung, hier nichts ausrichten zu können, zog er endlich am Abend seine Truppen aus dem mörderischen Gefecht. Napoleon hatte sein Vorhaben aufgeben müssen, und war bei Laon in seinem Unternehmen gescheitert; aber keineswegs konnte man dies eine Niederlage nennen, nach allen seinen Verlusten stand er noch immer schlagfertig, und zog sich weder nach Soissons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem zweifelhaften Stillstande, in welchem Napoleon neue Plane sann und neue Gelegenheiten erspähte; die Erwartung dessen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchster Spannung. Blücher war erkrankt, und außer ihm wagte Niemand, dem furchtbaren Gegner die Einleitung der Ereignisse zu entreißen, und die Ruhe, welche dieser sich gab, ließ man ihm ungestört.

Es trat nun eine sehr schlimmer Zeit ein, in welcher nordwärts das schlesische Heer, nach so vielen Märschen und Schlachten, und bei der Krankheit Blücher's, nothwendig in seinen Unternehmungen innehalten mußte,

südwärts aber das Hauptheer unter Schwarzenberg erwartungsvoll harrte, daß Napoleon, dort abgewiesen, sich ihm wieder entgegen werfen würde; und in der Mitte zwischen beiden hielt nun auch der gehetzte Gegner sein wunderbares Spiel eine Weile eingestellt. Seinen nächsten Bewegungen sah man mit außerordentlicher Aufmerksamkeit entgegen, die Verbindung zwischen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger gesucht, und das Einziehen von Nachrichten gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war so sehr im Stande, dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leisten, als Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des französischen Heeres stand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge seiner kühnen Partheien ausdehnte. Rechts stand er mit dem General Grafen von Saint-Priest, der noch immer in der Gegend von Rheims geblieben war, über Epernay in Verbindung, links über Vertus mit dem tapfern und kriegskundigen General Kaissaroff, der jetzt statt des Attamans Platoff die Kosaken in Fère-Champenoise befehligte; jener gehörte zu dem Heere Blücher's, dieser zu dem Heere Schwarzenberg's, und so war eine zwar lose und weitläufige, aber doch zusammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Nur machte die Nachlässigkeit, welche zuweilen im Besorgen der Briefe Statt fand, und bei so vielen Zwischenposten einer so verschiedenartig zusammengesetzten Kriegsmacht unvermeidlich war, oftmals die eingezogenen Kunden durch Verspätung fruchtlos, und manche gelangten wenigstens nicht an Alle, denen sie bestimmt waren. Auch wurde das Einziehen und

das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umstand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, schwierig und gefahrvoll.

Das unverhinderte Hin- und Hermarschiren und beliebige Vorrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es seinen heftigen und unablässigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beschränkte sich dies ganz allein auf die Ortschaften, wo er mit seinem Heere erschien oder unmittelbar hinwirken konnte, in diesen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen; fast überall hätten sie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habseligkeiten durch diese Theilnahme auf's Spiel zu setzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maire's, schmähte und strafte die Gemeinden, welche seinen Aufforderungen nicht Folge geleistet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienst freiwilligen Aufstandes dem Zwange der Nothwendigkeit, dem sie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit schuldig geworden, sahen sie selten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eignes Heil fortsetzen, was sie ungern begonnen hatten. Die Ausschweifungen unsrer Truppen, von welchen die französischen Blätter schreckliche Beschreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beschreibungen, sondern sogar als diejenigen, welche sich die französischen Soldaten in ihrem eignen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens,

der durch diese wiederholten Vorspiegelungen entstand, begann allmählig diejenigen Anordnungen und Gewaltsamkeiten hervorzurufen, die früher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödsinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nicht streitenden Theile der Franzosen in diesem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, so waren alle Thüren und Fensterladen dicht verschlossen, die Menschen von den Straßen verschwunden, die Behörden versteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, so hieß es jedesmal, es sei nicht das Geringste zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erschöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu versuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuschaffen sei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geschah als Wortemachen, und nach langem Warten erschienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der selten eines Augenblicks versichert ist, und Ruhe und Erholung kaum aufschieben darf, oder Gefahr läuft sie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, suchte nach, und fand gewöhnlich alles im Ueberflusse, und erbittert zu persönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beste den Leuten weg, die ihn durch einen Bissen Brod würden befriedigt haben. Nahm ein Kosak ein Bund Stroh vom Hofe, so schrie alles über Plünderung, forderte er einen Kessel ins Lager, so klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit durch solches Betragen in reichlichem Maße entstand. Daß die Wegweiser an Stricken um den Hals mitgeführt

wurden, war eine Folge ihres häufigen Entspringens, und diese Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menschenherabwürdigung darstellte, hatten die Kosaken in Rußland von den Franzosen abgesehen. Bisweilen war die Art, wie sich die französischen Bauern anstellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landstraße einigen Bauern, so war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle sogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiser mitgehen zu müssen. An denjenigen Orten, wo einsichtsvolle Maire's und kluge Bürger den Bedürfnissen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und bester Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortschaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsstarrigkeit. Die Einwohner flüchteten sich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den besten Habseligkeiten im Busch versteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchsen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Partheien, Zufuhren und Kouriren auflauerten. Entsprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förster, Gendarmen, und selbst Offiziere, gesellten sich nach und nach zu ihnen und brachten sie in mehr militairische Ordnung, für die der Franzose bis zu einem gewissen Grad überhaupt so leicht empfänglich ist. Aus den Festungen, die größtentheils nicht umstellt, ja sogar kaum beobachtet waren, erhielten diese Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterstützung, Antrieb und Zusammenhang. Wirkliche Partheigänger mit alten Truppen streiften im Rücken unsrer Heere, und waren an jedem Ort sogleich durch die bewaffneten Bauern verstärkt. Da

die französischen Bauern fast ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, so gaben sie oft den Anschein von wirklichen Truppen, nach deren Art sie Posten auf den Höhen aufstellten, Patrouillen machten, und in Masse ausrückten. Legten sie die Waffen beiseit, so erschienen sie als ruhiges Landvolk, und Hunderte von französischen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem blauen Kittel unentdeckt einhergehen. Dieser Aufstand, der als ein merkwürdiges Beispiel der Macht dasteht, welche Napoleon's unermüdete Beharrlichkeit über die Menschen ausübte, ein Aufstand, den das Volk, ohne Begeisterung, gegen Willen und Neigung, dennoch ausführte, nachdem es ihn erst für unmöglich gehalten hatte, erstreckte sich von Lyon bis in die Picardie, vor unsern Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihren Rücken. Schon konnte kein Kourier mehr ohne Begleitung von wenigstens 100 Pferden seinen Weg fortsetzen, jeder Befehl mußte durch eine Parthei überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, die Verwaltungskräfte des ganzen Landes gingen uns verloren, das Zusammenbringen der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerst schwierig; in jedem Dorfe, in jedem Walde lag ein unzuberechnender Feind. Bei länger fortgesetztem Kriege, wenn unsere Lebensmittel sich erschöpft, der Aufstand sich im Innern bestärkt, und Napoleon uns nur einigermaßen noch die Spitze geboten hätte, so würden diese Blaukittel nicht der unwichtigste Bestimmungsgrund zu einem Rückzuge gewesen sein, der uns vielleicht näher bevorstand, als jetzt glaublich erscheint; was die Wiederkunft der Franzosen nach Deutschland unmöglich machte, das bewaffnete Volk,

konnte auch unsern Waffen in Frankreich zunächst verderblich werden. Tettenborn hatte vorzüglich mit diesem Uebel zu kämpfen; in der beständigen Entfernung von den großen Heeren, immer neben und hinter und oft mitten zwischen den feindlichen Truppen, konnte er weniger auf den Eindruck rechnen, der den allzugroßen Eifer durch den Anblick der Gefahr und Uebermacht mäßigt. Häufig wurden seine Partheien angegriffen und durch Sturmgeläut auf ihren Streifzügen begleitet, die Verbindung mit dem General Kaissaroff kostete regelmäßig einigen Kosaken das Leben; in dem Walde zwischen Epernay und Rheims, jenseits der Marne, und diesseits in den Gehölzen zwischen Epernay und Montmirail, hielten sich Tausende von bewaffneten Bauern auf. Unsre Anstrengung und Thätigkeit wurde durch alles dieses nur desto höher gespannt.

Der General Kaissaroff hatte am 10. März einen Kourier aufgefangen, aus dessen Papieren sich Napoleon's Absicht ergab, sobald er bei Laon geschlagen hätte, wovon er den Ausgang natürlich als günstig annahm, sich sogleich über Chalons gegen Arcis-sur-Aube zu werfen, um das Hauptheer der Verbündeten in seiner rechten Flanke zu fassen und zu schlagen. Dieses dünkte unter den jetzigen Umständen nicht sehr wahrscheinlich, und wurde von Vielen gänzlich bezweifelt, indem sie voraussetzten, daß Napoleon nach den erlittenen Unfällen keinen neuen Angriff unternehmen, und sich nur auf demselben Wege, den er gekommen, wieder zurückziehen könne. Tettenborn war dieser Meinung keineswegs; er legte sich dem Heere Napoleon's längs der Marne in den Rücken, und bewachte jede

seiner Bewegungen so genau, daß ihm auch nicht die geringste entgehen konnte. Vom 10. bis zum 14. März sandte er täglich zahlreiche Partheien aus, die mit beispielloser Verwegenheit bis in den innersten Bereich des französischen Heeres eindrangen, und im ganzen Lande unbeschädigt einherzogen. Von Epernay aus gingen beständig Partheien nach Rheims und auf die Straße nach Fismes, wo sie sich mit andern, von Dormans aus abgesandten, begegneten. Das ganze rechte Ufer der Marne wurde durchstreift, und über Fère-en-Tardenois, Oulchy-le-Chatel und Villers-Cotterets bis hart an Soissons und andere Punkte der Aisne täglich der Feind aufgesucht und beobachtet, öfters auch angegriffen und zurückgedrängt. Gegen Chateau-Thierry gingen täglich mehrmals auf beiden Seiten der Marne Patrouillen. Auf dem linken Ufer der Marne hielten unsere Partheien über Orbais die Verbindung mit dem General Kaissaroff; andere streiften über Vieux-Maisons, Montmirail bis nach Coulommiers und La-Ferté-Gaucher. Die Nachrichten, welche auf diese Art von allen Seiten bei Tettenborn zusammenströmten, bestätigten auffallend, daß Napoleon noch keineswegs an einen Rückmarsch zur untern Marne denke, wo zwar bei La-Ferté-sous-Jouarre die Brücke wohlerhalten so wie die zerstörte bei Chateau-Thierry hergestellt war, aber am 10. und 11. eine große Anzahl Truppen noch immer eiligst die Richtung nach Soissons nahmen, wohin auch alle Nationalgarden der Gegend plötzlich aufbrachen. Es scheint in der That Napoleon's Absicht damals noch gewesen zu sein, die Angriffe gegen Blücher nachdrücklicher zu wiederholen.

Unsere Partheien mußten sich bald durch Wälder durchschleichen, bald in Dörfern gegen die Bauern schlagen, bald im offnen Felde feindliche Truppenabtheilungen bestehen, das Glück war uns jedoch immer günstig; selbst am 12. März, als der Feind von Chateau-Thierry aus mit ziemlicher Stärke Dormans gegenüber erschien, und die Einwohner des Städtchens sich schon zu regen anfingen, wurde derselbe durch die guten Anstalten des Obersten von Pfuel mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei aller Gewandtheit und Kühnheit der Kosaken würde Tettenborn gleichwol nicht mit ihnen allein diese glücklichen Züge haben ausführen können, die Unkunde der Sprache, die Sitte des Landes, und selbst der Mangel höherer Umsicht, die durch die schärfste untergeordnete nicht ersetzt werden kann, hätten unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt. Er hatte aber eine glückliche Anordnung getroffen, die in dieser Rücksicht nichts zu wünschen ließ und außerordentlichen Nutzen brachte. Alle Kosakenpartheien wurden nämlich von deutschen Offizieren geführt, denen die Kosaken bald eben so gern folgten wie ihren eignen, und durch diese glückliche Mischung wurden selbst die schwierigsten Dinge möglich. Außer dem Obersten von Pfuel und dem Major von Droste, leisteten die Rittmeister von Herbert, von Bismark, von Philippsborn, Graf von Bothmer, so wie die Lieutenants von Hochwächter, Behrens, Redlich, und Sieveking, und Andere, hierin vorzüglich gute Dienste.

Inzwischen hatte auch der General Graf von Saint-Priest, um nicht länger an der Spitze von 11,000 Mann unthätig zu bleiben, am 12. März frühmorgens die

Stadt Rheims angegriffen, und da dieselbe ganz unbefestigt und nur schwach besetzt war, nach einem kurzen Widerstand alsbald genommen. Die Reiterei des Feindes und ein großer Theil des Fußvolks, zusammen etwa 1000 Mann, und 11 Kanonen, fielen den Russen in die Hände. Die unsrigen hatten nur wenig Leute verloren. Der Graf von Saint-Priest sandte hierauf Partheien gegen Fismes und Bery-au-Bac, um die Verbindung mit Blücher auf dem nächsten Wege zu finden; sie wurden aber bald durch feindliche Posten zurückgewiesen. Napoleon, dessen frühere Vorsätze nur verzögert, aber nicht aufgegeben waren, duldete nicht lange den Feind in seiner rechten Flanke und auf seinem vorhabenden Wege; schon den Tag darauf, am 13. März, ließ er den Marschall Marmont wieder gegen Rheims vorrücken. Der Graf von Saint-Priest hatte alle Vorsicht vernachlässigt; die Kanonen standen auf dem Felde abgespannt, während die Pferde sich in der Stadt zur Tränke befanden, die Reiterei hatte größtentheils abgesattelt, und bei allem diesen waren die Vorposten nur obenhin ausgestellt. Die Truppen wurden von dem Feinde unvermuthet angegriffen, und konnten unter diesen Umständen keinen langen Widerstand leisten, ein Theil derselben, vorzüglich die Preußen unter dem General von Jagow, zog sich in guter Verfassung gegen die Aisne zurück, ein anderer Theil wurde gegen die Marne gesprengt. Saint-Priest selber büßte seine Fahrlässigkeit mit dem Leben, er wurde erschossen, als er die überfallenen Truppen zu spät ordnen wollte. Die Stadt Rheims, 10 Kanonen und

2000 Gefangene blieben in den Händen des Marschalls Marmont.

Auf die Nachricht von diesem Ereigniß konnte Tettenborn nicht länger in Port-à-Bainson bleiben, zumal er das Vorrücken des Feindes nicht für ein einzelnes, sondern vielmehr für ein in größerm Zusammenhange stehendes Unternehmen ansah. Er zog daher alle seine Partheien, die noch bis zum letzten Augenblick in der ganzer Gegend der untern Marne keine Anstalten zum Rückmarsche Napoleon's dorthin bemerkt hatten, wieder an sich, und marschirte am 14. März gegen Abend nach Epernay, um die obere Marne desto genauer im Auge zu haben. Die von Rheims versprengten Flüchtlinge sagten einstimmig aus, daß eine große Uebermacht dort erschienen sei und sich zur Verfolgung der Unsern auf beide Straßen nach Chalons und Epernäy gewendet habe. Man konnte daher eines Angriffs in Epernay gewärtig sein, wenn die Absicht des Feindes in Rheims auch nicht weiter ginge, als seine Flanken bis dahin aufzuhellen und zu reinigen. Zur rechten Zeit fand Tettenborn eine Verstärkung hier in dem Major von Falkenhausen, der mit zwei Schwadronen schlesischer Landwehr von Blücher abgeschickt war, um dessen Verbindung mit dem Hauptheere herzustellen. Dieser durch Muth und Raschheit in vielen glücklichen Unternehmungen höchst ausgezeichnete Offizier schloß sich an Tettenborn, den er mit demselben Geschäft beauftragt sah, willkommen an. Am folgenden Vormittage erschienen bereits französische Truppen auf der Höhe des Waldes von Rheims, und zogen in das Thal gegen die Marne herab; unsre zerstreuten Posten waren

nach leichtem Plänkeln bald zurückgedrängt, und schon näherte sich der Feind, etwa 300 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen stark, der Brücke von Epernay. Als derselbe nahe genug herangekommen war, ließ Tettenborn ein Kosakenregiment unter der Anführung seines eignen Obersten Barabanschtschikoff über die Brücke jagen und den Feind anfallen, der den Ungestüm dieses Angriffs nicht aushielt; seine Reiterei wandte sich augenblicklich zur Flucht, wurde aber eingeholt und größtentheils niedergemacht, das Fußvolk war abgeschnitten und streckte das Gewehr. Während dieses Gefechts hatte sich ein Vorfall ereignet, der unter minder günstigen Umständen höchst nachtheilig hätte werden können. Die steinerne Brücke über die Marne war so eingerichtet, daß sie jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte, sobald das Anrücken des Feindes dieses nöthig machte. Unglücklicherweise wurde das Pulver durch einen Zufall zu früh entzündet, und die Brücke stürzte mit großem Knall zusammen, eben als unsere Kosaken jenseits im Verfolgen begriffen waren. Tettenborn ließ eiligst 2 Kanonen auf der Wiese von Epernay auffahren, um die Rückkehrenden, im Falle nun auch sie wieder durch den verstärkten Feind gedrängt würden, in Schutz zu nehmen, zugleich ließ er schleunigst die Brücke, deren einer Rand stehen geblieben war, soweit in Stand setzen, daß einzelne Reiter übergehen konnten, und so kamen alle wohlbehalten nebst einer großen Anzahl Gefangener zurück. Nicht lange nach diesem Gefecht sah man von den Waldhöhen aufs neue feindliche Truppen herabkommen, aber jetzt in stärkster Anzahl, indem gedrängte Massen Reiterei einander in unabsehbarem Zuge folgten, mit vielem Geschütz und

einigem Fußvolk untermischt. Es war sogleich unverkennbar, daß der Feind jetzt eine Hauptbewegung nach dieser Seite mache, und den Uebergang über die Marne sich nicht lange werde bestreiten lassen. Dennoch beschloß Tettenborn, ihn so lange aufzuhalten als möglich, um ihn zu zwingen, sein Geschütz aufzufahren und einen größern Theil seiner Macht zu entwickeln. Er vertheidigte daher die Brücke mit 2 Kanonen, bis der Feind deren eine große Ueberzahl spielen ließ, und zog sich erst gegen Abend ohne Verlust und unverfolgt zurück; der Feind konnte die Brücke an diesem Abende nur erst für Fußvolk gangbar machen und mußte mit seiner ganzen Reiterei jenseits in der Ebne übernachten.

Jetzt blieb fast kein Zweifel mehr, daß Napoleon, seinem anfänglichen Vorsatze gemäß, über Chalons und Epernay gegen Arcis-sur-Aube vorrücken wolle; die völlige Gewißheit hierüber zu erhalten, sandte Tettenborn noch in der Nacht eine Parthei nach Chalons, um sich über den dortigen Zrstand der Dinge zu unterrichten; er selbst zog sich von der Marne ab gegen Velie, am Flüßchen Somme-Soudé, wo er zwischen Chalons und Epernay, in beinahe gleicher Entfernung von beiden Orten, die feindliche Bewegung beobachten und ihr nöthigenfalls noch zeitig genug rechts gegen die befestigte Stadt Vitry ausweichen konnte. Am folgenden Morgen, den 16. März, erhielt Tettenborn durch jene zurückkehrende Parthei die Nachricht, daß der General Dawidoff, welcher mit 2000 Russen und zahlreichem Geschütz Chalons besetzt gehalten, die Ankunft der Franzosen nicht abgewartet, sondern sich mit allen Truppen nach Vitry zurückgezogen habe, worauf

jene ohne Widerstand so eben eingerückt seien, die Anzahl derselben ließe sich nicht genau schätzen, doch müsse sie sehr beträchtlich sein. Tettenborn, welcher schon am vorigen Tage Schwarzenberg von dem Anrücken des Feindes benachrichtigt hatte, eilte demselben die Gewißheit davon zu bestätigen. Auch dem General Kaissaroff, der noch bei Fère-Champenoise und Sezanne stand, theilte er schleunigst diese wichtigen Nachrichten mit. Er selbst zog sich aus der Marschlinie des Feindes rechts nach Cosle, um zum Wiederanknüpfen der Verbindung mit dem Heere Blücher's die Hand bieten zu können, und in der Flanke der feindlichen Bewegungen zu bleiben. Ueberall auf diesem Marsche trafen wir die Vorposten des Hauptheeres, welche nach dieser Seite in weiter Ausdehnung vorgeschoben waren, um frühzeitig den Feind zu entdecken, auf dessen Kommen man schon durch mancherlei Anzeigen, die man jedoch noch immer bezweifelte, vorbereitet und mit höchster Aufmerksamkeit gespannt war. Da sich auf dieser bisher am meisten gesicherten Flanke des Hauptheeres keine leichte Reiterei befand, so mußten die Garderegimenter, die am nächsten standen, hier den Vorpostendienst versehen. Tettenborn war daher mit seinen Kosaken doppelt willkommen; indem er jene zum Theil ablösen konnte. Er befand sich nun an das Hauptheer Schwarzenberg's angeschlossen, und verweilte zwei volle Tage hier, um dessen Vorpostenkette zu bilden. Seine Partheien durfte er in dieser Lage wenig ausdehnen, noch viel weniger konnte er selbst mit der ganzen Truppenschaar seinen Standpunkt verlassen; er würde sonst sogleich wieder aufgebrochen sein, um dem Feind in den Rücken zu marschiren und dort dessen

Stärke und Richtung genau zu erkunden. Der Mangel an Uebereinstimmung in den Befehlen, welche er nun von verschiedenen Seiten erhielt, wurde zu einer neuen Schwierigkeit, die sich nicht immer sogleich lösen ließ. Tettenborn hatte entschieden behauptet, dee Feind würde mit aller Macht von dieser Seite gegen die Aube vorrücken; allein da sich dies um einige Tage verzögerte, wahrscheinlich weil Napoleon die bei Chateau-Thierry und La-Fertè-sous-Jouarre übergegangenen Truppen erst auf gleicher Höhe wissen wollte, so hatte man dieses Vorhaben wieder ganz bezweifelt, und unglücklicherweise auch die thätigern Ausforschungen Tettenborn's gehemmt. Der General Kaissaroff war während der letzten Tage mehrmals in Sezanne von überlegener Reiterei, welcher Geschütz und Fußvolk zur Unterstützung folgte, angegriffen und zurückgedrängt worden, konnte aber, da er bloß in der Front des Feindes stand, nichts Genaueres über denselben in Erfahrung bringen.

In der Voraussetzung, daß die Wegnahme von Chalons und Epernay nur ein starker Seitenversuch des Feindes gewesen, der ohne weitere Folgen bleiben würde, erhielt der russische General von Lambert aus dem großen Hauptquartier den Befehl, mit den Generalen Tettenborn und Dawidoff einen Versuch zur Wiederbesetzung Chalons zu machen. Tettenborn zog sich daher am 18. März von Cosle nach Togny an dem Flüßchen l'Jsson, und wollte auf dem linken Ufer der Marne nach Chalons hinabrücken, wohin schon Partheien vorausgesandt waren. Inzwischen lief die Nachricht ein, daß die Franzosen in starker Anzahl durch Vatry gegen Sommesous, also gegen die Aube, marschirten, und jenseits

Vatry auf mehrern Punkten ein lebhaftes Plänkeln gehört würde. Der General von Lambert veränderte daher das bisherige Vorhaben, übertrug Tettenborn allein den Versuch gegen Chalons, und die Sorge, sich mit Blücher wieder in Verbindung zu setzen, und kehrte mit den übrigen Truppen nach Vitry zurück, um diesen wichtigen festen Punkt bei dem allgemeinen Vorrücken des Feindes nicht entblößt zu lassen. Tettenborn ging demgemäß mit allen seinen Truppen durch die Marne, und marschirte nun auf dem rechten Ufer gegen Chalons hinab.

Napoleon hatte bei Soissons Blücher'n gegenüber die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit hinreichender Macht stehen lassen, und mit etwa 30,000 Mann seiner besten Truppen, und einem großen Theil neuer, von Paris gekommener Verstärkungen, sich wieder gegen Süden gewandt, um das Hauptheer der Verbündeten anzugreifen. Er marschirte in vier Abtheilungen, die bei La-Fertè-sous-Jouatre, Chateau-Thierry, Epernay und Chalons über die Marne gingen. Wenn er den Bogen seines Umschwungs jedesmal ausdehnte, und sich unsere Heere, um nicht zu schlagen, jedesmal zurückzogen, so gewann er auch ohne Sieg immer mehr Boden, und konnte das nächstemal, wenn er sich wieder vorwärts wendete, sogar schon die Maas erreichen. Sein Kunstgriff war ganz einfach, er nahm jedesmal die innere Flanke unserer Heere zum Ziel, warf seine Spitze keck zwischen beide vor, hielt sie dadurch getrennt, und schreckte mehr zum Rückzug als er dazu nöthigte. Auf diese Weise fegte er die Champagne nach beiden Seiten rein, und dies konnte noch eine geraume Zeit so fortgehen.

Wenn jemand bezweifeln möchte, daß unsere Sachen damals wirklich nicht glänzender ihm gegenüberstanden, so braucht derselbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 30,000 Mann noch immer unangegriffen und unaufhaltsam in diesem Mittelraume nach Willkür umherzog, vor sich ein freies Feld, hinter sich den sichern Rückzug, und gleichwohl auf jeder Seite rechts und links ein Heer von beinahe 100,000 Feinden hatte! Auch diesmal wäre seine Absicht wieder vollkommen gelungen, wenn nicht der Zufall die Schlacht von Arcis-sur-Aube gegen die Absicht herbeigeführt hätte. Als nämlich das Anrücken Napoleon's endlich nicht länger zu bezweifeln war, verließ das Heer Schwarzenberg's seine bisherige Stellung, und ging an der Aube hinauf gegen Bar-sur-Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20. März eintreffen sollte, nachdem es den Tag vorher in Pougy gewesen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeschobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verspätet worden, ein Befehl Schwarzenberg's dort nicht angelangt, wie dergleichen Dinge bei fremdartig zusammengesetzten Truppen wohl geschehen, und jene Abtheilungen waren abgeschnitten und verloren, wenn man nicht den Feind bei Arcis aufhielt. Schwarzenberg ging daher neuerdings dem Feinde mit aller Macht entgegen, fand ihn schon bei Plancy und Arcis diesseits des Flusses, und griff ihn nun, da kein andres Mittel war, entschlossen an. Nach heftigen dreitägigen Gefechten, in welchen unsere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall schlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieser unverrichteter Sache und mit einem Verlust von 11 Kanonen und vielen

Gefangenen am 22. März von Arcis wieder ab, wo er ein zweites Laon gefunden hatte.

Inzwischen hatte Tettenborn Chalons vom Feinde ganz verlassen gefunden, und diese Stadt am 20. März Abends besetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezogen und nach allen Richtungen Partheien ausgesandt, vorzüglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon am folgenden Tage war die Verbindung mit dem nördlichen Heere glücklicherweise ganz hergestellt, indem die Partheien Tettenborn's in Rheims auf die Truppen Winzingerode's stießen, der auch bald selbst dort einrückte. Blücher zog sich nun mit allen seinen Truppen näher an die Marne, und wollte sich aller Uebergangspunkte versichern, um sie dem Feinde zu zerstören, falls er sich hieher zurückwendete, für seinen eignen Gebrauch aber die Brücke bei Epernay behaupten. Diesen Ort hatte jedoch der Feind noch mit 800 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen Reiter besetzt. Tettenborn sandte den Obersten von Pfuel mit 2 Kosakenregimentern dahin, um den Feind zu verjagen. Der General Vincent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfangs mit seiner Reiterei uns vor die Stadt entgegen, und hielt gegen mehrere Drohbewegungen Stand, bis unvermuthet die Kosaken mit lautem Geschrei zu ernstlichem Angriff heransprengten, die 3 Schwadronen über den Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvolk, welches den Eingang derselben besetzt hielt, wurde niedergemacht, und unter beständigem Gemetzel der Feind durch die Stadt bis wieder auf das Feld verfolgt, wo sich der General Vincent mit einem geringen Ueberreste in die Wälder rettete. Während dieses glänzenden

Gefechts erschien jenseits der Marne schon der Vortrab der Truppen des Generals von Winzingerode, die über die hergestellte Brücke in Epernay einzogen.

Schon am 22. März fand Tettenborn aus den Berichten seiner verschiedenen Partheien zu vermuthen Anlaß, daß Napoleon nach den Gefechten bei Arcis-sur-Aube, deren Ausgang wir demzufolge nicht ganz ungünstig für uns glauben mußten, sich neuerdings gegen die Marne und zwar auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten ist, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächst unsrem Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber diese Bewegung so schnell als möglich bestimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigsten Aufgaben, von deren Lösung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Tettenborn sandte daher auf beiden Seiten der Marne mehrere Partheien aus, um gegen Vitry hin den Marsch des Feindes zu entdecken, und über Cosle und Sommesous, falls der Feind schon wirklich über die Marne gegangen, in seinem Rücken Nachrichten einzusammeln und Kouriere aufzufangen. Der hanseatische Lieutenant Reblich hatte das Glück, einen Kourier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends dessen Papiere nach Chalons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem durchgebesserten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, welches einen Sieg auf solche Art verkündigte, daß uns kein Zweifel über den Vortheil der Unsrigen bleiben konnte, befanden sich darunter die merkwürdigsten Briefschaften in größter Menge; der Marschall Lefebre z. B. schrieb an seine Gemahlin, Napoleon sei bei Arcis mit seinem Gefolge

durch den Angriff eines ungarischen Husarenregiments, das ohne Zweifel nicht wußte, wen es vor sich hatte, in größte Gefahr gerathen, und habe selbst nach Degen und Pistole gegriffen, ein Pferd sei ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wisse, und anderes dergleichen. Die Hauptsache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's selbst an die Kaiserin Marie Louise, worin er ausdrücklich sagte, daß er auch ohne bei Arcis vollständig gesiegt zu haben, dennoch weiter vormarschire, um sich seinen Festungen zu nähern, und die feindlichen Heere sowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen.

Nach diesen Aufschlüssen war keine Zeit zu verlieren. Der General von Wintzingerode nahm die sämmtliche Reiterei seines Heertheils, etwa 7000 Pferde, nebst 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23. März von Epernay gegen Vatry vor, zog Tettenborn aus Chalons an sich, und marschirte am folgenden Tage gegen die Festung Vitry; die Verbindung der beiden großen Heere war nun auch schon ohne Hinderniß über Vertus und Fère-Champenoise hinter dem Rücken Napoleon's bewerkstelligt, und beide Feldherren, Blücher und Schwarzenberg, von allem gegenseitig benachrichtigt, kamen überein, jetzt mit verbundenen Kräften sich von beiden Seiten gegen Napoleon zu werfen, und den Krieg wo möglich mit Einem Schlage zu endigen. Blücher zog daher von Rheims auf Chalons, Schwarzenberg von Arcis-sur-Aube auf Vitry dem Kaiser Napoleon nach, und schlossen, statt seitwärts in größere Trennung sich vor ihm zurückzuziehen, und ihm, wie er erwartet hatte, größere Landstrecken freizugeben, mit kühner Einsicht ihre

gesammte Heeresmacht hinter ihm zusammen. Man hatte eben so sehr gehofft, als vermuthet, Napoleon könne vielleicht dennoch sogleich wieder umwenden, sobald er seine Erwartung nicht in Erfüllung gehen sähe, und dann wäre es in der großen Ebene zwischen der Marne und Aube zur Schlacht gekommen, wo unsere zahlreiche und vortreffliche Reiterei, die bisher wegen mißlicher Vertheilung häufig im Nachtheile gegen die weit schlechtere Reiterei der Franzosen gestanden hatte, in Masse hätte wirken können. Allein Napoleon war bereis auf dem Wege nach Saint-Dizier, und hatte nur eine schwache Abtheilung hinter sich zurückgelassen, welche zunächst an Vitry einige Dörfer auf der Straße besetzt hielt.

Das Hauptquartier Schwarzenberg's war am 23. März in Pougy gewesen, und kam am 24. nach Vitry, wo auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen eintrafen. Hier wurde beschlossen, mit vereinigten Kräften unmittelbar auf Paris zu marschiren, wohin der Weg jetzt offen war, und bloß den General von Wintzingerode mit Reiterei und reitendem Geschütz dem Kaiser Napoleon folgen zu lassen, um denselben nicht aus den Augen zu verlieren, seine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben. Wenn man die Lage der Sachen im Ganzen übersieht, so wird man nicht umhin können, diesem Entschlusse das Lob großer Kühnheit zu geben. Napoleon hatte den Kern seiner Truppen bei sich, und konnte sich mit den zahlreichen Besatzungen seiner Festungen vereinigen; der General Maison in den Niederlanden hatte sich schon in Verbindung mit dem General Carnot gesetzt, bedrohte Brüssel, und konnte bald vielleicht Napoleon die Hand

bieten; hinter unserm Heere war alles im Aufstande, der durch Napoleon's Erscheinen nur noch gesteigert werden mußte; der Marschall Augereau befehligte zahlreiche Truppen bei Lyon, und konnte von dort herangezogen werden; unsere Heere verloren sich immer tiefer in Frankreich, getrennt von ihren Hülfsquellen, in einem verwüsteten Lande, ohne Verbindung, Zufuhr, Ersatz, Stützpunkte, und konnten bald vor der Hauptstadt des Reichs stehen, deren Volksmenge fähig war, ein großes Heer zu beschäftigen, zu vernichten. Alles dieses durfte die größten Bedenklichkeiten erregen; allein nie ist das Wesentliche von dem Scheinbaren besser unterschieden worden, und die erwählte Maßregel war die rechte, auch wenn ihr Erfolg minder günstig ausgefallen wäre. Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bedeutung schon von einander getrennt. Die großen Heere brachen am 24. und 25. März von der Aube und Marne nach Paris auf, und trafen am 25. bei Fère-Champenoise die vereinigten Truppen der Marschälle Mormont und Mortier, die von Soissons nun auch wieder an Napoleon sich anschließen wollten; nach kurzem, aber blutigem Kampfe wurden diese geschlagen und vernichtet, und der Marsch gegen Paris unaufhaltsam fortgesetzt.

Wintzingerode rückte noch vor den Abend des 24. März mit seiner gesammten Reiterei aus Vitry gegen Saint-Dizier, wohin Napoleon seinen Marsch genommen hatte, getreu der Absicht, die Verbündeten von Paris abzuziehen, und sich seinen Festungen zu nähern. Tettenborn führte Wintzingerode's Vortrab, und hatte 5 Kosakenregimenter, das Isum'sche Husarenregiment

und 8 reitende Kanonen unter seinem Befehl. Der Feind war schon am Nachmittage aus der Nähe von Vitry weggezogen, und wurde erst mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thièblemont erreicht, wo sein Fußvolk noch ein lebhaftes Geplänkel zu bestehen hatte. Am nächsten Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgesetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in Saint-Dizier eingeholt, wo sich sogleich ein hitziges Gefecht entspann. Der Feind hielt Saint-Dizier mit Fußvolk ganz besetzt, um den Marsch der andern Truppen, welche daselbst wieder über die Marne gegangen waren, und längs des Flusses zurückmarschirten, zu decken. Aus dieser Richtung des Marsches schien hervorzugehen, daß Napoleon seine Truppen doch auf's neue gegen unsere großen Heere werfen wolle, und von ihrer auf Paris genommenen Richtung einige Kunde erhalten habe. Wir sahen, wie jenseits des Flusses die gedrängten Massen des Feindes, in der nun veränderten Richtung gleichsam uns entgegen kommend, längs des Ufers hinab und dann links die Höhen hinauf wegmarschirten. Tettenborn ließ sogleich sein Geschütz hart am Ufer aufpflanzen, und begann ein mörderisches Feuer mit Kugeln und Granaten in die nächsten französischen Truppenzüge, die alsbald voller Angst und Schrecken und mit Verlust vieler Todten in die Wälder zerstoben. Da zugleich ein Kosakenregiment durch die Marne setzte, und die in Saint-Dizier zurückgebliebenen Franzosen, welche sich bis dahin tapfer gehalten hatten, abzuschneiden drohte, so suchten auch diese in den Wäldern Schutz. Der Feind hatte jedoch nicht lange dieses Feuer ausgehalten, als er auch einen Theil seines Geschützes

augenblicklich that, nachdem er so lange als möglich auf dem linken Ufer Stand gehalten, um Winzingerode'n Zeit zu geben, seine Anstalten zu machen. Dieser General wollte anfangs noch die Meldungen des Generals Tschernyscheff von Montier-en-Der abwarten, welche ihm über die Bewegung des Feindes erst vollen Aufschluß geben sollten. Indem aber Winzingerode noch zweifelnd erwog, ob wirklich Napoleon mit ganzer Macht heranmarschire, und noch anstand, den Meldungen Tettenborn's vollen Glauben beizumessen, sah er diesen plötzlich von großer Uebermacht zurückgedrängt, und sich selbst fast im nämlichen Augenblicke angegriffen. Mit unglaublicher Schnelligkeit entfaltete sich die französische Macht, Truppen drängten sich an Truppen und wogten in die Ebene herab, und in wenigen Minuten stand alles im Gefecht. Eine große Anzahl Geschütz bestrich die Ebene und beschoß die Stadt Saint-Dizier. Die Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doch zu sehr durch Weingärten und Zäune durchschnitten, und zu nah auf allen Seiten durch Gehölz und Niederungen umschlossen, als daß möglich gewesen wäre, die zahlreiche russische Reiterei mit Vortheil zu gebrauchen. Noch wäre es möglich gewesen, durch einen schleunigen Rückzug einem Gefechte zu entgehen, das keinen glücklichen Ausgang haben konnte. Tettenborn machte dringend darauf aufmerksam; allein unglücklicherweise befanden sich in Saint-Dizier 700 russische Jäger zu Fuß, das einzige Fußvolk, welches Winzingerode bei sich hatte, diese wollte er nicht verlieren, und daher den Rückzug noch aufschieben, er sandte also an Tettenborn den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, wäh-

rend er selbst die Stadt Saint-Dizier vertheidigen und im Nothfall sich auf Bar-le-Duc zurückziehen würde.

Mittlerweile hatte der Feind, unter fortdauerndem Kanonenfeuer von den Anhöhen bei Valcour, zwischen diesem Orte und Saint-Dizier mit großen Massen Reiterei, mit Fußvolk, und selbst mit Kanonen, durch die Marne gesetzt, und rückte unaufhaltsam gegen die Straße von Vitry vor. Die russische Reiterei und reitenden Kanonen waren hinter dieser Straße auf der Ebene vertheilt, hinter ihnen der Wald, vor ihnen der Feind, der mit heftigem und überlegenem Kanonenfeuer immer näher in ihre Reihen schmetterte; Gepäck und Handpferde waren noch nicht zurückgeschafft, und veranlaßten Unordnung, welche bei solch unerwarteter Wendung der Sachen sich bald verbreiten mußte. Vor jener Straße rechts seitwärts hielt Tettenborn mit etwa 1000 Pferden, worunter 4 Schwadronen Husaren, alles Uebrige Kosaken. Eine Masse von wenigstens 10,000 Pferden war bereits diesseits der Marne und zwischen Tettenborn und Wintzingerode trennend vorgeschoben. Tettenborn sah schon den Augenblick, wo sich diese Massen plötzlich entfalten und alles über den Haufen werfen würden, auch rückte immer mehr Fußvolk und Geschütz über den Fluß und stellte sich zum Kampf. Umzukehren war nicht mehr, indem jene Reitermassen schon ganz nah, und durch die Fliehenden nicht mehr, kaum noch durch die Standhaften einigermaßen in Scheu zu halten waren. Tettenborn faßte daher den kühnen Entschluß, nahm seine 1000 Reiter zusammen, und warf sich an ihrer Spitze mit heftigem Ungestüm auf jene Massen, die eben anfingen, sich zu ent-

wickeln; mit unerschrockner Tapferkeit fielen die Husaren und Kosaken in die französischen Reihen, und jagten die fliehenden vor sich her, das erste Treffen wurde gänzlich geworfen, das zweite deßgleichen, und ein großes Blutbad in dem wilden Gemenge angerichtet. Allein plötzlich entfalteten sich zu beiden Seiten neue Massen französischer Reiterei, deren immer mehr und mehr aus dem Hintergrunde herbei kam, das Mißverhältniß der Zahl war zu ungünstig für die Unsrigen, und konnte durch alle heldenmüthige Tapferkeit nicht aufgewogen werden; sie kamen unglücklicherweise zugleich in das Feuer des feindlichen Geschützes und konnten der Uebermacht nicht länger widerstehen, sie wurden nun auch ihrerseits geworfen, und von dem Feinde auf der Straße nach Vitry verfolgt, wohin auch das Gepäck und die Handpferde flüchteten und große Störung verursachten. Tettenborn, welcher mit seinen Offizieren bis zuletzt im Kampfe ausgehalten hatte, und lange Zeit persönlich in Gefahr gewesen war, sammelte seine Truppen bei dem Dorfe Perthe, plänkelte noch den nämlichen Abend mit dem Feinde, und zog sich in der Nacht nach Marolles gegen Vitry. Sein ganzer Verlust betrug etwa 40 Mann. Die übrige auf der Ebene bei Saint-Dizier aufgestellte Reiterei Wintzingerode's, welche den Angriff der Franzosen erwartete, ohne ihm zuvorzukommen, wurde schlimmer geworfen und zerrüttet, sie verlor beträchtlich an Mannschaft und mehrere Kanonen. Wintzingerode verließ, nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, noch am Nachmittage Saint-Dizier und zog sich nach Bar-le-Duc, von dem Feinde

beständig verfolgt, den er jedoch immer, wenn er zu nahe kam, mit gutem Erfolg zurückwies.

Dieses Gefecht, obwohl es einen ungünstigen Ausgang nahm, ist für eines der glücklichsten des ganzen Feldzugs erkannt worden, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drei volle Tage verlor, während welcher Zeit seine Hauptstadt preisgegeben blieb. Er war nämlich überzeugt gewesen, daß das ganze Heer Schwarzenberg's hinter ihm herzöge, und Wintzingerode hatte diese Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in Saint-Dizier Wohnungen für den Kaiser von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen lassen, indem er seine Reiterei nur für den Vortrab des Hauptheeres ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich schien. Napoleon, der dieses auf der Stelle durch einige ihm ergebene Einwohner von Saint-Dizier erfuhr, machte deßhalb in Wassy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück, und dachte eine Schlacht zu liefern, bei welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu seinem Vortheil waren. Er befand sich in Person bei der Reitermasse, auf welche Tettenborn einsprengte, dessen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er noch besonders rühmte, als er schon auf der Reise nach Elba mit Unbefangenheit die Ereignisse besprach, die seinen Sturz herbeigeführt hatten. Noch am folgenden Tage wollte er sich nicht eingestehen, daß er sich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo der tapfre preußische Oberst von Schwichow mit seiner kleinen Besatzung sich schon ganz auf einen Sturm gefaßt machte. Hier aber, nach-

dem Napoleon seine kostbare Zeit in unnützen Bewegungen verschwendet, erfuhr er plötzlich die Niederlage der Marschälle Marmont und Mortier, sowie den Marsch der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die ermüdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärschen fort, um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Truppen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pferde fielen um, und eine Anzahl Kanonen wurden ins Wasser versenkt, weil die Bespannung mit jedem Tage schlechter wurde. Nichts destoweniger kam Napoleon nur um wenige Zeit zu spät, er war schon in Fontainebleau, als er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang gewesen wäre, so viel ist gewiß, daß sich Paris nicht sogleich ergeben hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erschienen wäre, und daß die Erstürmung dieser Stadt bei einem dann gewiß allgemeinen Aufstande des Volks zu den mißlichsten und zweifelhaftesten Unternehmungen gehört hätte; Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris und der nächsten Gegend verstärkt, würde den Krieg mit neuer Kraft und Hoffnung fortgesetzt haben, und in Rücksicht aller dieser Betrachtungen war es, daß der Kaiser Alexander bald nachher die schmeichelhafte Aeußerung machte, er danke es dem General Winzingerode, daß er schon in Paris sei. Tettenborn's Angriff aber, obgleich die ersten Vortheile schnell wieder verloren gehen mußten, galt für eine seiner schönsten Waffenthaten, deren Erfolg darin unschätzbar war, daß Napoleon noch mehr in seiner falschen Richtung festgehalten wurde,

und dabei eine Zeit verlor, die für die große Wendung der Dinge entscheidend war.

Nachdem Wintzingerode und Tettenborn sich in Chalons wieder vereinigt hatten, brachen sie am 28. März über Saint-Dizier und Montier-en-Der nach Troyes auf, wo sie am 30. März ankamen, ohne jedoch den Nachtrab Napoleon's zu erreichen; eine Menge Spuren seines Durchmarsches fanden sich auf jedem Schritte. Eine Post hinter Troyes hatte er die Truppen ihren Marsch allein fortsetzen lassen, und war mit Kourierpferden, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Fontainebleau vorausgeeilt.

Von Troyes ging Tettenborn über Villeneuve-l'Archevêque an die Yonne nach Sens vor, welche Stadt noch vom Feinde besetzt war und neue Verstärkung durch den General Allix erhielt. Nachdem zwar die Vorstadt durch die Kosaken weggenommen worden, die Stadt selbst aber durch Beschießen mit Granaten nicht zur Uebergabe zu bringen war, wollte Tettenborn einen andern Uebergang über die Yonne suchen, um gegen Fontainebleau vorzudringen; allein die Nachrichten von den Ereignissen in Paris, wo die Verbündeten eingerückt, die Thronentsetzung Napoleon's durch den Senat verkündigt, und die Rückkehr der Bourbons ausgesprochen worden war, hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch sein Betragen nicht, wie unangenehm diese Wendung der Dinge ihm sei, und wie gern er wenigstens noch die Zwischenzeit, ehe die vollständige Bestätigung einträfe, zur Ausübung des widerspenstigen Trotzes verwenden möchte, der sich

bald in allen französischen Truppen zur herrschenden Stimmung erhob. Diese Ruhe wurde für uns auf's neue unterbrochen, indem wir in Bray an der Seine den Befehl erhielten, unverzüglich auf die Straße von Auxerre zu marschiren, um den Kaiser Napoleon, der seine Abdankung noch verzögerte, und vielleicht nach dem Süden zu entkommen trachtete, wo er noch zahlreiche Truppen in ein furchtbares Heer zusammenziehen konnte, in diesem vermuthlichen Vorhaben zu verhindern. Wir marschirten eiligst von Bray in Einem Zuge fort bis Villeneuve-le-Roi, wo wir aber bereits österreichische Truppen fanden, dann die sichere Nachricht von Napoleon's ruhiger Anwesenheit in Fontainebleau, darauf von seiner Abdankung und seinem Vertrage, und endlich den Befehl zum Rückmarsche nach Bray erhielten. Die Truppen wurden nach Sens und Pont-sur-Yonne verlegt, von wo sie bald nachher, indem schon der Frieden mit Frankreich gesichert und dem Abschlusse nahe war, den Weg nach dem Rhein zurück antraten. —

Von Bray wurde ich mit Aufträgen an den russischen Generalquartiermeister General von Diebitsch, so wie an den General von Wintzingerode, nach Paris vorausgesandt. Auf erhaltene Einladung kam bald nachher auch Tettenborn selbst mit den meisten seiner Offiziere dort an. Ein merkwürdiger Schauplatz war in dieser Hauptstadt vor uns aufgeschlossen, welche nun die Krieger fast aller Völkerschaften Europa's in sich vereinigte, so wie die mächtigsten Herrscher, aus deren Sieg und fernerem Bund eine neue Gestaltung der Welt hervorgehen sollte. Die französische Revolution schien durch die Wiedereinsetzung der Bourbons und

das verkündigte Verfassungsgesetz, die Charte genannt, völlig abgeschlossen. Doch fehlte es nicht an Zeichen, daß Frankreich fortwährend einen ungeheuern Gährungsstoff in sich trüge, den die neue Regierung nicht so leicht beruhigen, vielleicht nur mehren würde. Die Kriegsherrschaft Napoleon's lebte in den Trümmern seiner Heere, in seinen Einrichtungen und Anstalten, die man größtentheils bestehen ließ, heimlich und offenbar fort; die revolutionairen Grundsätze und Meinungen, welche nur Napoleon bisher niedergehalten hatte, wachten täglich belebter auf, und stellten sich herausfordernd zum Kampfe gegen diejenigen Kräfte, welche die Zeiten vor der Revolution, trotz der Charte, erneuern zu wollen schienen. Doch der große Umschwung der Dinge, der täglich neue Erscheinungen, Thätigkeiten und Bezüge hervorrief, der Drang der Geschäfte, zu deren Verfolg schon die Blicke nach London und nach Wien gerichtet waren, und besonders das tägliche Lebensgewühl, welches Sinn und Geist umfing, ließen die Betrachtung auf den damals nur noch untergeordnet erscheinenden französischen Regungen nicht allzu sehr weilen.

Ich sah in Paris auch Stein wieder, in wie andrer Stellung als damals in Prag! auf dem Gipfel des Glücks, in Sieg und Macht, dem schmachvoll gestürzten Gegner mit schon geschwächtem Hasse nachblickend. Aber auch die Revolution sah er als völlig überwunden an, oder glaubte das, was noch übrig sei, leicht unterdrückbar. Er wollte nicht von Bedenklichkeiten und Sorgen hören, und selbst sein Jugendfreund, der Graf von Schlabrendorf, der auf ganz anderm Standpunkte den Verlauf all dieser Weltereignisse miterlebt, konnte mit

keiner seiner Bemerkungen bei ihm durchdringen. Beide Männer, einig im Hasse gegen die Herrschaft Napoleon's und in der Freude über dessen Sturz, gingen in allen Folgerungen, welche sie von da ab wünschten und hofften, nach ganz entgegengesetzten Richtungen, und so bildete sich frühzeitig in diesen beiden Freunden die Spaltung ab, welche späterhin so ausgebreitet und ausdauernd in Deutschland die Meinungen und Ansichten ergriffen hat. —

Von dem fernern Aufenthalt in Paris, dem Wiedersehen Metternich's, Hardenberg's, Wilhelm's von Humboldt, der Bekanntschaft mit Frau von Stael, und andern bedeutenden Personen, so wie von manchen persönlichen Begegnissen und Erfahrungen, wird in einem andern Abschnitte zu reden sein.

Paris.

1814.

Mein Geschäft mit dem General von Diebitsch war auf das freundlichste bald abgethan, nicht eben so leicht die Bestellung, die ich dem General von Wintzingerode zu machen hatte; ich fand ihn noch aufgereizt von der Geschichte bei Saint-Dizier her; der Kaiser Alexander hatte ihm zwar hoch angerechnet, daß er dort die Uebermacht Napoleon's auf sich gezogen, und dadurch den großen Heeren den Marsch nach Paris erleichtert hatte, allein dies Verdienst war doch immer in Gestalt einer empfangenen Schlappe erworben, und Wintzingerode hing immerfort der bittern Vorstellung nach, daß er, besser unterstützt, dasselbe Verdienst mit dem hätte vereinbaren können, gegen Napoleon sich im Vortheil zu behaupten. Er sah mit Verdruß, daß die Gunst des Kaisers den Neid und Groll andrer Generale nur stärker anregte, und daß man so that, als decke ihn nur diese Gunst, nicht die Sache selbst, gegen Verantwortung. Ich traf ihn umgeben von hohen Offizieren, mit denen er sich schon im Gespräch erhitzt haben mochte; mein Erscheinen

war ihm sehr willkommen, er hielt absichtlich eine große Lobrede Tettenborn's, pries dessen unerschrockenen Muth, dessen treue Zuverlässigkeit, und es war deutlich genug, daß dies Lob ein Tadel für Andre sein sollte. Für mich trat keine geringe Verlegenheit ein, als er laut ausrief, in dem Schreiben, das ich ihm von Tettenborn gebracht, berufe sich dieser darauf, die hauptsächlichen Mittheilungen seien mir mündlich anvertraut, und nun forderte er mich auf, sogleich öffentlich vor all' diesen Herren meine Aufträge darzulegen. Dies war in Winzingerode's eignem Betreff unmöglich, und da er keine Entschuldigung wollte gelten lassen, sondern darauf bestand, er wolle alles vor diesen Zeugen hören, so blieb mir nichts anderes übrig, als einige unverfängliche Anliegen vorzutragen, die zwar einigermaßen erheblich, aber doch kaum wichtig genug schienen, um die Sendung eines Kouriers zu rechtfertigen. Am andern Tage, als ich ihn glücklicherweise allein fand, konnte ich denn wohl der wirklichen Aufträge mich ohne Hehl entledigen, aber anstatt der Einsicht, wie schädlich es ihm gewesen wäre, wenn ich alles das vor vielen fremden und ihm nicht grade befreundeten Zeugen ausgesprochen hätte, und anstatt des Dankes, daß ich, vielleicht nicht allzu geschickt, aber doch mit hinlänglichem Erfolge, diese Verwirrung ihm erspart, bezeigte er sein Mißvergnügen, daß ich nicht dennoch gestern alles gesagt. Ich unternahm es, seine sich verirrenden Vorstellungen zu berichtigen, Besonnenheit und Ueberlegung hervorzurufen, sah aber bald, daß hier alles vergeblich war, und nach einer lebhaften, scharfen Erörterung, die für mich gefahrvoll genug war und mir schon drohende Worte zuzog, verließ ich ihn, voll Unmuthes, daß offenbare Ver-

blendung und vorgefaßter Eigensinn einen sonst gescheidten und wohlmeinenden Mann so mächtig ergreifen konnten, um auch die einfachsten Verstandeswahrheiten nicht mehr einzusehen. Und grade die hohe Stellung, und daß dem Geringeren jeder Einspruch zum Unrecht ausgelegt werden kann, reizt in solche Selbstberauschung, die sich bei Kriegsbefehlshabern häufiger als anderswo findet, und die so leicht, wenn es große Entscheidungen gilt, verhängnißvolle Folgen hat. Ich sah Wintzingerode darauf noch ein paarmal wieder; er schien unsre verdrießlichen Begegnisse vergessen zu haben, aber auch eine Beförderung, die mir noch schließlich zugedacht und in seine Hände niedergelegt worden war. Da ich nach Beendigung des Krieges ohnehin den Dienst verlassen wollte, so kümmerte es mich nicht allzusehr, nicht als Major, sondern nur als Hauptmann auszuscheiden; in dem Gewirr und der Freiheit des Pariser Aufenthaltes verschwand für den Augenblick, wie aller Zwang, so auch beinahe der Werth der Dienstverhältnisse.

Ich war in dem wohlbekannten Hotel de l'Empire abgetreten; die nöthige bürgerliche Kleidung, in welche jeder Stand und Rang hier beeifert war unterzutauchen, war gleich zur Hand, und ich begann meine Fahrten und Gänge, mir das wohlbekannte und durch den Wechsel der Ereignisse doch völlig neue Paris in Augenschein zu nehmen. Außerdem, daß die Fremden nun als solche, in ihrer Tracht und Wehr und Selbstigkeit, zahlreich und angesehen hervorragten, zeigten auch die Franzosen eine von der frühern ganz abweichende Physionomie. Mit den Bildern ihrer Kriegsübermacht, die ihnen seit langen Jahren schmeichelnd vorgehalten worden, waren auch die

meisten andern Festigkeiten, an denen sie ihr Leben regelsicher zu halten meinten, zusammen gebrochen oder schwankend geworden, die tonangebende Meinung, das selbstzufriedene Betragen, der helle und rasche Ueberblick ihrer Zustände und Welt, der ihnen im Praktischen von jeher so großen Vortheil gab, alles war plötzlich fort, mußte erst wiedergefunden, wiedererrungen werden, und das Wo und Wie lag in tiefem Dunkel. Napoleon's Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten sehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte sich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbons jubelten laut, und niemand störte sie, aber in ihren eignen Reihen war große Unruhe und schon mannigfache Spaltung; die wenigsten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meisten, und unter diesen die vornehmsten und fähigsten, mußten sich größere oder geringere Abweichung verzeihen lassen; war doch sogar Chateaubriand in diesem Falle! Und während nun die Ausschließlichen sich den höchsten Lohn, den Andern aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten sie doch sogleich die Nothwendigkeit, auch den erst heute entstandenen Eifer gelten zu lassen und ihm einige Anschließung zu gönnen. Die Politischen hinwieder wollten von der Gegenwart ausgehend nur die Zukunft in's Auge fassen; ihnen galt Gesinnung und Hingebung nur in so weit, als sie heute zu brauchen waren, und es zeigte sich bald, daß die eigentliche Kraft der Dinge bei ihnen war; die altadlichen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiser gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, standen im größten Vortheile des Augenblickes, sie waren am meisten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg

zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, sofern sie nicht schon in das Kaiserthum übergegangen waren, standen zerstreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Masse des Volkes hatte wenig Selbstständiges, sie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeständnissen befriedigt werden, sobald nur Ordnung, Festigkeit und eine leidliche Uebereinstimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Diese gutmüthige Hoffnung war allerdings bei Vielen vorhanden, und sogar auf die verbündeten Herrscher sah man hiebei mit Zuversicht, sie hatten ihre eigne Sache kraftvoll und weise geführt, ihre Mäßigung war augenscheinlich, und der Kaiser Alexander führte eine Sprache, welche an die schönsten Ergüsse aus den frühsten Zeiten der Revolution erinnerte. Man war überzeugt, aus so viel edlem Willen müsse Gutes und Richtiges hervorgehn; die Masse des Volkes würde ohne Widerwillen den Versuch gemacht haben, sich von dem jungen Napoleon unter Regentschaft seiner Mutter oder von dem Kronprinzen von Schweden regieren zu lassen, die Wiedereinsetzung der Bourbons, die alsbald zu Stande kam, erfuhr dieselbe halb gleichgültige, halb vertrauende Aufnahme, wiewohl nicht zu verkennen war, daß dieser Versuch im Allgemeinen die Gemüther doch bedenklicher stimmte, als es bei jenen andern schien folgen zu müssen.

Doch das eben Gesagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der ersten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewisse entschied sich, das Schwankende befestigte sich, wie im Allgemeinen, so in jedem Einzelnen;

die Bestürzung hörte auf, die Besinnung kehrte wieder, man erkannte sich selbst, überschaute die Fremden, die Nächsten, die Feinde und Gleichgesinnten, man erwog und rechnete, und binnen wenig Wochen zeigten sich alle Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglichen Verkehr wieder auf der Seite der Franzosen. Aus dem Gewirr von Widersprüchen und Partheien erhob sich, als gemeinsamer Ausdruck aller, vorherrschend die Richtung des Nationalen, und trat den Fremden gegenüber mit Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Nation waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ein über Nacht schnell aufgeworfner Wall die Dahinterstehenden am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Fassung zeigt, so standen uns die Franzosen unvermuthet in neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller aber eiliger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mit achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen hatten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbietung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah es bald aus, als wären wir nicht unsertwegen, sondern der Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wir vor allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen, uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitte von ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohne Mißmuth, daß unsre Sache in demselben Maße erschlaffte, als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, daß unser Volkswesen, gemischt und unentwickelt gegen das französische zurückstände, daß unsre Anliegen zurückgeschoben blieben, wie denn sogar unsre Krieger im eroberten Lande schlecht quartirt und versorgt waren; aber den Franzosen durften wir deßhalb keinen Vorwurf machen, im Gegen-

theil mußten wir anerkennen, daß grade hierin sie uns ein achtungswerthes Beispiel gäben, und die Erscheinungen, aus denen es sich zusammensetzte, waren im Einzelnen so gefällig, so lustig, oder so scharf und bedeutend, daß ein unbefangener Sinn sich unwillkürlich davon einnehmen ließ.

Mein erster Gang war zu dem Grafen von Schlabrendorf. Im Hotel des Deux-Siciles, vor demselben wurmstichigen Schreibtisch, auf demselben gebrechlichen Stuhl und auch wohl in demselben zerrissenen Kittel, fand ich ihn wieder, ganz wie vor vier Jahren. Er war froh und keck, lebhaft wie immer, und sah mit stolzer Zuversicht aus seiner Einsiedelei auf die Dinge hin, die sich draußen in der Welt begaben. Die Ereignisse freuten ihn; so lange schon hatte er den Sturz Napoleon's geweissagt, aber die Erfüllung in unbestimmte Ferne gesetzt, nun war sie plötzlich unter seinen Augen geschehen! Doch keinen Augenblick hatte sie ihn berauscht, er durchschaute besonnen die Ursachen und die Folgen des Sturzes, und verhehlte sich nicht, daß die Sache, für welche sein Eifer ausschließlich brannte, die Sache der Freiheit, dabei nicht hauptsächlich, sondern nur gelegentlich betheiligt sei, nur insofern, als sie bei jeder Bewegung gewinnen müsse. An seinen Grundsätzen, den Ergebnissen seines Nachdenkens und seiner Erfahrung, hielt er unverbrüchlich fest, im Gebiete der Idee ließ er sich nichts abdingen, keinen Anspruch, keine Folgerung, unverkürzt und unverhüllt sollten alle Erfordernisse zugestanden sein, die er als wesentlich zum Urbilde des Staates gehörige sich ausgeklügelt hatte; dafür war er nachgiebig und billig für die Erscheinungen, beurtheilte die Menschen mild, und

suchte gern überall das Beste hervor. Er war der Erste, und vielleicht der Einzige, der an demselben Tage, wo Napoleon's Herrschaft brach, gleich wieder an Republik dachte, und für sie eiferte. Dennoch übersah er um seiner Träume willen keinen Drang der Wirklichkeit. Die Verbündeten waren in Paris eingerückt, mit verhältnißmäßig geringer Macht, umgeben von französischen Truppen, die zwar kapitulirt hatten, aber mit andern in Berührung kamen, die noch als feindliche anzusehen waren; die Schaaren Napoleon's konnten von Fontainebleau heranrücken, die Pariser Nationalgarde war noch bewaffnet, das Volk gährte in drohenden Wallungen, mehrere Tausend Napoleonischer Offiziere, von ihren Truppen abgekommene, neuer Anstellung harrende, oder auch von Krankheiten und Wunden genesene, streiften aufregend durch die Stadt; die geringe Zahl der verbündeten Truppen, die schwachen Maßregeln zur Sicherheit des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen wurden Anlaß zu einem verwegenen Plane, beide Herrscher aufzuheben; die Truppen bei Fontainebleau waren benachrichtigt, auf ein gegebenes Zeichen anzurücken, fünfhundert Offiziere sollten auf Leben und Tod den Hauptstreich führen und in die Wohnungen der Monarchen eindringen, das Volk sollte in Masse zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer angelegt werden, und wenn auch Paris darüber in Flammen unterginge, hieß es, so sei der Preis für Frankreichs Befreiung nicht zu hoch. Schlabrendorf, dem dergleichen schnell vertraut wurde, sandte noch in der Nacht eine genaue Anzeige und Warnung an den König von Preußen, der ihm dafür danken ließ, und die nöthigen Maßregeln anordnete, um jeden Angriffsversuch zu vereiteln. Einige

bewaffnete Haufen kamen wirklich in den Straßen zum Vorschein, wurden aber sogleich auseinander gesprengt, und die vom Felde her sich der Stadt nähernden Truppen zurückgetrieben. Nur der erste Augenblick war hiebei der gefahrvolle, nachdem dieser verloren und alles Verabredete fehlgeschlagen oder unterblieben war, stand kein neues Unternehmen zu befürchten, solche Gelegenheit und solcher Muth wiederholen sich nicht. Hatte sich hiedurch Schlabrendorf um seinen König und um die Sache der Verbündeten verdient gemacht, so war er dagegen in andern Beziehungen ein unerschütterlicher Freund der Franzosen. Er wollte die Errungenschaft der Revolution gewahrt wissen, keines ihrer theuer erkauften Güter sollte verloren gehn. Gegen die Könige hatte er im Allgemeinen viel einzuwenden, er sprach darüber mit einer Freiheit und Scheulosigkeit, die, wie der jugendliche Ungestüm seiner geistreichen Ausdrücke, in Erstaunen setzten, besonders da er zu Franzosen aller Partheien und zu Deutschen jedes Ranges und Standes sprach, denn seine Klause war zu manchen Tagesstunden ganz überfüllt von Besuchenden. Er wurde erinnert, daß manche seiner Aeußerungen doch gefährlich seien, die heutigen Machthaber dürften in gewissen Fällen sogar strenger sein, als Napoleon gewesen. Er aber versetzte lebhaft: „Die mich hören, müssen sich fürchten, mehr als ich, der ich spreche!“ Und so fuhr er fort, alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam.

Dem Fürsten von Metternich, den ich darauf besuchte, standen der Sieg und Ruhm der verbündeten Sache sehr wohl zu Gesicht, er durfte sich von dem vollbrachten großen Werk ein gutes Theil zurechnen, und

wiewohl man behauptete, die letzten Wendungen seien nicht ganz nach seinen Absichten erfolgt, und er habe andre Auswege, als die man gewählt, im Sinne gehabt, so war doch in seinem Wesen keine Spur eines Mißvergnügens zu merken, und wenn jene Meinung nicht ganz unbegründet gewesen, so wäre nur um so mehr die Ruhe und Größe zu bewundern, die das zur Thatsache Gewordene mit klarem Bewußtsein hinnahm, und nun aufrichtig und standhaft das erkannte und förderte, was vorher vielleicht dem eignen Sinne weniger entsprechen mochte. Bisher hatte sich mir neben der Aussicht, nach Beendigung des Krieges eine neue Laufbahn in Preußen anzutreten, auch die Lockung, dies in Oesterreich zu versuchen, oftmals dargeboten, und es gab persönliche Gründe genug, die mich vorzugsweise das letztere konnten wählen lassen. Nach Verschiedenheit der Umstände und Eindrücke mußte ich bald mehr zu der einen Seite, bald mehr zu der andern neigen. Die große Anziehung des Fürsten, an den sich anzuschließen mir als das wünschenswertheste Glück erschien, konnte jetzt durch ihren Zauber allem Schwanken ein Ende machen. Sie that es, jedoch im entgegengesetzten Sinne, als ich erwartet hatte. Denn da ich aus dem überaus gütigen und vertraulichen Gespräche des Fürsten bald entnahm, ihm gelte nicht als ausgemacht, daß ich im österreichischen Dienste auch in seiner Nähe bleiben würde, so war aller Eifer mir gleich erloschen, und ich fühlte deutlich, daß, wenn bloß der Staat in Betracht zu kommen hätte, ich unbedenklich Preußen vorziehen müßte.

Dies kam auch gleich zur Entscheidung, als ich den Minister von Stein zu sprechen bekam. Er lachte laut

auf, daß Paris, das eroberte Paris der Ort sei, wo wir uns widersähen! Die Freude und das Behagen glänzten in seinen Zügen, er hatte die reinste, die vollste Zufriedenheit, ihm waren die höchsten Wünsche erfüllt, der Feind lag darnieder, das Vaterland war frei, niemand schwelgte so uneigennützig, so ledig aller Nebengedanken, in diesem frischen Gefühle. Daheim würde schon alles zum Besten sich ordnen, meinte er, und wenn nur Recht und Wahrheit im Ganzen walteten, so dürfe man es mit einer Handvoll Gebrechen nicht so genau nehmen, deren würden in allen menschlichen Einrichtungen immer zu finden sein. Auch er hatte in seiner hohen Stellung öfters zwischen Preußen und Oesterreich geschwankt, bald dem einen, bald dem andern sich stärker angeschlossen, allein während der letzten Monate war sein Sinn entschieden auf preußischer Seite befestigt worden und mit den politischen Ansichten des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg in volle Uebereinstimmung getreten. Er fragte mich, was ich zu thun gedächte. „Sie werden doch nicht nach Rußland gehen wollen? Pfuel, Clausewitz, Barnekow, die kehren alle nach Preußen zurück, und da rath' ich Ihnen auch sich anzuschließen. Da will man Sie brauchen, ich glaube im Fach der auswärtigen Angelegenheiten, Hardenberg hat es mir gesagt; der will Ihnen wohl und denkt, Sie können gut schreiben. Werden Sie mir aber nur kein Schwätzer und kein Naturphilosoph, studiren Sie Grotius und Puffendorf, da steckt die ächte, die kernhafte Diplomatik drin." Die Warnung vor der Naturphilosophie hatte ich mir noch von Prag her verdient, und er nannte mich, wie dort, auch hier bisweilen „Herr Methaphysikus." Der gutgemeinte Eifer

des trefflichen Mannes wurde durch seine polternde Ausdrücke nur noch wohlthuender, ich hätte sie für keine, noch so zierlichen eintauschen mögen! Er hatte mir noch eingeschärft, ohne Säumen bei Hardenberg anzusprechen, ich würde vielleicht sogleich da zu thun finden. Nun war das meine Meinung wohl nicht, so übereilt wollte und durfte ich Tettenborn nicht verlassen, und wenigstens den Sommer wünscht' ich mir frei zu erhalten, um ganz der eignen Neigung lebend mich zu erholen und zu sammeln. Aber den Staatskanzler aufzusuchen war mir Annehmlichkeit und Pflicht.

Bei Hardenberg sah es preußisch aus, prunklos und kriegsmäßig, als wäre man noch im Feldlager, gedrängt, geschäftig. Generale und Offiziere in großer Anzahl, die freudige Stimmung noch mit etwas Trotz und Mißvergnügen gemischt, die Rede kühn und scharf, gern in Ironie auslaufend. Durch Wilhelm und Alexander von Humboldt, Gneisenau, Knesebeck, Rühle von Lilienstern, Ancillon und Jordan, die ich hier beisammen fand, fühlt' ich mich sogleich auf bekanntem Boden, der Staatskanzler selbst war die hervorragende Mitte dieses Kreises. Hier hörte ich zuerst die bedeutenden Worte, der Krieg sei noch nicht beendigt, der Frieden könne nur ein Waffenstillstand sein, nur die Sache Napoleon's sei abgethan, die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich aber nicht ausgefochten, man werde dazu nochmals auf den Wahlplatz zurückkehren müssen. Wer konnte denken, daß die Prophezeihung Gneisenau's im nächsten Jahre schon eine scheinbare Erfüllung finden würde! Doch allerdings nur eine scheinbare, denn abermals war es nur wieder die Sache Napoleon's, die ihre schließliche Ent-

scheidung empfing, die andere Sache steht noch jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, eben so wie damals.

Der Eintritt zweier Franzosen gab dem Gespräch eine andre Richtung; der eine, Obrist von Thierry, ein schöner und feiner Mann, hatte eine nahe Beziehung zu Preußen, denn er war mit der Gräfin von der Mark, der Halbschwester des Königs, verheirathet. Er kam von dem Könige her, ganz entzückt von dessen ernster Biederkeit und großmüthiger Fürsorge. Den Namen seines Begleiters erfuhr ich nicht. Man sprach nun französisch, und sowohl Wilhelm von Humboldt als sein Bruder Alexander nährten die gute Stimmung durch heitre Einfälle und scharfe Bemerkungen; bald aber nahm Ancillon das Wort, und machte dem Staatskanzler Vorwürfe, daß er sich mit so geringer Wohnung begnüge, nicht glänzender Haus halte, nicht mit mehr Gepränge auftrete, den Franzosen müsse man auch durch solche Mittel imponiren. Hardenberg lächelte, indem er sein Gehör anstrengte, dem Redner zu folgen, denn die freundlichen Phrasen gingen bald in feierliche Rede über, so daß alsbald das Scherzwort laut wurde, Ancillon spreche in dem hohen Stil, in welchem der Staatskanzler leben solle. Der Begleiter Thierry's zog mich bei Seite, und fragte verwundert, wer dieser Redner sei? Ich gab ihm Auskunft. Er wollte gar nicht begreifen, daß derselbe von Franzosen abstamme. „Nie hätte ich das geglaubt, rief er; sehen Sie, bei allen kleinen Abweichungen des Tons und der Aussprache, würde ich das Französische dieser beiden Herren — er deutete auf beide Humboldt — als natürlicheres und geläufigeres anerkennen, als das Ihres Réfügié's, auf das Sie so viel zu halten scheinen.“

Mein künftiges Verhältniß wurde von Hardenberg vorläufig so besprochen, wie es für den Augenblick mir genügen konnte. Ich sah meine Lebenswendung für entschieden an, und Stein, dem ich es zu melden eilte, bezeigte die größte Zufriedenheit darüber; ebenso Tettenborn, der inzwischen mit dem größten Theile seiner Offiziere gleichfalls in Paris eingetroffen war, und sich freute, daß ich wenigstens die nächste Zeit noch mit ihm bleiben könnte. Er hatte für sich und sein Gefolge eine große prächtige Wohnung in der Rue du Helder genommen, und ich mußte nun in dasselbe Hotel ziehn, ehmals Hotel de Mirabeau genannt, wie ich mit Vergnügen erfuhr. Das enge Zusammensein mit den Kriegskammeraden genoß ich als ein schönes Glück noch zuletzt vollauf, denn der geliebte General hielt uns gern vereint, und blieb auch auf dem heißen Boden der üppigen Hauptstadt uns ein glänzender Führer zu allen Herrlichkeiten und Vergnügungen, wie früher im Felde zu Kampf und Anstrengung. Die nahe Trennung war übrigens nur allzu gewiß, das Band, welches die verschiedenartigsten Verhältnisse innig zusammengeschlungen hatte, löste sich auf. Pfuel, Hochwächter und Bismarck kehrten nach Preußen zurück, Droste von Vischering und Herbert nach Oesterreich, die Hanseaten nach Hamburg, der Marquis de La Maisonfort war schon kein Russe mehr, sondern wieder ein völliger Franzos, Russen und Deutsche sannen auf die Heimreise, manche der letzteren auf neue Abenteuer; als Adjutanten blieben bei dem General zuletzt nur die Rittmeister von Lachmann und von Philippsborn, sie sollten ihn fürerst nach London begleiten, wohin auch mir mitzureisen bestimmt wurde.

Ich benutzte die Zwischenzeit auf's beste, und fand in dem bewegten Drange so vieler Menschen und Gegenstände noch immer Zeit, auch durch Schreiben mannigfach thätig zu sein. Zu Tagesbemerkungen, Denkschriften und Aufsätzen gab es immer neuen Anlaß; Briefe waren zu schreiben, geschäftliche und freundschaftliche. Erst kurz vor Paris hatte ich durch einen Zufall, nach sechswöchentlicher Abgeschnittenheit, wieder zwei Briefe von Rahel aus Prag empfangen, zwar nur ältere, aber bei nun wieder offner Verbindung belebte sich der Briefwechsel. Rahel war in Sorgen um mich, eine Zeitung hatte gemeldet, Tettenborn sei in einem der letzten Gefechte leicht verwundet worden, und einer seiner Adjutanten schwer; sie hatte an Tettenborn, an Pfuel und Bentheim und viele Andre geschrieben, um Nachrichten zu erlangen; erst später und zufällig, durch einen Brief von Gentz aus Wien, erfuhr sie, daß ich wohlbehalten in Paris sei. Aber noch eine andre Angst hatte sie; seit dem Treffen von Montmirail fehlten alle Kunden über Marwitz, er konnte todt sein, aber auch bloß verwundet und gefangen, und irgendwo krank und hülflos daniederliegen. Ich machte es mir gleich zum Hauptgeschäft, jede Nachforschung anzustellen, alle Behörden ging ich an, die französischen wie die unsern, ich ließ Anfragen in die öffentlichen Blätter rücken, ich vertheilte sie, trieb alle Freunde zur Thätigkeit an. Allein umsonst, es ergab sich keine Spur. Alle später eingesammelten Angaben vereinigten sich zuletzt in die kaum zweifelhafte Vermuthung, daß er bei Montmirail von einer Kugel tödtlich getroffen worden sei. Vergeblich waren auch meine Nachfragen in Betreff Willisen's, von dessen Geschick, seitdem er am Kriege Theil genommen, ich nichts

gehört hatte; wenigstens erfuhr ich nichts Beunruhigendes, und tröstete mich mit guten Hoffnungen; daß Canitz wohlbehalten sei, wußt' ich von Tettenborn, der seines ehmaligen Begleiters mit liebreicher Gesinnung treu gedachte.

Henriette Mendelssohn glaubte ich mit ihrem Zögling, der Tochter des Generals Sebastiani, in der Normandie, ich fand sie aber unvermuthet, als ich grade zu Metternich gehen wollte, der im Sebastiani'schen Hotel wohnte. Mit ihr war durch den Eintritt in dieses Haus eine große Veränderung vorgegangen, sie war katholisch geworden, nicht eigentlich schon im Besitz eines festen Glaubens, aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und so traten die äußern Ereignisse, wie groß sie auch sein mochten, ihr sehr zurück gegen die innern, mit denen sie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troste sein, im Gegentheil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn sie sah mich grade so reich, als sie geworden war, ohne daß ich in dieser Richtung reicher zu werden begehrte, was allerdings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden gelang, so sah sie voraus, daß sie mich würde verwerfen müssen, was sie nur eben jetzt noch nicht durfte, da sie eingestandenerweise das mir Fehlende auch erst zu erringen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der aber doch mehr Unbequemes als Unterhaltendes war, und die unsern Umgang etwas ermatten ließ.

Hase's Wiedersehen auf der Bibliothek erfreute mich sehr; er zeigte in dem ausländischen Verhältnisse den ehrenhaften Sinn und die würdige Redlichkeit des deutschen Karakters, die Umstände konnten ihn nicht bestechen, er verließ und nahm keine Parthei und genoß Achtung von

leder. Dr. Karl Sieveking aus Hamburg, Senator Smidt aus Bremen, brachten mir von den Freunden und Angelegenheiten im Norden gute Nachrichten, ich empfing Briefe von meiner theuern Schwester aus Altona, wo die Nähe des Marschalls Davoust bis zuletzt viel Angst und Sorgen verursacht hatte. Nachrichten aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes kamen allmählich an, man gelangte wieder zu einigem Ueberblicke, man erkannte sich aus Todten und Lebenden heraus, und nach gehaltenem Abschlusse fing man auf neue Rechnung zu leben an. Unter den Verlusten schmerzte mich am meisten Fichte, dessen Tod mir erst hier bekannt wurde. Wen alles ich von Lebenden hier wieder sah, lieb und unlieb, erwartet und unvermuthet, aus allen Klassen, besonders aber Offiziere, preußische, österreichische und russische, — das wäre kaum aufzuzählen. Auch französische Bekanntschaften drängten sich heran, ehmalige Emigrirte, die in unsern Heeren gedient oder in Deutschland sich aufgehalten hatten, die Brüder unsres Chamisso, sogar einige Spanier, die ich von Hamburg her kannte, wo sie mit dem Marquez de la Romana gewesen waren.

Smidt von Bremen wurde mir ein besonders erwünschter Gefährte, wir machten viele unsrer Gänge und Besuche gemeinschaftlich; in seiner launigen Heiterkeit schien er alles nur leicht zu nehmen, und nahm doch die Sachen, auf die es ankam, mit schwerem Ernst und festem Nachdruck, so daß gewiß kein Punkt, wo seiner Stadt oder des Vaterlandes Interesse sich anknüpfen ließ, ihm unbeachtet blieb, wobei doch ein sichrer Takt ihn vor Vielthuerei bewahrte, wohin solche Gaben in zu beengtem Geschäftskreise wohl zu verlocken pflegen.

Smidt war als bremischer Abgeordneter während des letzten Feldzuges dem großen Hauptquartiere der Verbündeten gefolgt, und konnte mir von den dortigen Vorgängen mancherlei erzählen. Ein Mann von Geist gilt durch sich selber mehr, als durch die Stelle, welche der Zufall ihm anweist. Smidt's Ansichten und Aeußerungen blieben nicht gleichgültig, und fanden bisweilen Wiederhall in den höchsten Regionen. So wußte er ein Lied auswendig, das der in Hamburg verstorbene Dr. Kerner gedichtet hatte, als er sich von den Franzosen, denen er leidenschaftlich angehangen, mit Wuth und Grimm lossagte, weil sie statt der früheren Freiheit nur Knechtschaft und Schmach brächten; sie waren darin als blaues Fieber bezeichnet, und in wiederholten, stärksten Ausbrüchen verflucht, wobei Napoleon als der Oberste der Blauen an seinem Theile nicht verkürzt wurde. Ohne eigentlich dichterischen Werth, hatte das Lied ungemeine Kraft und Heftigkeit, die auch dem Ohr und Gedächtnisse leicht einging. Man ergötzte sich an dem blauen Sturme, und der Kaiser Franz, der sich das Gedicht mittheilen ließ, wußte es bald auswendig, und fiel nun bei hundert Gelegenheiten in die bald allgekannten Zeilen ein. Der Krieg war noch unentschieden, und mit Napoleon wurde noch unterhandelt, aber daß der Kaiser Franz ohne Bedenken täglich in solchen Versen den Blauen verwünschen konnte, zeigte genugsam, daß keine Vorliebe für seinen Schwiegersohn ihn beseelte, und manche Betreibung und Nutzanwendung folgte aus dieser Entdeckung. Ein anderesmal fand Smidt Anlaß, seine eigne poetische Kraft darzuthan. Als das große Hauptquartier nach Vesoul vorgerückt war, trat Charles

Nodier's Ode gegen Napoleon zuerst an's Licht, und machte, als das erste werthvolle Erzeugniß dieser Art in französischer Sprache und von einem Franzosen, ein ungeheures Aufsehn. Im Hauptquartiere sah man in diesem kühnen Beispiel eine Andeutung neuer Verbündeten, die man in Frankreich selbst hoffen dürfe, und der edle Redestrom drang bezaubernd in die Gemüther. Auch Stein war von dem Gedicht ganz eingenommen, und der Name Nodier blieb einer der wenigen französischen, die er bis an sein Lebensende stets mit Ehren nannte. Eines Mittags aber wurde bezweifelt, daß es möglich sei, das Gedicht deutsch wiederzugeben, und da Smidt dies bejahte, so sollte er gleich den Beweis liefern; er willigte ein, und nach wenigen Stunden brachte er die fertige Uebersetzung. Sie ist meines Wissens noch nicht gedruckt, und da sie ein schönes Andenken aus dem Kriege ist, so mag sie hier wohl an guter Stelle stehen; das Französische lassen wir weg, da es in Nodier's überall verbreiteten Schriften leicht aufzufinden ist.

Napoleon.

Ode von Charles Nodier.

Mag Pöbel nach wie vor im Staube liegen
Vor Sylla's Goldpalast, bald einer Tullia
Den Wagen ziehn, bald sich dem Zepter schmiegen
Der Claudius und der Caligula!
Der Rache Götter herrschten sie, mit Beben
Erfleht von ihnen ein verworfnes Leben,
Was ihrem Blutbann sie geweiht.
Doch nur der Nachwelt strafendem Gerichte
Barg ihre Frevelthaten die Geschichte,
Entriß sie der Vergessenheit.

Mag sich ein Andrer feilem Dienst ergeben,
Wer Lügen sä't, ihm wächst verdienter Lohn;
Der Freiheit Muße darf sich stolz erheben,
Zwang ist ihr fremd, auch singt sie nicht um Lohn.
Um Knechtschaft betteln kann und werd' ich nimmer,
Zu theuer würde falschen Ruhmes Schimmer,
Erkauft durch Schmach der Sklaverei.
Seufzt auch das Volk mit Ketten nun gebunden,
Ich habe kühn dem Joche mich entwunden,
Bin treu geblieben, athme frei.

Der Fremdling kam, mit ihm der Falschheit Grauen,
Gesetz und Rechte trat er in den Staub;
Der Mörder Erbe reißt aus Henkers Klauen
Er, was noch übrig ist vom Königsraub.
Der feige Flüchtling von des Niles Strande
Zu ew'gem Schandfleck unserm Vaterlande,
Zum Unstern ganzer Welten noch,
In unsern Schiffen birgt er Ruhm und Leben,
In Frankreichs Port wird ihm Asyl gegeben,
Er schlägt es in sein Eisenjoch!

Wie konntest Du Dein eignes Werk zertreten,
Du, der den Ruhm an Frankreichs Fahnen band!
Es floh, begann das Volk Dich anzubeten,
Die Freiheit, weinend an des Siegers Hand.
Hat eitles Hoffen Deinen Sinn verdunkelt?
Laß ab vom Pomp, der thörigt Dich umfunkelt,
Sei Krieger, — so bist Du begehrt.
Wähnst Du die Schuld durch Großthat abzubüßen,
Dein Haupt des Himmels Blitzen zu verschließen
Und daß kein Strahl durch Lorbeern führt?

Hat Deiner sich die Ehrsucht so bemeistert,
Hat unsrer Schande Staub uns so bedeckt,
Daß, nur von Herrscher-Trunkenheit begeistert,
Dich selbst im Traum kein Brutus-Dolch erschreckt?

Blick auf, und sieh den Tag der Rache nahen,
Des dunklen Schicksals Mächte Dich umfahen;
Dein heller Stern, er wird so bleich!
Tarpeja's Felsen hebt am Capitole
Sein dräuend Haupt, die Palme von Arcole
Umklammert ein Zypressenzweig.

Vergebens streut man Dir in Deinen Sünden
Sogar an heil'ger Stätte Weihrauch nach.
Auch Fürsten sterben, ihre Zauber schwinden,
Die Wahrheit setzt sich an den Sarkophag,
Ein streng Gericht ergeht, an solchem Tage
Entsinkt des Ruhmes Schimmerstaub der Wage;
Es wird zum Scheusal aller Welt
Auch Deine Asche, feucht von Völkerthränen,
Sich Dir zum ungeheuern Grabmal dehnen,
Von Nationen aufgestellt.

Vergebens wähnst Du, an des Sieges Wagen
Mit starkem Arm zu fesseln Dein Geschick,
Vom Strom der Zeit wird bald hinweg getragen
Dein Ruhm, Dein Reich von einem Augenblick.
Der Ceder gleicht's, die sich der Wolken freute
Noch gestern, niedres Gras bedeckt sie heute;
Satt Deiner Ketten ist die Welt!
Aus Gleichen wird Dir nie ein Heer von Sklaven,
Wenn nicht zuvor der Kern von Frankreichs Braven
Wie Sidney unterm Beile fällt.

Meine liebste und heilsamste Zuflucht blieb jedoch Schlabrendorf, und der Tag, wo ich ihn zu sehen versäumte, was nur selten geschah, galt mir als ein unbefriedigter. Die Gesellschaft bei ihm war immer zahlreich und gemischt, ihn hinderte niemand, und da er meist allein sprach, so konnte man im schlimmsten Falle nur für

das verantwortlich gemacht werden, was man gehört hatte. Auf diese Gefahr wagten es doch die angesehensten Personen, ihn zu hören. Hardenberg, Wilhelm von Humboldt, Gneisenau, und eine Menge andrer Preußen, besonders die vornehmen Schlesier, besuchten ihn. Von Franzosen erwähn' ich vor allen den liebenswürdigen, sprachkundigen Fauriel, den scharfsinnigen, edlen Say. Zu seinen eifrigsten Besuchern gehörte auch der Portugiese Dr. Constancio, ein Arzt, der aber Politik und Litteratur zu seinem Fach erwählt hatte, und in beiden mehr England, wohin er schon als Knabe gekommen war, als Frankreich angehörte. Delsner, früher in diplomatischen Geschäften thätig, Keidel, Geschäftsträger der Stadt Danzig, Schubart aus Bremen, buchhändlerisch und politisch betriebsam, kannten Paris und die französischen Verhältnisse nach allen Richtungen, sie und eine große Zahl ähnlich gestellter und beschäftigter Franzosen, von alter Zeit her mit Schlabrendorf vertraut, legten regelmäßig den Ertrag ihrer zugeströmten oder eingesammelten Neuigkeiten bei ihm ab, und emfingen sie kritisch gesichtet, erläutert und gesteigert von ihm zurück. Die frischesten Vorgänge waren hier gleich bekannt, die geheimsten Betreibungen enthüllt, die entlegensten Bezüge sogleich gefaßt und ihr Zusammenhang aufgehellt. Alle Fragen des Tages, alle dabei namhaften Personen, wurden hier mit gründlicher Kunde und ergötzlicher Munterkeit besprochen. Was für Debatten, was für Auseinandersetzungen, welche Anklagen und Vertheidigungen hab' ich hier mit angehört! Die Stunden flogen im Sturme dahin, und immer fand man die Sitzungen zu kurz; wäre man noch anders als mit Worten oder einem Glase Wasser

bewirthet worden, man hätte gern bis in die Nacht hinein ausgehalten!

Aber auch Stoff und Reiz der Tagesgegenstände in jener Zeit waren übergroß; die Geschicke der Welt, die Angelegenheiten von Europa, der Abschluß einer ungeheuern Revolution, der Anfang einer neuen Wendung, die Dämpfung und Neugestaltung der lebhaftesten und bisher mächtigsten Nation, alles war in Paris zusammengedrängt und arbeitete gährend unter einander. Ueber das künftige Regierungswesen in Frankreich war schon kein Zweifel mehr, der Wiedereinsetzung der Bourbons konnte kein Hinderniß mehr entgegen treten, schon war der Graf von Artois, für den auch der altherkömmliche Titel Monsieur aufwachte, als Vorläufer und Stellvertreter seines Bruders des Königs in Paris eingetroffen, und von Behörden und Nationalgarden feierlich empfangen worden. Auch war jedermann überzeugt, daß die neue Regierung konstitutionelle Formen haben würde, nur über die Art und Stärke derselben schwebte man in ängstlicher Dunkelheit. Der Senat hatte zwar eine Konstitution entworfen und veröffentlicht, in der Meinung, der von ihm berufene König werde sie nicht abzuweisen wagen; allein jene Körperschaft entbehrte alles Ansehens und Vertrauens in der Nation, und es stand ihr schlecht an, sich zwischen Volk und Herrscher als Vermittlung aufzustellen; daß sie die Sicherung der Dotationen ihrer Mitglieder in die Konstitution aufgenommen hatte, brach beiden um so schneller den Hals, dem Senat und der Konstitution.

Nicht gesetzlich, aber thatsächlich und unhemmbar, bestand jetzt in Paris völlige Preßfreiheit; wer hätte sie

beschränken, wer die Gesammtheit der Veröffentlichungen leiten, wer sie nur überschauen können? Noch unter dem eisernen Zwange der Kaiserherrschaft, in den letzten Tagen derselben, bevor die Verbündeten in Paris einzogen, hatte Chateaubriand mit Gefahr seines Lebens insgeheim seine heftige Schrift gegen Napoleon und für die Bourbons zum Druck befördert, und fast gleichzeitig mit den Ereignissen, die sie verkündete, trat sie fertig hervor. Sie fand bei den Royalisten und bei den Fremden ungemessenen Beifall, auch in den Anschuldigungen gegen Napoleon bei vielen Franzosen noch Zustimmung genug, allein die pomphaften und sich den alten Formen anschmiegenden Erhebungen des wiederkehrenden Königshauses erregten Mißfallen und Argwohn, oder ließen kalt und gleichgültig. Auch Benjamin Constant ließ bald eine Schrift erscheinen, durch die er beweisen wollte, daß Napoleon Frankreichs Verderben gewesen, alles Heil aber nun von dem Königthume zu erwarten sei; strenger und gedankenschärfer, als der bilderreiche Chateaubriand, hatte Constant den Gegenstand behandelt, allein auch ihm warf man vor, daß er schon zu schmeichlerisch für die neue Herrschaft rede, und Feindlichgesinnte dachten daran, seine vor acht Jahren erschienene Schrift des réactions politiques wieder abdrucken zu lassen, worin er freilich hatte beweisen wollen, daß die Wiederkehr der Bourbon's nie zu wünschen, nie für Frankreich heilsam sein könne!

Diesen edlern und höheren Schriften drängten sich bald eine Unzahl gemeine und geringe nach, in welchen Bonaparte und seine ganze Familie, seine Anhänger und seine Herrschaft auf alle ersinnliche Weise geschmäht, alle verschuldeten und unverschuldeten Gebrechen

seiner Staatsverwaltnng gehässig hervorgezogen, und alles zum Aergerniß verarbeitet wurde. Eine ganze Litteratur entstand in dieser Richtung, eine jedem guten Geschmack und Sinn durchaus ekelhafte. Ich sah hier das Gegenstück zu dem schon Einmal Erlebten, zu dem ähnlichen Hervorbrechen solcher schmähenden und schamlosen Schriften, das ich in Berlin in Folge der Unglücksfälle Preußens gesehen hatte, dieses Höhnen der Geschlagenen, dieses Schmähen der für den Augenblick Wehrlosen, dieses freche Zerreißen jeder Hülle, war mir jetzt hier, wie damals dort, in der Seele zuwider, und ich sah mit Unwillen, daß die französischen Schriften solcher Art von meinen Landsleuten begierig gekauft und genossen wurden. Sollte hier die Nemesis ihr Recht haben, so war der Göttin wenigstens edlere Sprache zu wünschen, und wenn die Genugthuung nur darin besteht, daß zu dem einen Unschönen noch ein zweites komme, so ist es wohl besser auf alle Vergeltung zu verzichten!

In ganz andrer Richtung und unerwarteter Kraft erschienen alsbald auch Flugschriften von der Freiheitsseite her. Eine der frühsten und wichtigsten war die des Senators Grégoire, des ehmaligen Bischofs von Blois, der, ungeachtet seines revolutionairen Eifers und späteren Grafentitels, immer ein streng katholischer Christ und ein starrer Republikaner geblieben war. Er kritisirte die von dem Senat entworfene Konstitution mit eindringender Schärfe, und stellte politische Grundsätze auf, die man seit vielen Jahren nicht gehört hatte. Andre Schriften solcher Richtung, von genannten und ungenannten Verfassern, folgten rasch nach, und bei solcher Sprache und solchen Forderungen, wie hier aufgestellt wurden, begann man zu

fühlen, daß die Revolution doch wohl nicht überall erstickt sei. Schlabrendorf ging mit verjüngter Lust und Kraft in diese Erörterungen ein, er hatte die Schriften gleich zuerst, erkannte ihren Sinn, ergänzte die Lücken, deutete die Anspielungen, und hatte mit den Gründen auch stets die Gegengründe zur Hand, mit welchen letztern er seine Hörer oft nicht wenig überraschte. Denn seine reife Erwägung drängte sich selbst seiner Partheineigung vor, und wo er falsche Anklagen zu finden glaubte oder oberflächliche Meinungen walten sah, da berichtigte er streng, und vertheidigte dann auch wohl das Königthum und die Bourbons mit größtem Eifer und siegender Beredsamkeit. Daß jede Seite gehört würde, darauf bestand er unverbrüchlich, er pries grade darum die öffentliche Verhandlung, weil auch das Dumme und Verkehrte sich da ausspreche, und solchergestalt unschädlich mache. Daher genügte ihm auch keines der Geschichtsbücher über die französische Revolution, weil alle zu wenig die Debatten überlieferten, in welchen doch oft einzig der Schlüssel der Begebenheiten zu finden sei. Als Zeugnisse des Tages empfahl er die erwähnten Flugschriften der Aufmerksamkeit nicht nur des Staatsmannes, sondern auch des Geschichtschreibers; er meinte, ihr wesentlicher Inhalt dürfe in einer Erzählung dessen, was wir eben erlebten, nicht fehlen. Da er bedauerte, weder rasch und leicht noch gern zu schreiben, indem er sonst wohl eine solche Erzählung versuchen würde, so nahm ich in seinem Sinne die Feder, und begann ein Bruchstück „Die Rückkehr der Bourbons" zu schreiben, welches ich ihm dann zeigte, und ihn damit zu reizen dachte, selbst Hand anzulegen. Allein obgleich er die Auffassung billigte, so

wollte er doch die deutsche Sprache für diesen Gebrauch noch zu unbeholfen halten, er meinte, die Franzosen müsse man nur französisch reden lassen. Er war nämlich damals ein großer Eiferer für deutsche Sprachreinheit, und wollte solche Wörter wie Revolution, Konstitution, Monarchie, Souverainetät, und andre dieser Art, im höheren deutschen Stil nicht gelten lassen, ohne sie doch immer durch schickliche, und fast nie durch gleichverständliche, reindeutsche ersetzen zu können. In Briefen gab er schon größere Freiheit zu, und im Gespräch völlige. Zum eignen Schreiben war er doch nicht zu bewegen, und lehnte auch in der Folge jede Zumuthung der Art entschieden ab. Meine Arbeit blieb also liegen und mag nun, fragmentarisch und verspätet wie sie ist, nur noch als Merkwürdigkeit, in der das Leben jener Tage und der Geist jenes ausgezeichneten Mannes wiederscheint, wohlgünstigen Lesern mitzutheilen sein.

Ich besuchte Schlabrendorf auch zu solchen Stunden, wo ich ihn allein wußte, denn ihn zu stören durfte man nicht befürchten, er war Tag und Nacht zum Sprechen und Erörtern bereit, und er schien beinahe dankbar, daß man ihn vom Lesen oder Schreiben erlöste, denn in der Einsamkeit war er doch zu einem von beiden nothwendig verurtheilt. In diesen Gesprächen unter vier Augen nahm er einen ganz andern Schwung, als wenn er gemischte und darunter auch wohl ganz gewöhnliche Zuhörer vor sich wußte; er verließ den realen Boden der Tageswelt, und erhob sich in ideale Gebiete der Staatskunde, der Sittenlehre, der Geschichte. Was er sagte, waren meist Bruchstücke seines großen Entwurfs einer Republik, die als Ganzes von ihm selber wohl nur als

Hirngespinnst bezeichnet wurde, deren Grundlinien aber und einzelne Bestandtheile er in jedem gegebenen Staate wiederfand, schwächer oder stärker, wonach sich denn auch die Stufe der Entwicklung bestimmen sollte, auf der sich ein Staat befände, je nachdem er viel oder wenig von jenem Ideal darstellte. Daß er hiebei auf die seltsamsten Dinge kam, unerhörte Verknüpfungen machte, und von Paradoxen zu Paradoxen sich verstieg, braucht kaum noch gesagt zu werden. So stand ihm z. B. Rußland in gewissen Beziehungen, doch freilich nur in diesen scharfbezeichneten, dem Staatsideale weit näher, als Deutschland und sogar England; in andren Beziehungen wieder waren ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Beispiel des ganz Verwerflichen. Genug, man konnte von ihm sagen, wie Schiller's König Philipp vom Marquis Posa, daß die Welt in diesem Kopfe sich ganz anders abgebildet habe, als in jedem andern! Ich schrieb mir manches von seinen derartigen Aeußerungen auf, und kann daher einige Beispiele davon, fast in seinen eignen Worten hier mittheilen. „Alle gemäßigte Monarchie, sagte er eines Abends, ist nur als Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürst ist das sinnliche Zeichen, dessen das Volk zur Ehrfurcht für das Gesetz bedarf; kommt einmal das Volk so weit, diese Ehrfurcht für das Gesetz selbst zu hegen, so wird der Fürst unnütz, und die Republik ist da. Schlimm aber ist es, wenn das Zeichen unnütz erscheint, ehe der Sinn für das Wesen reif ist, wie jetzt in England, wo der Geringste im Volke weiß, daß sein König wahnsinnig, daher für das Land wie gar nicht da ist, und doch der Staat zusammenhält. Fände sich dagegen ein Volk so reif, republikanisch sein zu

können, und so weise, freiwillig auf jener Stufe der Annäherung zu bleiben, so könnte man von solchem wohl die größten Erscheinungen der Geschichte erwarten." Ein andermal sagte er: „Die Freiheit ist untheilbar; wo man ein Stück von ihr zuläßt, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Institutionen zieht die andern mit stiller Gewalt heran. Volksbewaffnung, Bürgervertretung, Preßfreiheit, all dergleichen ist ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, so nährt und treibt man alle andern mit, und unversehens grünt und blüht der ganze Baum. Es ist in diesem Sinne ganz artig, daß die französische Republik sich jene Eigenschaft, die doch nur von der Freiheit selber gilt, angemaßt, und sich une et indivisible genannt hat." Diesem Gedanken reihte sich ein ähnlicher an: „Staaten so wenig wie Menschen, sagte er, können isolirt sich bilden und fördern; sie verfallen in dumpfe Trägheit oder in wilde Wuth; es fehlt ihnen Tausendfaches, was nur bei nachbarlichem Wetteifer erzeugt wird und bestehen kann. Für die Vereinigten Staaten ist es ein großes Glück, daß neben ihnen andre Freistaaten entstehen, denn wiewohl jene noch vortheilhaft genug eine Mehrheit in sich selber darstellen, so sind sie doch schon sehr in Einseitigkeit erstarrt, und bedürfen neuer Anfrischung. Deßhalb konnte auch die französische Revolution nicht gleich gelingen: Ein Volk für sich allein kann so etwas nicht ausführen; man sagte immer, Frankreich sei zu groß für seine neuen Staatsformen, ich sag' im Gegentheil, es war zu klein! Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein isolirtes französisches Faktum ist, da ganz Europa willig oder gezwungen daran Theil genommen

hat, und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, daß sie als das gemeinsame Werk so vieler Völker sich bewährt und behauptet; die Völker von Europa gehören mehr zusammen als man glaubt, sie gehen im Ganzen nach derselben Richtung, nach denselben Grundsätzen." Solche Aussprüche könnten ergiebige Texte mannigfacher Erörterungen werden, worauf wir uns doch hier natürlich nicht einlassen. Als ich ihm den Fortschritt pries, der doch darin liege, daß, ohne allen Zwang, wenigstens sichtbaren und handgreiflichen, der König von Frankreich seinem Volke freie Institutionen verheiße, rief Schlabrendorf stürmisch aus: „Ja wohl ein Fortschritt, aber kein Verdienst! Fürst und Volk sollen zusammen kommen, das ist unwiderruflich; steigt nun der Fürst nicht einige Stufen hinab und giebt, so steigt das Volk einige hinauf und nimmt; die Sache bleibt dieselbe." Dann sagte er wieder: „Die Fürsten können den Völkern nicht helfen, sie dürfen sich ihrer Macht auch um der Völker willen nicht begeben, denn die Uebergänge, einmal begonnen, hat nachher niemand mehr in seiner Gewalt, und sie können eben so gut zum Verderben als zum Heile führen. Drum wer ein rechter Fürst ist, der bleibe es, und regiere kräftig fort, dann wird das Volk auch im Gehorsam sich frei fühlen." Er verlangte, die Staatsverfassung solle niemanden zwingen wollen, frei zu sein: „Mögen auch in der Republik Alle, die dazu Lust haben, sich zu Knechten, Kriechern und Schmeichlern machen! Aber das verlang' ich vom Staate, daß seine Formen von der Art sind, um einem jeden zu erlauben, ohne grade ein Held und stets kampf- und schlagfertig zu sein, doch immer frei und würdig zu leben; diesen großen Vorzug hat

England, dem ehemaligen Frankreich aber fehlte er ganz.“ Menschenfreundliches Wohlwollen war ein Hauptzug in Schlabrendorf's Staatsbildern; er verwarf es, daß Klassen oder Einzelne dem Staatszwecke zum Opfer fielen, er wollte Heil und Freude für Alle, ja seine Forderung freier Institutionen geschah nicht um des Kunstwerks willen, das sie darstellen sollten, sondern weil er jeden einzelnen Menschen dabei betheiligt sah; „denn der Mensch entbehrt des höchsten Lebensreizes, sagte er, wenn er nicht einem freien Gemeinwesen in thätiger Mitwirkung und höchster Selbstständigkeit angehören kann.“

Daß England im Kampfe mit Frankreich nicht unterlegen, freute ihn, besonders da er dies Ergebniß ganz aus der Stärke herleiten durfte, welche den Engländern durch ihre Verfassung und Freiheit gegeben wird; allein auch die Gebrechen dieser Verfassung und die Mängel dieser Freiheit zeigte er scharfsinnig auf, und meinte, hier liege der Grund zu Englands einstigem Fall, der nicht ausbleiben könne. „Und — setzte er mit prophetischem Tone hinzu — nie wird Englands Macht größer, nie glänzender und furchtbarer gewesen sein, als am Tage vorher, ehe sie zusammenbricht.“ Er wandte den Spruch des Römers vom römischen Reiche „Jam magnitudine laborat sua“ auf England an. „Uebrigens merkten, sagte er, die gescheidteren Engländer es schon lange genug, wo es ihnen fehle, und daß ihr Land in vielen Dingen zurückgeblieben, daß es starke Schritte machen müsse, um den Nachbarn — den Besiegten — wieder gleich zu kommen. Die Ertheilung der Bürgerrechte an die Katholiken, die Zufriedenstellung Irlands, und die unausweichbare Parlamentsreform, würden nicht bloße

Schritte, sondern wahre Sprünge, halsbrechende Sprünge sein.

Reizende Schilderungen wußte er von dem Leben im Staate zu machen. Er nahm darin vier Stufen an, die des Jünglings, der aufstrebt und lernt, des Bürgers, der seine selbstständige Freiheit hat und ausübt, des Staatsbürgers, der an der Verwaltnng thätig Theil nimmt, zuletzt des Altvaters, der als zurückgezogene ephorische Weisheit und Erfahrung, ohne Mitstreben des Ehrgeizes, nur noch durch Rath und Vermittlung einwirkt. In dem Altvater malte Schlabrendorf in belebten, großartig rührenden Zügen unwillkürlich sein eignes Bild aus. „Wenn die Menschen, sagte er, bei solcher gesetzlich eingeführten Abstufung, dann nur nicht über das rechte Maß hinaus auf derselben Stufe verweilen wollten, sondern einander zu gehöriger Zeit Platz machten, so könnte jeder Mensch, der lange genug lebte, sie alle durchgehen, jeder am Gemeinwesen nach seiner Gebühr Theil haben, und so die höchste Fülle menschlichen Kraftgenusses und schönster Lebensausstattung empfinden, deren Reichthum man jetzt kaum ahndet." Wenn im Staat ein Altvaterstand bestimmt würde, dann, meinte er, käme auch wieder das Alter zu Ehren, dem man jetzt schon deßhalb wenig Achtung bezeige, weil es sie nicht einmal annehmen wolle, weil es sich selbst lieber verläugne. Eine Hauptsorge des Staates müsse sein, die Männer nicht zu lange über ihre Lebensfrische hinaus in Aemtern hinaltern zu lassen, zu denen jüngere Rüstigkeit erfordert werde, hier sei es am angemessensten, goldne Brücken zu bauen für die, welche sich zurückzögen; es würde ein großes Verdienst sein, zu diesem Zwecke große

Stiftungen zu machen. Er meinte auch, es würde sehr angemessen sein, wenn in einem Parlamente sich eine permanente Opposition aus lauter Altvätern bildete, die freiwillig aus den Aemtern getreten wären, und keine mehr begehrten.

Ich verweile vielleicht manchem schon zu lange bei der Mittheilung dieser Urtheile und Träume des liebenswürdigen Altvaters; allein außer dem Werthe, den sie an sich haben mögen, besitzen sie an dieser Stelle einen örtlichen, den ich durch nichts ersetzen könnte, und doch ungern vermissen würde. Sie kommen mir vor wie hohe Schattenbäume, zu deren stillem Dunkel man sich gern einige Augenblicke zurückzieht aus dem heißen Staub und Lärm so vieler Leidenschaften, scheinsamer Aeußerlichkeiten, leichtfertiger und unwürdiger Spiele, welche jeden ermüden, der sich durch ein Stück Pariser Leben drängt. Mir waren jene Gespräche und Gedanken wirklich eine Zuflucht und Kräftigung, und wenn ich in später Nacht von dem Hotel des Deux-Siciles durch die einsamen Straßen heimging, so fühlte ich, daß ich ein Pfund bei mir trug, das der Zerstreuung und Auflösung des wiederkehrenden Tagelebens ein heilsames Gegengewicht hielt.

Mir war aber noch eine stille Zuflucht andrer Art beschieden. Ich hatte nämlich den Ritter von Reinhold aufgefunden, der mir, seit ich ihn zuletzt in Hamburg gesehen, lange Zeit wie verschollen gewesen war. Ich wußte, daß er von Berlin, wohin er als Gesandter des Königs von Holland gegangen, bald wieder war abgerufen worden, weil Holland aufgehört hatte, ein selbstständiger Staat zu sein, sondern mit allen seinen Beamten in das französische Reich übergegangen war. Reinhold hatte seine

Trauer über dies Ereigniß nicht verhehlt, und bezeigte wenig Neigung, dem Kaiser Napoleon zu dienen, sollte aber in Paris abwarten, daß ihm eine neue diplomatische Stellung zu Theil würde. Man hatte von seinem Talent und Karakter die beste Meinung, doch weil er sich um keine Gunst bewarb, noch sonst Schmiegsamkeit zeigte, so ließ man ihm nur ein geringes Wartegeld, von dem er nicht leben konnte, und dessen Auszahlung öfters unterblieb. Er trug die Ungerechtigkeit ohne Murren; sie überhob ihn lästiger Amtsthätigkeit, die man ihm hätte zumuthen können, und die nöthige Aushülfe suchte er in litterarischen Arbeiten. So lebte er zurückgezogen mit Frau und Schwester und zwei liebenswürdigen Kindern in einer bescheidenen Wohnung der Vorstadt, beschränkt, arbeitsam, nicht ohne Sorgen, aber befriedigt in seiner glücklichen Häuslichkeit, durch sein reines Bewußtsein getröstet, und ermuthigt durch seinen stets frischen Geist, seinen klaren und sichern Ueberblick der Weltverhältnisse, die er ihrem nahen Umschwung entgegen eilen sah. Seine Gattin und seine Schwester stimmten mit ihm völlig überein, und es war eine Freude, diesen stillen heitern Kreis zu sehen, der ein ganz deutsches Leben hegte, und in seiner Beschränktheit nicht nur behaglich, sondern auch noch geschmackvoll erschien, ja die höchste Vornehmheit in den Gesinnungen bewahrte. Ich besuchte diese Familie fleißig; mit Reinhold hatte ich so viel gemeinsam erlebt, so viel, was uns gesondert betroffen, nachzuholen, und nicht weniger rief die Gegenwart lebhaften Austausch der Ansichten und Bemerkungen hervor; in sehr vielen Wahrnehmungen und Urtheilen konnten wir uns wechselsweise

bestätigen, wo wir verschieden dachten, war es ohne trennenden Widerspruch.

Eines Abends kam ich zu Reinhold, mich von der Ermüdung des Tages und von den widerwärtigen politischen Eindrücken, die mir von Franzosen und Deutschen reichlich zugekommen waren, zu befreien und auszuruhen. Es war schon etwas dunkel, Reinhold und seine Schwester befanden sich im Grunde des Zimmers, Frau von Reinhold aber saß mit dem einen Kinde auf einer Fußbank am Fenster, ihr gegenüber eine fremde Dame, und ich ebenfalls rückte meinen Stuhl hier an. Nach einer Weile begann die fremde Dame etwas zu erzählen. Ihr erstes Bewegen und ihr erstes Sprechen schreckte mich auf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zusammen. Ich war in einen Wirbel dunkler Erinnerung gezogen, diese Art, so ganz ungewöhnlich und eigen, war mir tief bekannt. Ich hörte und sann mit gespannter Aufmerksamkeit, endlich, nach langem Zweifeln und Schwanken, frag' ich unwillkürlich: „Sind Sie nicht eine Schwester von Clemens und Bettine Brentano?“ Sie war es und sie mußte es sein, denn nicht auf Frankfurt allein führte diese Sprache, diese Eigenthümlichkeit zurück, sondern gradezu auf jenen besondern Familienboden. Es war Frau von Jordis, geborne Luise Brentano — unter den Geschwistern Lulu genannt, — die jüngste der begabten Schwestern, und nicht die wenigst liebenswürdige von ihnen. Dies Erkennen verursachte eine angenehme Aufregung, es war im natürlichsten Geleise ein harmloses Abenteuer. Nach einigem Hinundherreden darüber sollt' ich nun auch meine Vorbegegnisse, die mich mit den ihrigen zusammengeführt, näher darlegen. Hier aber

mußt' ich in Verlegenheit sein, denn ich kannte die Familie in Frankfurt fast gar nicht, und was ich mit Clemens in Prag und dann mit Bettinen in Berlin gehabt, war nicht eben von der Art, daß ich mich darauf hätte mit gutem Gefühl berufen dürfen. Am Ende bekannt' ich, daß es schlechterdings nicht angehe, mich ihr als einen Familienfreund vorzustellen, eher vielleicht als einen Familienfeind, wenn nicht auch das schon ihr gegenüber eine Unwahrheit sein müßte! Sie nahm den Scherz gütig auf, und eben so gütig den Ernst, der sich damit verknüpfte und in Erörterung einiger früheren Lebensumstände auslief. Sie sprach mit klarer Einsicht und inniger Liebe von den Geschwistern, wußte die Vorzüge anzuerkennen, die Sonderbarkeiten richtig zu erklären, und versetzte mir so meine Vergangenheit wohlthätig versöhnend in diese Gegenwart, nannte mich aber dazwischen doch immer wieder den Feind. Das Ganze war höchst anmuthig, und alles Störende weit entwichen, auch Reinhold's, denen im Anfange doch etwas bange gewesen, zeigten die heiterste Befriedigung; es war ein Abend, wie deren das reichste Leben nicht viele zu haben pflegt, mir aber auch dadurch merkwürdig, daß schon Einmal mir Aehnliches begegnet war, und ich in diesem Falle wiederholt erfuhr, wie schön Unbefangenheit und Witz im Vereine wirken.

Herr von Jordis, den ich bald kennen lernte, hatte früher am westphälischen Hofe zu Kassel in Geschäften sich aufgehalten. Von dorther stand er mit dem, jetzt wieder in preußischen Dienst zurückgekehrten Grafen von Bülow in genauer Bekanntschaft, und da ich ihren traulichen Gesprächen oft als Dritter zuhörte, so war ich bald

in eine Menge Geschichten eingeweiht, die man im frischen Uebermuthe gar nicht bedacht war zu verhehlen, die aber in der Folge, als sich alles besann und zurechtlegte, nicht mehr erwähnt wurden, und für die man schwerlich, um ihre bestrittene Wahrheit zu erhärten, dann noch die frühere Erzählung hätte als Zeugen aufrufen dürfen. Uebrigèns konnte man damals und auch später durchgängig bemerken, daß den meisten Deutschen, welche sich am westphälischen Hofe zusammen gefunden, in der Folge stets eine gewisse Gemeinschaft geblieben, gleichsam als Theilnehmern derselben Mysterien, oder als mit demselben Gebrechen Behafteten, bei denen sich ein geheimes Einverständniß, selbst wenn es sich verläugnen möchte, doch in manchen stillen Zeichen wirksam erhält. — Auch den ehemals westphälischen General Freiherrn von Hammerstein sah ich öfters in diesem Hause, gedrückt von einem schweren Geschick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Errichtung des Königreichs Westphalen hatte auch ihn, wie so viele wackre Männer, aus seinem natürlichen Verhältniß in dieses aufgedrungene gerissen, und als der Augenblick herannahte, dieses Mißgeschick durch freie That abzuwerfen, wich der falsche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geistes- und Gemüthsgaben, seine Gesinnung und seine Willenskraft waren eines bessern Looses werth, von dem nur einigermaßen begünstigt, er unfehlbar unter den ausgezeichnetsten Helden der deutschen Sache geglänzt haben würde!

Inzwischen war nun auch der König Ludwig der Achtzehnte in der Hauptstadt eingetroffen, und die französischen Angelegenheiten zeigten eine mit jedem Tage

festere Gestalt. Die Emigrirten drangen von allen Seiten hervor, und nahmen Besitz, nicht von ihren verlorenen Gütern, denn das war auf keine Weise thunlich, aber von der Gunst, dem Einflusse, den Aemtern. Mit ihnen wetteifernd, rückte die Geistlichkeit in die Vortheile ein, die der Augenblick eröffnete; doch mußte sie noch mit Klugheit und Schonung verfahren, denn der König selbst war ihr nicht günstig, und hielt nichts von ihren Formeln, die er nur als politisches Hülfsmittel gelten ließ. Er war ein Philosoph im französischen Sinne, das heißt in unsrem Sinne ein Freigeist, der allen Kirchenglauben verwirft. Seltsamerweise hatte man sogar, um dem Könige unter der Masse der Franzosen Anhänger zu gewinnen, diese Seite von ihm geflissentlich gerühmt, und nicht ohne Erfolg, denn es schien darin eine Gewähr gegeben, daß die Priester kein schädliches Uebergewicht im Staat erlangen würden. Doch im Allgemeinen war gleich im Anfange die Stimmung kalt und mißtrauisch, und auch die Royalisten, die entschiedensten und heftigsten wenigstens, vertrauten für ihre Sache mehr dem Grafen von Artois und der Herzogin von Angoulême als dem Könige selbst. Bei dem Volke machte die Persönlichkeit des Königs keinen guten Eindruck; sie wurde bald Gegenstand frecher Bilder und Witzworte. Eines der Spottlieder, die gegen ihn erschienen, im Vergleich mit andern mehr lustig als schlimm zu nennen, wurde noch am Tage des Einzugs auf den Boulevards ausgetheilt, es hat sich unter meinen Papieren verwahrt, und so mag es auch hier seine Stelle finden!

Louis XVIII.

Air: Quand l'Amour naquit à Cythère.

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit que j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête,
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

Vous étiez las de la victoire;
Vous n'en aurez plus sous ma loi,
On vit bien plus longtems sans gloire,
J'ai soixante ans, regardez moi!
Je ne puis souffrir la vaillance.
Ça me fait mal de voir le sang,
J'arrive avec mon innocence,
Mes vertus et mon ruban blanc.

Bon jour, ma brillante noblesse!
Jadis vous m'avez planté là;
Mais aujourd'hui le péril cesse,
Je vous reconnais . . . . vous voilà!
Venez, ferme appui de mon trône,
Recevez le ruban de moi!
(les nobles s'écrient:)
Nous savons tous ce qu'en vaut l'aune,
Vive Louis! Vive le roi!

Das Gewirr des Pariser Lebens wurde mir schon mit jedem Tag unleidlicher, und ich sehnte mich, ungeachtet mir des Guten so viel begegnete, oft genug nach der Abreise, die mir aber noch lange versagt bleiben sollte.

Um früher nach Deutschland zurückkehren zu können, gab ich auch den Besuch in London gern auf, und sah mit Vergnügen, daß Tettenborn seine Gedanken gleicherweise schon anders gewendet hatte. Ich war der Unruhe und des Gepränges satt, neuer Anknüpfungen bedurft' ich nicht, am wenigsten sucht' ich die hohen; die stillen und traulichen, die ich schon besaß, die mir ein dauerndes Glück verhießen, waren allein vermögend, mich anzuziehen. Dennoch durft' ich die Gelegenheiten, die zunächst auf meiner Bahn sich darboten, nicht versäumen. Ich wurde dem Könige von Preußen vorgeführt, der sich meiner von Prag und Töplitz, und dann von Breslau her, gnädigst erinnerte, und mir über meine Schilderung der hamburgischen Vorgänge im Frühjahr 1813 ein Wort des Beifalls sagte, den mir bald darauf ein noch aus Chaumont erlassenes, nun erst an mich gelangendes Kabinetschreiben auch schriftlich ausdrückte. Den alten Feldmarschall von Blücher besuchte ich, um ihn doch auch hier gesehen zu haben; er war geschwächt und verfallen, und fühlte sich nicht mehr auf seinem natürlichen Boden, diese mannigfache Welt hatte ihm nichts zu bieten, als was den Husarenoffizier in ihm reizen konnte, und in einen solchen verlor er sich meist, wenn er öffentlich erschien, sofern man einen Gang durch den Garten des Palais Royal und sein Verweilen an der Spielbank so nennen will. Gneisenau war mir in andrer Art fremd, ich ehrte ihn hoch, aber sein Umgang zog mich nicht an, seine Aeußerungen voll Haß und Grimm gegen alle Franzosen konnten mir nicht gefallen, sogar Stein war hierin billiger und beweglicher, ich konnte bisweilen entschiedenen Widerspruch gegen ihn wagen, und sogar durchsetzen. Hardenberg und

Humboldt hatten alle ihre Zeit und Sorgfalt dem schwerringenden Friedensgeschäfte zuzuwenden; dies war auch der Fall bei Metternich, den ich nur noch ein paarmal sah und nur flüchtig sprach. Der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg bezeigte mir bei gelegentlichem Begegnen ein herzliches Wohlwollen, und versprach mir von freien Stücken einige merkwürdige Papiere zur Geschichte des eben beendigten Krieges, im Fall ich darüber zu schreiben dächte; allein ich sah ihn dann nicht wieder, und er war auch schwer zu finden, da er meist von den höchsten Personen in Anspruch genommen war. Wenn ich schon diese allgemein verehrten, mir bekannten, wohlgeneigten Männer wenig aufsuchte, sondern zum Theil ganz vernachlässigte, so konnte mir der Vorschlag, dem Könige von Frankreich und den französischen Prinzen aufzuwarten, jetzt wohl nicht sehr genehm sein. Er kam von dem Grafen von Trogoff, der aus einem österreichischen Major schnell ein französischer Maréchal de Camp und Adjutant des Grafen von Artois geworden war; er schwamm im Glücke der neuen Herrlichkeit, im Taumel der größten Hoffnungen, und wollte mich aus guter Meinung dem Besten, was er kannte, nahe bringen. Doch ich lehnte sein Anerbieten bescheiden ab, und wollte auch ihn selbst lieber nicht wiedersehen, als mich in Gefahr setzen, mit ihm offenbar zu brechen, was bei der Verschiedenheit der Ansichten auf die Dauer nicht wäre zu verhindern gewesen. Ich vermochte nur nicht zu begreifen, wie der kluge, scharfsinnige Mann plötzlich alle seine Verstandesklarheit und Umsicht in blinde Verstocktheit hatte umwandeln können.

Wie freudig war mir dagegen das Zusammentreffen

mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar, das ganz zufällig im Palais Royal Statt fand! Ich war schon an ihm vorüber gegangen, er aber schickte mir nach und ließ mich zurückholen; er hatte sich zum Frühstück bei Véry mehrere Gäste bestellt, und ich mußte nun Theil nehmen, vorher aber von allen möglichen Sachen und Personen Auskunft geben, besonders von Tettenborn, Bentheim, Pfuel, und auch von Marwitz, den der Herzog gut gekannt hatte und dessen Tod er sehr beklagte. Ich wünschte zu wissen, was Goethe mache, und wie er wohl die neuste Wendung der Dinge aufnehme; der Herzog aber sagte etwas empfindlich, Goethe schreibe ihm nicht. Mit der Napoleonsverehrung würde es jetzt wohl aus sein, meinte einer der Anwesenden; der Herzog wandte sich rasch um und erwiederte: „O ganz und gar nicht, da kennen Sie Goethe nicht.“ Und er hatte Recht; ich hörte nach einiger Zeit, daß er, als man in seiner Gegenwart auf den Gefallenen heftig losgezogen, erst einige Zeit geschwiegen, dann aber mit strenger Ruhe gesagt habe: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruh!“

In dem wechselnden Tagesgewühle konnte man keinen Schritt gehen, ohne unvermuthet auf Bekannte zu stoßen, oder von neuen Ankömmlingen zu hören. In Breslau, als der Krieg eben beginnen sollte, hatte ich Steffens zum Ausrücken bereit gesehen, und ihm scheidend die Hand gedrückt, jetzt, nach glücklich beendigten Feldzügen, konnt' ich ihm abermals die Hand unter herzlichen Glückwünschen bieten. Er hatte im schlesischen Heere gedient, in Blücher's Generalstab unter Gneisenau, und also den schärfsten und entscheidendsten Ereignissen beigewohnt, und erzählte mir herrliche Züge aus dem Kriegs-

leben. Neu war mir auch die muntre Mittheilung, daß er im Rheinischen Merkur von Görres ein Gegenwort wider mich geschrieben, denn von mir sei doch ohne Zweifel ein Aufsatz in der Feldlager-Zeitung, der die Möglichkeit annehme, die Franzosen könnten an die Stelle Napoleon's den Kronprinzen von Schweden wählen; das hatte Steffens bestreiten wollen. Diese Plänkelei störte unsern Frieden nicht, ich fühlte mich vielmehr geschmeichelt, solchen Gegner aufgereizt zu haben. In die Klemme des Widerstreites, der damals heftig zwischen Dänen und Schweden erregt war, gerieth ich noch oft, wiewohl ich durch Gesinnung partheilos dabei war und nach beiden Seiten freundliche Verhältnisse hatte, wie ich denn auch in Paris mit dem dänischen Gesandten General von Waltersdorf und dem schwedischen Grafen Löwenhjelm in aller Unbefangenheit gleichmäßig verkehrte.

Immerfort erschienen neuangekommene alte Bekannte auf dem Platz, und des Anrufens, Verwunderns, Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Aus Berlin sah ich Kiesewetter, dann Abraham Mendelssohn, den lieben Freund und wackern Bürger, der mit vollem Zutrauen, und mit ganzem Bewußtsein der Gefahr, in der schlimmen Zeit alle seine Kräfte als Geschäftsmann und all sein erworbenes Vermögen so dem Heil des Staates zu Dienste gestellt hatte, daß bei unglücklicher Wendung der Sachen auch für ihn keine Rettung gewesen wäre. Für mich hatte er noch das besondere Verdienst, unter den zahlreichen Menschen, denen seine Fürsorge und Aushülfe zu Gute gekommen, auch Rahel durch Rath und That freundlich beigestanden zu haben, dessen wir ihm zeitlebens eingedenk geblieben sind. Was wir zuerst besprachen,

war der Tod unsres Freundes Veit in Hamburg, und so mußte man bei jedem frohen Begegnen immer auch einiges Leid hervortreten sehen!

Erwähnen muß ich hier unter den preußischen Bekannten noch des Obersten von Barnekow, des Obersten Grafen von Kalckreuth, des Rittmeisters Grafen Archibald von Kaiserling, des Oberstlieutenants Grafen Hermann von Pückler, des Rittmeisters von Goschitzki, des Oberstlieutenants Karl von Nostitz, wiewohl sie zum Theil nicht in preußischen Verhältnissen standen. Pückler war Adjutant des Herzogs von Weimar, und seine vortheilhafte Erscheinung machte sich wie immer geltend, von seiner kriegerischen Kühnheit erzählte man glänzende Beispiele, doch jetzt, im Frieden und in Paris, sah man schon wieder mehr auf andre Auszeichnung, deren er keinen Mangel hatte. Nostitz befestigte sich mehr und mehr in dem Gedanken, nach Rußland zu gehen, wo er einen weiten Schauplatz seiner Thätigkeit zu finden hoffte; Paris gab ihm wenig Befriedigung, er mußte immer etwas ausgrübeln und anstreben, eine Klugheit ausführen, einen Gewinn erlangen, und indem er diese ungeheure Lebensbewegung vor sich sah, mit der Gewißheit, darin müßten alle Vortheile stecken, welche die europäische Welt irgend darbiete, empfand er stets den Verdruß, nicht die Angel zu haben, durch welche sich die verschwemmten Güter aus der Fluth herausziehen ließen. Zwei seiner Freunde wußten sich anders zu helfen. Der Graf Karl von Bohlen hatte sich treuherzig eingestanden, das Beste von Paris sei eben das, was man genießen könne, und die Verfeinerung der Küche, die Köstlichkeit der Weine, die Unterhaltung in den Theatern, auf den Boulevards, in

Tivoli, das alles dürfe den Sieger um so ausschließlicher erfreuen, als gerade dies später in der Heimath nicht eben so zu finden sein würde. Derselben Ueberzeugung huldigte mit noch stärkerem Eifer der vormals sächsische Major, jetzt russische Oberst von Bose; er war mit in den Krieg gegangen, und bei Gelegenheit auch befördert worden, aber zu irgend einer Auszeichnung hatte er es nicht gebracht, und zum Unglück auch nicht das kleinste Ordenskreuz erlangt. Er sprach hierüber mit lustiger Verzweiflung und knüpfte die Bemerkung an, da schon während des Krieges ihm die Rüstigkeit eines Soldaten abgegangen, so wolle er sich im Frieden, da sie völlig unnütz geworden, nicht mehr deßhalb grämen, und seine Tage so gut hinbringen, als es sein Körper fordere und erlaube. Demnach hatte er sich bei Beauvilliers förmlich niedergelassen, wo er Morgens und Mittags ungeheure Mahlzeiten verzehrte; sein stürmisches Anpreisen dieses vortrefflichsten aller Restaurateure, seine überfließende Beredsamkeit über Tisch, und sein gutes Beispiel im Essen und Trinken, zogen zahlreichen Besuch herbei, und während der dicke Bose an seiner Tafel thronte, waren die Säle stets von deutschen und russischen Gästen gefüllt, die hier am besten zu speisen glaubten, oder auch ihm zuhören wollten, denn seine Erzählungen ebenfalls waren von der ausgesuchtesten, üppigsten Zubereitung. Diese Herrlichkeit dauerte viele Wochen, endlich aber trat doch ein Tag ein, wo der Wirth, mit dem Nebenvortheil des Zulaufes nicht zufrieden, auch den bestimmteren Lohn seiner Leistungen ansprach, und durch diesen wunderlichen Einfall dem Ueberraschten Eßlust und Laune störte. Glücklicherweise legte sich die Hülfe hoher Gönner in's Mittel, um den tapfern

Bose persönlich, wenn auch sein Name noch übel angeschrieben blieb, aus diesem Gedränge herauszuziehen. Man sagte, es sei schade, daß er nicht bessern Erfolg gehabt, denn unter allen Verbündeten sei er doch der Einzige gewesen, der für die Leiden des Vaterlandes einige Vergeltung gesucht, der einzige, der es darauf angelegt habe, den Feind aufzufressen! Er hatte aber nicht das Glück, auch nur die Erinnerung so guter Zeit lange zu genießen, er sank in Mißmuth und Schwäche, die Beredsamkeit versiegte, die alte Spannung gegen Napoleon und die Franzosen wollte sich durch keine neue ersetzen lassen, und so starb er bald nach der Heimkehr still und unbeachtet.

Zahlreiche neue Bekanntschaften, zwar nur vorübergehende, aber das Herz innig erregende, machte ich durch Rahel, welche mir von Prag her ihre Jäger und Freiwilligen zuschickte. Sie hatte, wie schon anderwärts erwähnt ist, in Prag, wohin sie geflüchtet war, auf eigne Hand eine Hülfsthätigkeit begonnen, die aus einfachen Anfängen in geräuschlosem Walten zu dem reichsten Wohlthun erwachsen war. Nicht der Kranken und Verwundeten allein, die, besonders nach den Schlachten in Sachsen und Böhmen, in erschreckender Anzahl nach Prag gelangten, nahm sie sich mit kräftigster Fürsorge zweckmäßig an, schaffte ihnen Nahrung, Kleidung, Unterkunft, so weit Mittel und Umstände es nur zuließen, sondern auch die oft eben so bedürftigen Gesunden, und vor allem die noch kaum Genesenen, unterstützte sie mit jeder Aushülfe, die der Augenblick erforderte. Hunderte von preußischen Freiwilligen, die meisten guter Leute Kind — wie man zu sagen pflegt —, versprengte, aus der Gefangenschaft befreite, aus den Spitälern entlassene, wurden von

ihr mit Kleidung, Wäsche, Schuhen versorgt, sogar mit Waffen neu ausgerüstet, und dann mit Geld und Empfehlung den im Felde stehenden Truppen wieder zugefertigt. Um ihnen für mögliche Fälle auch in der Ferne Anhalt und Hülfe zu sichern, pflegte sie den Bessern die Namen derjenigen Freunde aufzuschreiben, die sie bei den Heeren wußte, und von denen sie überzeugt war, daß sie solche Anweisung ehren würden. Tettenborn, Bentheim, Bartholdy, Nostitz, Barnekow, gehörten hauptsächlich in diese Reihe, doch mein Name stand natürlich obenan. Diese auf die Freundschaft gezogenen Wechsel wurden unweigerlich angenommen, und oft in überraschender Weise geehrt. So lange der Krieg währte, und wir meist abgesondert, an der Niederelbe, in Dänemark, und zuletzt in der Champagne, hin und her zogen, kamen nur ein paar solcher jungen Leute in meinen Bereich; desto mehr hingegen zu Bartholdy und Barnekow, die ihnen reichlich schenkten, und besonders hat der letztere, in der Freude seines Herzens, und um Rahel's willen, ansehnliche Summen solchergestalt ausgetheilt. In Paris aber, dem allgemeinen Versammlungsort, trafen sie in großer Anzahl auch bei mir ein. Die jungen Leuten, wenn sie treuherzig ihren Gruß anbrachten und mir das Blatt vorzeigten, auf welches die geliebte Hand meinen Namen geschrieben hatte, rührten mich oft zu Thränen. Rahel hatte sich bei den meisten ein dankbares Andenken gestiftet, nicht durch ihre Gaben allein, sondern eben so und noch mehr durch die Beseelung, welche sie damit zu verbinden wußte. Den einen hatte sie durch Zuspruch getröstet und ermuthigt, den andern von schlechten Dingen abgehalten, einem dritten günstige Verhältnisse eröff-

net; sie war mit den Eltern oder Verwandten in Briefwechsel getreten, hatte Nachrichten mitgetheilt, erwünschte Sendungen veranlaßt; kurz alle die jungen Leute waren ihr so herzlich ergeben, und segneten auf's neue den theuren Namen, der ihnen zuletzt hier noch die ersprießlichste Hülfe hervorrief; denn leider war für diese tapfre und preiswürdige Jugend nur schlecht gesorgt, und nach dem ruhmvoll beendigten Krieg und in der eroberten feindlichen Hauptstadt waren sie bedürftiger, als mitten in den Wechselfällen der Feldzüge, sie boten zum Theil den jammervollsten Anblick, und manche schämten sich in ihrem schlechten Aufzug die Straßen von Paris zu betreten. Schlabrendorf, den sein eigner Neffe, ein junger Uhlanen-Freiwilliger, von diesem traurigen Zustande so vieler seiner Kammeraden unterrichtete, that im Stillen viel Gutes; allein das Wirken Einzelner mußte doch immer nur beschränkt bleiben.

Bei der großen Zahl angesehener Personen, die schon theils durch Amt und Verhältnisse genöthigt waren, offne Tafel zu halten, bei dem großen Eifer und der lockenden Gelegenheit zum gegenseitigen Bewirthen, und bei so mannigfachen Anlässen zu gemeinsamen Gastmahlen, war es ein seltner Fall, daß ich in einer Restauration für mich allein essen konnte. Doch erzwang ich es bisweilen, durch bestimmten Vorsatz, aus Bedürfniß der Absonderung und Freiheit. Aber auch dann hing der Erfolg noch von Umständen ab, in die man sich ergeben mußte. So saß ich, eines Mittags bei Beauvilliers an meinem kleinen Tische, verdrießlich, und ganz behaglich dies sein zu dürfen. Doch mußt' ich mir gegenüber bald einen fremden Herrn bemerken, dessen Blicke mich scharf be-

obachteten, und mir bald so unbequem wurden, daß ich mein Mahl abkürzte und schon weggehen wollte; doch der Herr stand auf und trat mir entgegen. Er war eben erst seiner Sache gewiß geworden, und begrüßte mich mit meinem Namen. Auch ich erkannte nun ihn, es war Diebek, ein früher Studiengenosse aus der chirurgischen Pepiniere in Berlin, von Geburt ein Pole, und jetzt Generalchirurgus bei den polnischen Truppen. Ich freute mich unsäglich, ihn wiederzusehen, er war ein trefflicher Mensch, in seinem Fache von gründlichen Kenntnissen, mit einem edlen Triebe zu allgemeiner Geistesbildung. Eine nicht begünstigte Jugend und ein wenig anziehendes Aeußere hatten ihn keine glänzende Laufbahn hoffen lassen, doch war seine wissenschaftliche Tüchtigkeit durchgedrungen, und hatte in Verbindung mit seinem glühenden Vaterlandseifer, dem er, seit wieder ein Polen als Herzogthum Warschau erstanden war, ohne Rückhalt hatte folgen dürfen, ihn zu der höchsten Stufe befördert, er trug mehrere Ehrenzeichen auf der Brust, und genoß unter seinen Landsleuten eines verdienten Ansehns. Wir hatten viel mit einander durchzugehen, von den Anfängen unsrer Studien der Kantischen Philosophie bis zu den neusten Kriegsereignisseu und politischen Erwartungen, wobei unsre Standpunkte sehr abweichende Schlüsse gaben. Die wunderbarste Erschütterung aber empfand ich, als er den Namen Marwitz nannte, und mir erzählte, wie er diesen habe kennen lernen. Ich wußte durch Rahel's Briefe, daß Marwitz in einem Reitergefecht an der Elbe von polnischen Uhlanen vom Pferde gehauen worden und mit vielen Wunden in Gefangenschaft gerathen war, daß ein polnischer Arzt ihn dann menschenfreundlich

gepflegt und zwei polnische Offiziere ihn großmüthig unterstützt hatten, wie er selber dies später, als er befreit nach Prag kam, Rahel'n dankbar angerühmt. Der Arzt war Diebek gewesen, und als sich ergeben, daß er in Berlin studirt, hatte Marwitz ihn gleich nach mir gefragt, und durch diese Berufung nur noch erhöhte Theilnahme empfangen, die beiden Offiziere aber waren jetzt auch in Paris, Oberst Szymanowski und Oberstlieutenant Skrzynecki, mit denen Diebek mich in der Folge bekannt machte, deren Namen ich jedoch nicht behielt, und bei ihrer späteren verhängnißvollen Berühmtheit als ganz neue lernte, denn daß es jene wären die uns schon früher so werthvolle Männer bezeichnet, ergab sich erst lange nachher bei wiederholtem Durchlesen von Rahel's Prager Briefen, wo die Namen mit absichtlicher Deutlichkeit standen, weil sie für alle Wechselfälle des Krieges uns empfohlen sein sollten! Diebek verweilte nur noch kurze Zeit in Paris, er ging nach Polen zurück, wohin er viele Kisten voll französischer Bücher mitnahm, größtentheils klassische und wissenschaftliche, als reiche Aussaat höherer Bildung. Gleich den meisten seiner Landsleute war er voll Zutrauen und Eifer für den Kaiser Alexander, der die von Napoleon für Polen erweckten Hoffnungen großmüthig erfüllen wollte. Ich habe von seinem weiteren Leben, ungeachtet wiederholter Nachfrage, nichts mehr erfahren können.

Spät noch kam von Berlin der Geheime Staatsrath Stägemann, den der Staatskanzler wegen der innern Verwaltungsgeschäfte zu sich berufen hatte, und mit dem ich den ihm neuen Boden von Paris treulich durchstrich. Die Oertlichkeit der geschichtlichen Ereignisse sprach

seinen dichterischen Sinn mächtig an, und mit Staunen und Beifall hörte er Schlabrendorf's wogende Beredsamkeit, welche die Bilder der Revolution in großen lebendigen Zügen anschaulich machte. Bei Tettenborn hatten wir andre, dem neusten Tage angehörige Unterhaltung, ausgezeichnete Militairpersonen aller Nationen kamen hier zusammen, und solche Gesellschaft war dem kriegerischen Sänger stets genehm, er liebte die Freimüthigkeit, den zwanglosen Sinn und frischen Humor, die sich mit der Tapferkeit so gern verschwistern. Herzerfreuend war es, unter den Deutschen so verschiedener Länder fast alle Trennung aufgehoben zu sehen, der gemeinsame, glückliche Heerzug schien alle bisherigen Gränzen ausgelöscht zu haben; auch hatten die Begebenheiten die Menschen gut durcheinander gerüttelt; alte Waffenbrüder aus Oesterreich begegneten einander in russischen, in preußischen, in englischen Uniformen, preußische Offiziere hatten für Rußland, hannöversche in Spanien gekämpft, die Baiern, Würtemberger, Sachsen, Badener, Hessen, alle waren mit Bestandtheilen gemischt, die früher in Oesterreich, in Preußen gedient hatten.

Zu meinem Bedauern war Reinhold inzwischen abgereist, und beinahe plötzlich, denn kaum zwei Tage vorher hatte er seinen Entschluß uns angekündigt und wenig früher ihn gefaßt. Aber meine herzlichen Glückwünsche begleiteten ihn, denn der von Napoleon zurückgesetzte und vergessene Ehrenmann hatte von andrer Seite eine so ungesuchte als verdiente Würdigung erfahren, die ihn zu seinen ursprünglichen, dem Herzen erwünschten und dem treuen Sinne angemessenen Verhältnissen zurückführte; der Prinz von Oranien, bald nachher den Thron des

neuen Königreichs der Niederlande einnehmend, hatte sogleich, bei Prüfung der ihm zunächst in Betracht gestellten Staatsdiener, den redlichen Sinn und die ausgezeichneten Fähigkeiten Reinhold's erkannt, und ohne Säumen ihn zu sich nach dem Haag berufen, von wo gleich darauf mein Freund mir noch nach Paris die gute Nachricht schrieb, er gehe als Gesandter nach Rom.

Durch seine Abreise war mir eine große Lücke verursacht, die ich möglichst auszufüllen sterbte. Der Boden, wo ich Frau von Jordis sehen konnte, war bald und bestens ersetzt, indem ich meine Besuche bei Ihr nun um so häufiger wiederholte. Hammerstein, Rühle von Lilienstern, und andre Deutsche, besonders Frankfurter, fanden sich hier heiter zusammen, und auch die Gegenwart eines Franzosen, den ein gesetztes und bescheidenes Wesen auszeichnete, störte unser geselliges Behagen nicht, indem wir Alle in friedlicher Eintracht derselben Liebenswürdigkeit gleichmäßig huldigten.

Neben diesem stillen Lichte flammte nun aber plötzlich eine sprühende Fackel auf, und die Augen wurden unwillkürlich zu dieser Erscheinung hingelenkt. Frau von Stael war in Paris eingetroffen, hatte ein schönes Hotel bezogen und ihre Gesellschaftsabende begonnen. Sie war in früherer Zeit von den Royalisten und Emigranten übel angesehen, die Bourbons hatten allerlei Groll, allein die lange von ihr durch Napoleon erlittene Verfolgung war eine Art von Sühne geworden, und in den letzen Zeiten hatte die begabte Frau sich offenbar um die Sache des Hofes verdient gemacht, dabei waren ihr die alten Freunde aus der Revolutionszeit nicht verloren, die aus der Kaiserzeit hatten keinen Grund mehr sie zu verläugnen, die

Fremden aber wetteiferten in Verehrung und Aufmerksamkeit. Sie hatte auf ihrer großen Fluchtreise durch Europa gesellig, litterarisch und politisch vielfach gewirkt und ihren berühmten Namen mit Hoffnungen verflochten, die jetzt großen Theils erfüllt waren. Der Kaiser von Rußland bewies für sie die größte Beeiferung und besuchte öfters ihre Abendgesellschaft, andre große Herren folgten dem allgemeinen Zuge, der Herzog von Wellington leuchtete den Engländern vor, Feldherren und Diplomaten aller Nationen drängten sich, die Litteratoren und Künstler hatten das unbestrittenste Anrecht, es war eine glänzende Hofhaltung, wie die Bourbons erlebte auch Frau von Stael ihre Restauration. Einen solchen Kreis in der Nähe zu betrachten, durft' ich mir nicht versagen, ich hatte sogar persönliche Aufforderung dazu. Durch August Wilhelm von Schlegel, bei dem ich zuerst ansprach, wurde ich sogleich angemeldet und eingeführt. Es war Vormittags, in einen Gartenzimmer, Frau von Stael in leichter Morgenkleidung trat uns von dem Garten her entgegen, einem frischen Zweig in der Hand, den sie eben von einen der draußen stehenden Orangenbäume abgepflückt hatte. Ich wußte genug von ihr, um durch nichts überrascht zu sein, es war wie eine alte Bekanntschaft, nur solche Unbefangenheit und schlichte Natürlichkeit hatte ich nicht erwartet, diesen großen Reiz und wohlthuenden Eindruck hatte mir niemand an ihr gerühmt. Sie wußte auch einiges von mir, sie hatte einige Erinnerung von dem Buche „die Versuche und Hindernisse", das in Coppet war gelesen worden, und von dem ich, nach Schlegel's Meinung, der alleinige Verfasser sein sollte. Ohne Zweifel hatte Schlegel ihr Gedächtniß hierüber eben

erst aufgefrischt, wie er sie jetzt auch erinnerte, daß ich ein Kriegsgenosse ihres Sohnes Albert gewesen; sie wollte beeifert alles hören, was ich von diesem wußte, wie wir zusammen gelebt, wie er sich gezeigt, welche Meinung man von ihm gehabt, was man von ihm gehofft. Die Umstände des Zweikampfs, in welchem er getödtet worden, mußte ich genauer angeben, sie weinte, doch that ihrem Herzen wohl, daß er sich als ein Tapfrer bewährt, und weder Furcht noch Gefahr gekannt. Dieser erste Besuch war nur sehr kurz, es kamen neue Anmeldungen und nachdem Frau von Stael mich noch zu ihren Abenden verbindlich eingeladen, empfahl ich mich und Schlegel begleitete mich, um sogleich umständlicher zu vernehmen, wie mir seine Herrin gefallen habe. Ich konnte ihn wohl zufrieden stellen, mir selbst aber nicht verhehleu, daß Frau von Stael, so achtungsvoll und interessant sie sei, mir doch eigentlich nicht gefalle, ich vermißte Anmuth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele; — Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugestehen mußte, waren mir dafür kein Ersatz. Ihr Wesen gab mir das Gefühl eines Zwiespaltes, der keine Vermittlung fand, mir stand in ihr zugleich eine Fürstin vor Augen und eine Bürgerfrau, und welches von beiden, oder ob gar beides, nur Maske sei, schwebte in drängstigendem Zweifel. Ihr Buch über Deutschland, früher auf Befehl Napoleon's zu Brei verstampft, aber doch in einigen Abdrücken gerettet, war nun in mehreren gleichzeitigen Ausgaben wiedererschienen, und wurde allgemein mit Eifer gelesen und gepriesen. Mir war es schon von jener früheren Zeit bekannt, und ich konnte jetzt nicht milder darüber urtheilen, als damals. Manches darin empörte mich,

die sichtbare Unfähigkeit in philosophischer Richtung war nur durch die Anmaßung übertroffen, mit der die unruhige Frau alles Betastete schon begriffen zu haben wähnte, in den ästhetischen Beziehungen erkannte man die Einseitigkeit der auf Treu und Glauben angenommenen fremden Aussprüche. In meiner damaligen Stimmung überwogen diese Gebrechen allen sonstigen Werth des Buches, den ich später gern anerkannt und einmal gegen Tieck, der jene Vorwürfe erneuerte, lebhaft und zu dessen eignem Beifall vertheidigt habe; wenigstens läßt sich nicht läugnen, daß die Wirksamkeit des Buches ungeheuer gewesen, und Folgen gehabt, welche von Deutschen und Franzosen gleich dankbar anzuerkennen sind.

Um doch den persönlichen Eindruck gleich frisch durch den litterarischen zu vervollständigen, griff ich lieber zu dem Roman Delphine, der überdies, wie man versicherte, das ideale Karakterbild der Verfasserin, ihre Gefühls- und Sinnesweise, vortrefflich schildern sollte. Aber auch hier fand ich wenig Befriedigung; in dem großen Talent, bei der Macht der Gedanken und der Leidenschaft des Herzens, die sich in einer oft hinreißenden Sprache offenbarten, blieb mir immer etwas Störendes, was mich zu keinem rechten Genusse kommen ließ; mir gelang nicht, darüber völlig klar zu werden, und noch heute wüßt' ich es nur im Allgemeinen damit zu bezeichnen, daß man sich nicht auf natürlichem festen Boden fühlt.

Ich wagte nur Einmal bei Frau von Stael einen Abendbesuch; eine glänzende, wogende, und doch verhältnißmäßig stille Gesellschaft erfüllte den Saal, gespannt und ehrerbietig lauschte alles auf einzelne Stimmen, die

sich in nicht eben lauter Weise vernehmen ließen. Der Kaiser Alexander war zugegen und gab sich liebenswürdig hin wie ein Gleicher unter Gleichem; doch hatte nur Frau von Stael vor ihm ihre völlige Freiheit, und nährte fast allein das Gespräch. Als ich ein wenig vorgedrungen war, hörte ich, daß die muthige Wirthin den hohen Gast über Negersklaverei zu reden veranlaßte, und daß er mit Unwillen sie eine Schändlichkeit nannte; ein Portugiese — ich weiß nicht ob es der Marquis Marialva war — erlaubte sich, dem Kaiser vorzuhalten, in seinen Landen sei doch Leibeigenschaft; der menschenfreundliche Herrscher zuckte einen Augenblick, war aber gleich wieder gefaßt, und sagte mit edler Festigkeit: „Sie haben Recht, in Rußland giebt es Leibeigene, aber der Unterschied von ihnen zu den Negersklaven ist noch sehr groß; doch will ich davon absehen, und erkläre, daß auch die Leibeigenschaft schlecht ist, daß sie abgeschafft werden muß, und daß sie mit Gottes Hülfe noch unter meiner Regierung aufhören wird.“ Ein Gemurmel des Beifalls verbreitete sich durch den ganzen Saal, denn der Kaiser hatte diese Worte laut gesprochen, nnd sie wurden sogleich weitergesagt und erläutert. Ich war schon wieder zurückgedrängt, ich sah keine Möglichkeit Frau von Stael auch nur zu begrüßen, die Hitze nahm überhand, und ich wählte den völligen Rückzug. An der Thüre traf ich mit Bartholdy zusammen, der ebenfalls wegging; er schien von der Aeußerung des Kaisers wenig erbaut, ganz und gar nicht aber von der Gesellschaft, in der man, meinte er, wenn man nicht Fürst oder Herzog sei und drei bis vier Sterne habe, nur immer beschämt und gedemüthigt dastehe, ohne Vergnügen oder Nutzen, er werde gewiß nicht mehr hingehen.

Ohne grade seine Gesichtspunkte zu haben, ließ auch ich es bei diesem Einenmale bewenden, und sah leider Frau von Stael nicht wieder, was ich doch oft bereut habe, denn ihres näheren Umganges zu genießen, wäre mir in allem Betracht erwünscht und vortheilhaft gewesen.

Mir wollte es überhaupt mit französischen Bekanntschaften in Paris nie sonderlich glücken. Ich sollte bei dem Fürsten von Talleyrand eingeführt werden, man hatte ihm gesagt, daß ich seine Denkschrift über Kolonien — worin er nach Algier und Tunis deutete — übersetzt und mit einem Vorworte in Druck gegeben habe; allein ich dankte, mir war der Mann grade in dieser Zeit sehr zuwider. Gegen den Grafen Reinhard empfand ich ebenfalls nur Widerwillen. Gleicherweise, weil kein reines Verhältniß abzusehen war, versäumte ich Grégoire und Carnot, die mir doch weit wichtiger waren, und vernachlässigte Chézy und Say, denen ich sogar einige Neigung zugewandt hatte. Mit Boissy d'Anglas war ich ein einzigesmal zusammen, bei längerem Aufenthalt hätte ich mich ihm wohl genähert, so wie auch dem ernsten Lanjuinais. Aber mir kam es immer so vor, als könne ich alle diese Franzosen weit bequemer und kürzer in der deutschen Uebersetzung lesen, welche ich von ihnen in Schlabrendorf hatte, denn er war in der That ein Inbegriff und Auszug aller der Richtungen, die der Revolution angehörten. Nach meinen Bekannten am Hofe, Trogoff, Maisonfort, oder nach Chateaubriand, Ferrand, und andern solchen, hatt' ich noch weniger Neigung mich umzuthun.

Nun muß ich aber doch zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich in Paris keineswegs bloß der Zer-

streuung lebte, sondern auch ernstlich beschäftigt war. Den politischen Fragen hätte ich wohl entfliehen mögen, aber sie thaten mir Gewalt an, und ich mußte mich durch sie durcharbeiten. Ich that dies in Briefen, Aufsätzen und Denkschriften, die zum Theil an guten Orten hervortraten und wirkten, um so besser vielleicht, als kein Name dabei genannt wurde. Eine Denkschrift sehr zarten Inhalts, die ich zum Theil auf Stein's Aufforderung abgefaßt hatte, legte der russische General Laharpe dem Kaiser Alexander vor, eine andre ging durch die Hand des Fürsten Adam Czartoryski. Ich sammelte und bereitete überdies schon jetzt Angaben und Hülfsmittel zu einer kriegsgeschichtlichen Darstellung, und auch verging fast kein Tag, ohne daß ich aus Schlabrendorf's Gesprächen einiges niedergeschrieben hätte. Bewegt und erfüllt von solcher mannigfachen und oft anstrengenden Thätigkeit empfand ich das stärkste Bedürfniß, in deutscher Umgebung auszuruhen, und das Gefühl heimathlichen Behagens und stiller Sicherheit wenigstens auf Augenblicke hervorzurufen. Daher ich dem höheren Salonleben größtentheils entsagte, und oft auf dem Wege zu glänzenden Kreisen wieder umkehrte, und zu deutschen Freunden einlenkte.

Hiemit ist einigermaßen auch erklärt, wie so ich bisher noch nicht des Theaters zu erwähnen gefunden. In dem Pariser Leben sind die Theater ein täglicher Bestandtheil, der für alle Klassen die größte Bedeutung hat, auf die Fremden und Ausländer mit unendlichem Reize wirkt. Glücklicherweise hatte ich diese Lust bei meinem früheren Aufenthalte hinlänglich genossen, und konnte mich jetzt mit einigen ausgewählten Vorstellungen von Talma, Mlle.

Mars, von Brunet und Potier begnügen. Am wenigsten konnte mich die Pracht der Oper und des Ballets locken, und oft ließ ich die mir angebotenen oder vorbehaltenen Plätze ohne die geringste Reue ungenutzt. Auch andere Vergnügungen und Lustbarkeiten raubten mir wenig Zeit; ich begnügte mich dergleichen einmal zu sehen, ohne den Wunsch des Genusses, oder gar der Wiederholung.

Die großen Ereignisse, und, nachdem ihr Ausgang sich im Allgemeinen entschieden, die tägliche Verarbeitung ihrer noch bewegten Einzelheiten, hielten Paris in einer Spannung, welche durch die Zahl und Verschiedenheit der hier ungewöhnlich zusammengedrängten Menschen noch verstärkt wurde. Solche Spannung wirkt durchaus kräftigend, aber sie pflegt, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht hat, plötzlich nachzulassen, und in weichliche Ermattung überzugehen. Dieser Uebergang wurde wohl schon von den Meisten empfunden, und mit ihm auch die stärkere Regung der Krankheitskeime, welche dann nicht säumen, aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und das Leben in seiner Schwäche zu überfallen. Das Frühjahr war vorgeschritten, und der Kampf in der Atmosphäre zwischen Hitze und Kälte so heftig, daß es genug war, diese Luft zu athmen, um von katarrhalischen Uebeln ergriffen zu werden. Die Krankheit war fast allgemein. Einheimische und Fremde litten gleicherweise, doch besonders unsre jungen Leute, die in der Umgegend meist in schlechten Quartieren lagen, und sich wenig helfen konnten. Auch Schlabrendorf entging dem Uebel nicht, Tettenborn mußte sich niederlegen, und mich traf dasselbe Loos; doch nur auf wenige Tage, während deren ich die Del-

phine zu Ende las, eine Auswahl von Briefen der Frau von Sévigné, Duclos Geschichte Ludwig's des Eilften, und Chamfort's Schriften durchlief. Eine starke Dosis Opium stellte mich rasch wieder her, und gab mir neues Zutrauen zu der Lehre Brown's. Auch Tettenborn genas bald wieder, und bereitete sich zur Abreise nach Mannheim, wohin ich ihm später nachfolgen sollte, denn einige wichtige Geschäfte mußten mich noch eine Weile in Paris zurückhalten.

Mir war dies um so peinlicher, als der Aufbruch fast allgemein war, und alles sich zur Abreise, theils nach England, theils in die Heimath anschickte. Hardenberg begleitete, wie auch Blücher und Gneisenau, den König nach England; mir gereichte zum Vortheil bei'm Abschiednehmen seinen Schwiegersohn bei ihm zu treffen, den baierischen General Grafen von Pappenheim, den er sehr liebte; denn der biedre und freundliche Mann, früher im österreichischen Dienste Tettenborn's Kriegskammerad, stellte mich durch sein zutrauliches und doch rücksichtsvolles Benehmen sichtbar in der Meinung des Staatskanzlers um einige Stufen höher. Ich empfing die günstigsten Versicherungen von Hardenberg, die er mir auch noch schriftlich zufertigen ließ. Doch fand ich einen merklichen Unterschied zwischen dem schriftlichen Ausdruck und dem mündlichen, mein Wunsch, noch eine Zeit frei zu bleiben, wurde zugestanden, aber es lautete, als hätte ich das Gegentheil gewünscht, und müßte mich gedulden. Solcherlei Zeichen eines im Stillen wirksamen Widersinnes habe ich späterhin noch oft genug in wichtigeren Dingen und erhöhten Maßen zu erfahren gehabt.

Auch Stein bereitete sich schon zur Abreise. Seine

Geschäfte in der Kriegsverwaltung deutscher Länder waren noch nicht erledigt, und wurden jetzt wichtiger und dringender. Auch begleiteten ihn wieder seine treuen Gehülfen, Rühle und Eichhorn. Er war ungemein heiter. Eines Tages, da ich bei ihm zum Essen bleiben sollte, aber es ablehnte, weil ich versprochen habe, mit zweien Freunden bei Grignon zu speisen, mußte ich sie ihm nennen, der eine war ein Philosoph: „Da thäten Sie doch besser, rief Stein, Sie äßen bei mir, denn bei mir sind Sie nicht in Gefahr verrückt zu werden", und nun ergoß er sich in muntrer Schilderung dessen, was er Metaphysik nannte, sie sei bei den Menschen das, was bei den Schafen das Drehen, doch ich wisse wohl gar nicht, was das sei, ich solle ein Landwirth werden, da würd' ich ihn schon verstehen! In diesen Zorn hatte ihn ein Buch von Oken gebracht, das ihm in die Hände gekommen war. — Als ich ihn zuletzt mit Tettenborn besuchte, um Abschied zu nehmen, fanden wir Wilhelm von Humboldt dort, und es fielen wieder mancherlei ergötzliche Reden vor, bei denen Humboldt in gewohntem Uebergewicht erschien.

Stein hatte mich immer mit ernster Theilnahme nach Schlabrendorf gefragt, und öfters ein gefühlvolles Verlangen bezeigt ihn zu sehen, aber sich doch nie überwinden können, zu ihm zu fahren, der Gedanke mit Jakobinern, Bonapartisten, und wer weiß was alles für Teufelszeug zusammen zu treffen, war ihm zu widerwärtig. Schlabrendorf, der sich schon entschlossen hatte seinen Bart abschneiden zu lassen und einige Besuche zu machen, nahm es mit dem alten Freunde nicht so genau, und trat unvermuthet bei Stein in's Zimmer, als dieser

eben im Begriff war abzureisen. Der alte Freund sah wohl anders aus, als vor so vielen Jahren, wo Stein ihn zuletzt in England gesehen hatte, er mußte seinen Namen nennen, worauf denn Umarmung und freundliche Grußesworte folgten. Bald aber bemächtigte sich Stein's einiger Unmuth, und die folgenden Wechselreden sind wörtlich aus der Erzählung Schlabrendorf's, der mir gleich nachher das Vorgefallene mittheilte. Stein. „Aber warum kommen Sie auch grad' erst jetzt, da ich gleich in den Wagen steigen muß! Schlabr. Das hab' ich denn doch wohl nicht berechnen können! Und reisen Sie nach Frankfurt wie ich gehört habe? Stein. Ja, ich mag nicht mit nach England, mich vom Prinz-Regenten begaffen zu lassen. Schlabr. Späterhin aber rufen Ihre Dienstgeschäfte Sie wohl nach Wien? Stein. Dienstgeschäfte? Ich habe keine, ich diene niemanden. Schlabr. Schon recht, weil Sie Allen dienen. Das ist eine republikanische Gesinnung, die mag in Deutschland vielfältig noth thun. Stein. Aber wir wollen keine Republik in Deutschland. Schlabr. Nun, Sie haben sich doch der freien Städte treulichst angenommen. Stein. Das ist ganz was anders. Schlabr. Ich will auch gar nicht eigensinnig sein, und will die Republik fallen lassen, aber republikanische Gesinnung werden Sie doch in keinem Staat entbehren können, und jeder Fürst muß sie im eignen Interesse wecken und nähren. Stein. Was Sie meinen, erkenn' ich an, aber wir haben andre Benennung dafür, wir nennen's Gemeinsinn. Schlabr. Auch gut, und mir um so lieber, weil es deutsch ist, nur verstehen die Deutschen nicht immer das Deutsche so recht." — Die Scheidestunde war herangerückt, und die alten Freunde

sagten einander Lebewohl. Zum Schlusse rief Stein noch: „Auf Wiedersehn in Deutschland! Denn wenn Preußen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch, und werden Präsident des Ober- oder Unterhauses, wie Sie wollen!“ — Sie sahen einander nicht wieder. —

Schlabrendorf sah sich auch zu Besuchen bei Hardenberg und Gneisenau veranlaßt. Beide waren im Auftrage des Königs bei ihm gewesen, und hatten ihm mit dessen Danke zugleich das Eiserne Kreuz überbracht. Der König wollte dadurch den vaterländischen Eifer und die großmüthigen Aufopferungen anerkennen, durch welche Schlabrendorf um die preußische Sache sich so vielfach verdient gemacht. Die Stiftung des Eisernen Kreuzes hatte ihm gleich ungemein gefallen, und wiewohl sonst kein Freund von Orden, ließ er diesen doch vollkommen gelten. Aber nie war ihm in den Sinn gekommen, selber so geschmückt zu werden, und die Sache überraschte und freute ihn, obgleich sie ihn auch etwas verdroß, letzteres eben deßhalb, weil sie ihn freute. Dieses Gemisch in seiner Empfindung war auch wohl Ursache, daß er mir bis dahin von dem ganzen Vorgange lieber gar nichts gesagt, und mich ihn erst jetzt wie zufällig erfahren ließ. Bei Gneisenau wurden ebenfalls, wie bei Stein, scharfe Reden mit guter Laune ausgetauscht, die mir Schlabrendorf nachher wiederholte, von denen ich aber nichts aufgezeichnet finde; ich erinnere mich nur, daß er mit Vergnügen anmerkte, bei einigen seiner Aeußerungen, welche Gneisenau mit ernster Miene ruhig angehört, hätten die jungen Adjutanten sich des Lachens nicht erwehrt.

Der Frieden mit Frankreich war schon so gut wie geschlossen, man erwartete täglich die Unterzeichnung. Was von den Bedingungen verlautete, wollte jedoch weder den Franzosen noch den Deutschen genügen; nur die Engländer schienen erlangt zu haben, was ihnen gebührte und genehm war, nächst ihnen waren die Russen am meisten befriedigt; für Preußen, überhaupt für Deutschland, blieb noch manche Ungewißheit, deren Lösung auf den Kongreß verschoben wurde, der im Sommer zu Wien Statt finden sollte.

Von Napoleon, der auf der Insel Elba sich ruhig verhielt, hörte man wenig; sein österreichischer Begleiter auf der Reise nach Elba, Graf Karl von Clam-Martinitz, erzählte mir von den wunderlichen Auftritten, die sich unterwegs ereignet hatten, von dem Hasse, der sich gegen ihn gezeigt; jedermann glaubte seine Rolle zu Ende, und niemand wollte des Vertrags von Fontainebleau eingedenk sein, dessen Erfüllung die Bourbons ohnehin verweigerten. Plötzlich aber rief ein erschütternder Schlag den Namen Napoleon's für einen Augenblick auf's neue in's Gedächtniß, und regte zu tiefen Betrachtungen auf. Die Kaiserin Josephine, Napoleon's geschiedene Gattin, starb am 29. Mai in Malmaison, sehr schnell an dem herrschenden Uebel, das auch sie, doch anfangs nur sehr gelinde, befallen hatte. Der Kaiser von Rußland war ihr besonders günstig gewesen, die Bourbons nahmen sich ihrer an, sie sollte in den nächsten Tagen am Hofe Ludwig's des Achtzehnten erscheinen; während der Glanz des im Uebermuthe des Glückes treulosen Gemahls mehr und mehr erlosch, ging der Stern der Verstoßenen noch Einmal wieder auf. Doch nur auf kurze Frist! Ihr

Tod wurde von vielen Franzosen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemesis erkennen, die ihm sage, es sei mit seinem Glücke vorbei, und die ihn furchtbarer Reue überliefere; Andre wollten darin die rächende Strafe für Josephinen sehen, weil diese den Feinden des Gemahls sich befreunden wollte, ja man beschuldigte sie, am meisten zu seinem Sturze beigetragen zu haben, denn sie zumeist habe die Ideen in ihm genährt, die ihn das Faubourg Saint-Germain begünstigen und eine zweite Heirath wünschen ließen.

In den nächsten Tagen begann der fast allgemeine Aufbruch nach England, auch die nur kürzlich erst angekommenen Prinzessinnen von Kurland reisten dorthin, wiewohl sie ungern Paris so schnell verließen; mit der Herzogin von Accerenza war die Gräfin von Plettenberg gekommen, die wir noch vor wenigen Monaten auf ihrem Landsitze bei Münster besucht hatten. Das Wiedersehn nach solchen Umwandlungen aller Dinge, nach so großen Gemüthsbewegungen der Furcht und Hoffnung, hatte einen Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt.

Nur wenige Tage, so schien es, hatte ich noch in Paris zu verweilen, um einige militairische Ausfertigungen, die sich in den Kanzleien hinschleppten, abzuwarten, und meine Ungeduld hatte längst alles, was von meiner Seite geschehen konnte, zur Abfahrt vorbereitet. Allein mir sollte dies ersehnte Glück so schnell noch nicht gewährt sein. Meine Genesung, anstatt sich zu befestigen, ging sichtlich abwärts, und die nicht geheilte, nur unterdrückte und dadurch verschlimmerte Krankheit brach in

einem Rückfall neuerdings heftiger aus. Das Katarrhalfieber war in ein nervöses übergegangen, und der herzugerufene Arzt Dr. Harbaur verrieth einige Bedenklichkeit. Eine Reihe sehr schlechter Tage ging vorüber; erst mit Beginn der Besserung ließ ich Schlabrendorf wissen, daß ich krank sei; er kam nun, und saß stundenlang vor meinem Bette, zu meinem unaussprechlichen Troste; seine Unterhaltung war die lieblichste, erfreuendste, und ganz meinem Zustande angemessen, sie wurde stärker und derber nach Maßgabe meiner wachsenden Kräfte. In den Stunden des Alleinseins labte ich meine Seele mit den heilsamen Eindrücken der Erzählungen Goethe's aus seinem Leben, wovon der dritte Theil eben herausgekommen und durch ein Wunder so früh nach Paris in die Hände von Henriette Mendelssohn gekommen war; das Buch konnte gewiß kein zweitesmal hier gefunden werden. Frau von Jordis und Henriette Mendelssohn sandten mir Erquickungen. Der wackre Arzt ließ es seinerseits an keiner Aufmerksamkeit fehlen; und so war ich binnen kurzem so weit, an die Abreise denken zu dürfen, die ich als die zuverlässiige Ergänzung meiner Genesung ansah.

Der Abschied von Paris war mir leicht, der von den lieben Freunden schwer. Schlabrendorf gestand mir, er selber denke jetzt zum erstenmal ernstlich an die Rückkehr nach Deutschland; Paris, das er unter den schwersten Umständen ertragen, das er in den schlimmsten Zeiten noch stets geliebt, werde ihm jetzt zuwider, und hauptsächlich aus einem Grunde, der geringfügig erscheine im Vergleich mit andern Dingen, aber für ihn entscheidend werde; die neue Regierung hatte nämlich eine strenge

Verordnung wegen der Sonntagsfeier erlassen, und er sah darin den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreißenden, von oben begünstigten und gebotenen Gleißnerei und Scheinheiligkeit, das Schrecklichste, was seiner Meinung nach einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staat und alles Glück der Familien gehe dabei zu Grunde. Die Leute, die für ihre Andacht so tiefe Stille und so große Anstalten nöthig hätten, dünkten ihm in der Frömmigkeit noch so zurück zu sein, wie jener Klempnermeister es im Schreiben war, der seinen Lehrburschen in die Werkstatt abschickte mit der Weisung, die Gesellen möchten doch eine Weile still sein, er habe eine Quittung auszufertigen! Dies mit anzusehn, meinte Schlabrendorf, diese kirchliche Aeußerlichkeit als Frömmigkeit hinzunehmen, sei ihm unmöglich, und grade weil die Sache ganz äußerlich hervortrete und täglich den Sinnen sich aufdringe, werde sie ihm zu täglich wiederholter Beleidigung. Als ich später in Berlin diese von Schlabrendorf angeführte Beweggründe zum Weggehen von Paris dem General von Krusemarck wiedererzählte, tadelte dieser sie heftig, und meinte, was das den Alten denn anginge, dergleichen könne ihm ganz einerlei sein, sobald man ihn nicht persönlich zu etwas zwingen wolle. Allein Schlabrendorf nahm die Sache höchst ernst und wichtig, als eine persönliche und allgemeine. Genug er war entschlossen, Frankreich zu verlassen, und wollte zuerst auf seinen Gütern in Schlesien nachsehen, was er dort etwa Nützliches unternehmen könnte. Es war ihm Ernst genug, aber die Ausführung, gleich der so manches andern Vorsatzes, verlor sich in der grübelnden Ueberlegung, in

welcher Weise die Sache am zweckmäßigsten zu thun sei. Ich fand ihn das nächste Jahr noch stets im Hotel des Deux-Siciles.

Am 16. Juni reiste ich nach Straßburg ab, und von hier ohne Aufschub jenseits des Rheins nach Baden-Baden, wo ich Tettenborn finden sollte.

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich sogleich wieder in den Reisewagen steigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußischen Staatskanzler beschieden war. Ich mußte um so mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der sich anschloß, reiste ich ungesäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Absicht kann hier nicht sein, eine Geschichte der Verhandlungen des Wiener Kongresses zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieser Art mußte wegen der in unsern deutschen Verhältnissen unübersteiglichen Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollständigen Schilderung der Zustände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Personen würden mir zu viele Farben und Striche versagt sein, die Unzulänglichkeit der eignen Anschauung und Hand noch gar

nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe persönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und Antheil sich sehr verschieden darbieten und beschränken, kann ich nur diejenigen hier zusammenreihen, an denen das ehemals Heißverfängliche heute schon etwas abgekühlt ist, also nur Bruchstücke von Bruchstücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinsteht, ob und wie es geschrieben, oder das schon Geschriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, aus allen Gegenden hieher zusammengeströmt, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militairischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht

ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise, mit sanfter Gewalt, unwiderstehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannigfachen kaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirthung darbot; diese durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondre Festlichkeiten unterbrochene Anordnung setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erstauuen; doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, weun man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigenthümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses

nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe persönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und Antheil sich sehr verschieden darbieten und beschränken, kann ich nur diejenigen hier zusammenreihen, an denen das ehemals Heißverfängliche heute schon etwas abgekühlt ist, also nur Bruchstücke von Bruchstücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinsteht, ob und wie es geschrieben, oder das schon Geschriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng! der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, aus allen Gegenden hieher zusammengeströmt, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militairischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht

ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise, mit sanfter Gewalt, unwiderstehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannigfachen kaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirthung darbot; diese durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondre Festlichkeiten unterbrochene Anordnung setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erstauuen; doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, weun man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigenthümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses

Element bis in die politischen Verhandlungen und Beschlüsse unmittelbar eingedrungen, und auch dort seine Spur nachzuweisen sei, möchte sich schwerlich behaupten lassen, da vor der diplomatischen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe so leicht unzersetzt besteht; aber mächtig gewirkt hat dieses Element sicher auf alle Personen, die darin geathmet, und also gewiß auch mittelbar auf die Geschäfte, welche von diesen Personen geführt worden, und vielleicht in dieser Hinsicht am bedeutendsten ist der Wiener Kongreß eben der Wiener! —

In diesem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweise gesorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der besten Gasthöfe lange vorher bestellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünschten Zusammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien schon gewissermaßen heimisch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntschaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf solche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die sich nur zu reichlich darboten. Alles schwamm in Glanz und Festlichkeit, die der Geselligkeit eröffneten Häuser wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abstufungen, es gab Kreise, wo nur die höchsten Personen untereinander verkehrten, andere, die mit der vornehmsten und reichsten Aristokratie streng abschlossen, dann wieder solche, wo diese sich mit der größern Gesellschaftswelt mischte, welche hinwieder auch, bei manchen Festlichkeiten allgemein, oder bei besondern Anlässen einzeln begünstigt, in jene höchsten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürsten von Ligne war großer Zudrang, den die engen Räume kaum fassen konnten. Der liebenswürdige Wirth war für seine Gäste wie immer an Geist ein Verschwender, und Scherz und Laune unterhielten ein beständiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der altfranzösische Witz auch die Gegenstände des Tages hin und her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die neueste Zeit eine ganz andere sei als jene alte, und auf vielen Punkten schon unergreifbar weit von ihr sich geschieden habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu sehr, wie der Sinn und Anspruch der Jugend ohne ihre Kräfte eitel sei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krieges, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter und Günstling Katharinens der Großen, wie schien er berufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiser Alexander, in gleicher Weise mit den Huldigungen der feinsten Schmeichelei, der angenehmsten Unterhaltung zu umgeben, und im Schimmer dieser Sonne selber in neuem Lichte zu strahlen! Eine gewisse Anziehung schien in der That vorhanden, allein die Helden so verschiedener Zeitalter konnten sich leichter wechselseitig anerkennen als vereinigen, und der treffliche Fürst von Ligne, der sich wie in Munterkeit so auch in Aufmerksamkeit und Dienst unermüdet erweisen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen Welt Schritt zu halten. Von den höchsten Personen mehr vernachlässigt, als seine Jugenderinnerungen ihn erwarten ließen, erhielt er wenigstens daheim seiner scherzenden Laune die gewohnte Uebermacht, spottete allerliebst, und schickte die glücklichsten Witzworte aus, welche der großen Welt zur Erinnerung dienten, daß sein Geist annoch da sei. Man sah über diese Opposition hinweg,

und seine Zimmer wurden nicht leer; ich sah Menschen des verschiedensten Schlages dort, die wohl öfters verwundert sein konnten, sich zusammen zu sehen. Indeß ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Besuchen diesen französischen Kreis vernachlässigen, wo meine eigentliche Weide doch nicht sein konnte.

Entsprechender meinem Sinn und Verhältniß war das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin, deren ich schon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die fast im Ernste den scherzhaften Namen „Königin" führte, wie denn dergleichen Koterienamen stärkere Lebenskraft in Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrschte durch den Zauber ihres Wesens ein weites Reich von Unterthanen, die mit seltner Treue an ihr hingen, und in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienst und Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnungen der Wiener vornehmen Welt fanden sich hier in traulicher Weise zusammen, in doch großer Mischung, wodurch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prinz Philipp von Hessen-Homburg, Gentz, die Fürsten Esterhazy und Liechtenstein, die Grafen Neipperg und Wallmoden, dazu die kurländischen Prinzessinnen, mögen beispielsweise genannt sein. Auch hier aber veränderte die Kongreßzeit manches, und der freundliche deutsche Ton ging in einen spitzern französischen über, schon dadurch, daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stiefsohn und gewesener Vicekönig von Italien, sich beinahe täglich einfand und manchen Anhang mit sich zog. Diese Beimischung, wie artig und merkwürdig in manchem Betracht, verwandelte den ursprünglichen Stoff nicht günstig, und das frühere Behagen war allerdings vermindert.

Ueberhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Gesellschaft mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer sehnte sich nach der Zeit, wo dieser erhöhte Glanz wieder erloschen sein würde. In diesem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo sie am wenigsten schien stattfinden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Festetics, als Frau und Wirthin vorstand, und wo die höchsten Monarchen gern in engerem Kreise zum Besuch erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung sich nicht entziehen, und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre später, noch in voller Jugendblüthe, dieses Leben gebrochen wurde, schien der Bildner, der die Scheidende in der Gestalt eines der Erde entschwebenden Engels darstellte, auch hierin nur eine schlichte Wahrheit auszudrücken. Ueber dieses kurze, aber schöne und reiche Leben ist ein brieflicher Aufsatz Friedrichs von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegender Macht, und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen

Einfluß zu gewinnen. Daß sie dergleichen Ehrgeiz, bei solcher Befähigung dazu, nicht hegte, sondern gern und leicht auf das den Frauen eigenste Gebiet sich beschränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angesehene, schöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäste noch zu nennen, könnte hier die Absicht sein, alle gesellschaftlichen Zierden dieser großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutendheiten glänzte die Fürstin von Thurn und Taxis, geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Gesichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schwester, die herrliche, leider vor dem siegreichen Umschwunge der Dinge noch inmitten der Trübsal dahingeschiedene Königin Luise von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete sich die Fürstin von Fürstenberg aus, um welche sich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürstlichen und gräflichen Standesgenossen zu Rath und That versammelten; ferner die Fürstin Esterhazy, geborene Prinzessin von Taxis, die Fürstin von Solms-Lich nebst ihren Schwestern, die dänische Gesandtin Gräfin von Bernstorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch schon anderwärts genannt und gepriesen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongresse in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünschte, so heitere als geistvolle Geselligkeit gebildet hatte. Die russische Fürstin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältnisse in Wien halb einheimisch, durch Schönheit und Aufwand einst in erster

Reihe vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem Wetteifer nicht entsagen.

Als eine Schönheit ersten Ranges mußte man die Frau von Geymüller anerkennen. Sie war die angebetete Gattin eines der reichsten Bankiers, und hatte das ihrer begünstigten Lage, zu der sie doch nicht erzogen war, entsprechendste Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen frei und großartig zu schalten, sich selbst aber nicht davon bedingen zu lassen. Wie Calderon in der Tochter der Luft die Semiramis darstellt, war damals, weil die Uebersetzung von Gries noch fehlte, in Deutschland kaum bekannt; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters mit diesem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten ihres Wesens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr Bewunderung als Neigung zu erwecken schien.

Das durch allseitige Gastfreiheit ausgezeichnetste und für Fremde wie Einheimische bequemste Haus war ohne Frage das Arnstein'sche, wo die Baronin Fanny von Arnstein die unermüdete, lebensprühende, alle Verhältnisse umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirthin machte. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was schon an anderm Orte über diese unvergleichliche Frau gesagt worden, nichts hinzuzusetzen; besondere Einzelheiten anzumerken, wird in der Folge noch öfters Anlaß sein, da ein nicht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der Kongreßwelt hier sein Bette fand oder grub, und die höchsten Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi, Fürst von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez Marialva u. s. w., hier mit andern Elementen der Gesellschaft in eine Art von Gleichheit zusammenflossen.

Der Frau von Arnstein stand ihre Schwester, Baronin

von Eskeles, in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch sehr nahe, nur war der Zuschnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, sondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelssachen mit schärfster Einsicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodistrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredtsamkeit gesehen.

Der Gesellschaftssäle waren unendlich viele eröffnet, sie alle zu besuchen, hätte auch der ausgemachteste und müßigste Visitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte sich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in seiner Art Gute oder auch nur das Gute ist. Kreise zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der ersten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigstens eigneten Geist, Geschmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner bestimmten Klasse. Einen etwas litterarischen Anstrich bei der als Schriftstellerin geschätzten Frau von Pichler, musikalisches und überhaupt künstlerisches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen sich zur Abwechselung auch solche Personen gefallen, deren Ansprüche sonst hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zustand, wo alles so sehr emporgeschraubt war, auch wieder zur Herabstimmung.

Dem Fürsten von Metternich in dieser Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war schon Gunst genug, und ich bewunderte nur stets, wie auch solche Augenblicke immer seine ungemeine Freundlichkeit und

seinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatssorgen in der Welt. Auch der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutschen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den obersten Kreisen abgeschlossen. Gleiches galt, in mancherlei Abstufung, von den Fürsten Moritz und Alois von Liechtenstein, dem Grafen von Neipperg und vielen Andern dieses Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältnissen mehr oder minder nah zusammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen österreichischen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einstigen Stubengenossen in Prag, gewährte mir einen steten und sichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältnisse ununterbrochen fort.

Inzwischen hatte ich auch nicht gesäumt, mich bei den preußischen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beste der vaterländischen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in späte Tage glücklich verblieben ist. Der Verein so entgegenstehender Eigenschaften, wie dichterischer Schwung und strenge Geschäftswaltung sind, führt in Preußen auf das Beispiel Friedrichs des Großen hinauf, und kann hier in der That

schon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poesie Stägemann's aber quoll stärker und frischer, als die des Königs in seiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte besonders die preußischen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichterisch begleitet worden. Daß aus aller Last der Geschäfte bei ihm die Muse sich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit sein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poesie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte schwer zu wählen und die rechte erst nach der, welche der Gegenstand selbst annehmen werde, zu finden sein. — Bei dem Staatsrath Jordan erhielt ich über meine persönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte den besten Muth, zu sehen, wie leicht und scharf auch hier alles Geschäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußischen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntschaft nicht erst anzusprechen; doch wußte ich schon, daß er über meine Verbindung mit Rahel sich gewundert, und gezweifelt habe, ob mir eine solche Gefährtin auch zu gönnen sei. — Sehr wohlmeinend und dienstfreundlich erwies sich Bartholdy, der als Hofrath in der preußischen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnstein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geist und Welt aber auch den allgemeinen Boden sehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächst aber wegen Rahel's zu

erwartender Ankunft für schickliche Wohnung sorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterstedt, mir aus vielfachen Beziehungen schon lange dem Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußische Verhältnisse heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und scharfsinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachse, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit seinen großen Talenten sich allzu früh in beschränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude sah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlassen, dann in Italien gelebt hatte, und schon seit einiger Zeit sich in Wien aufhielt, wo er, seinen großen ärtzlichen und geselligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die sich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich schloß er sich den preußischen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und sie hatten auch ihrerseits Freude an dem geistreichen Arzt, der in den Kreisen, wo sie eintraten, schon des größten Ansehns genoß.

Auch den Freiherren vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieser ihn nach seinem Dienstverhältnisse fragte, schroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem“, hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht nur preußisch sein, sondern auch wieder in den Staatsdienst treten wolle. Im Besitz des höchstens Ansehns und Vertrauens bei dem Kaiser Alexander, durch seine Schicksale, Wirksamkeit und Gesinnung überall eine Art Macht, hielt er sich doch

zumeist an den Fürsten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, sofern sie Preußen und Deutschland betrafen, völlig einverstanden schien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erst in späterer Zeit eingetreten sein, wenn sie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Wesen hatte schon manchem hohen Staatsmanne verwunderlich mitgespielt, keinem jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgesandten, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur, an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Person war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelassen zu werden, als dieser allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig ansprach, gestört und erzürnt, sprang Stein auf, ergriff den Gast, ohne zu fragen, wer er sei, an beiden Schultern, ließ ihn durch kräftigen Ruck vollkommen Kehrt machen, und schob ihn zur noch offnen Thüre hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und schmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte sich über seine unbedachte Raschheit, die ihm leid genug sein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Andrer, die in solchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Vernehmen mit ihm erhielt sich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutsche Sache mehr geschrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündisches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf mir über die Lage der Dinge schrieb, und heftig begehrte er, derselbe solle Paris verlassen, und Präsident einer deutschen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit setzte er mich eines Tages, als ich angefangen

hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Betreibung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines benachbarten Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und bedachte den Gegenstand ernstlich; da traten einige österreichische Herren und ein russischer General zum Besuch ein, und von jenem Gegenstande durfte auf keine Weise mehr die Rede sein, er aber verlangte ungestüm, daß ich fortfahren sollte, und soviel er schon wußte, verrieth er ohne weiteres, so daß ich froh sein mußte, nicht schon alles gesagt zu haben, und alle ersinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu sein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchst vorsichtigem Vernehmen stand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Ansprüche der reichsgräflichen Mediatisirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil seiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußischen Verhältnisse gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Gespräche, die wir vor drei Jahren zusammen in Laubach geführt; an manches damals Gesagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigsten in Gegenwart Stein's erinnert sein, z. B. daß er in Napoleon die Erfordernisse, welche die goldne Bulle für einen deutschen Kaiser aufstellt, nicht so ganz vermißt habe. Ein solcher Einfall war dem gelehrten, geistesregen und immer dem Vaterlande treugesinnten Manne schon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongresse sei allzu wenig Kenntniß des deutschen Staatsrechts gewesen, so thut er nicht nur solchen Männern, die, wie Humboldt, Wessen-

berg, Graf von Münster, an der Spitze der Geschäfte standen, sondern auch dem Grafen von Solms-Laubach entschieden Unrecht, indem dieser als ehemaliger Reichshofrath und als gelehrter Forscher in den deutschen Sachen völlig zu Hause war.

Nachdem ich den Fürsten von Hardenberg bald nach meiner Ankunft umständlich gesprochen, war mein preußisches Dienstverhältniß gleich entschieden; ich sollte meine diplomatische Laufbahn bei der Gesandtschaft in Wien beginnen, vorerst aber in den Geschäften arbeiten, die mir der Fürst persönlich auftragen würde. In der That sandte er mir alsbald einen mächtigen Stoß von Eingaben und Verhandlungen aus dem Kreise der deutschen Angelegenheiten; ich sollte diese Sachen übersichtlich zusammenstellen, ihm Vortrag darüber halten, und nach Maßgabe der möglichen Entscheidung sie erledigen. Indeß konnte ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der preußische Gesandte von Stuttgart, Geheime Staatsrath Küster, angelangt war, wurde ihm dieser ganze Schwall zugewiesen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf die der Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Sache betraf die preußische Erwerbung von Sachsen, welche zwar früher festgestellt worden war, jetzt aber von mehreren Seiten hart angefochten wurde, und immer schwerer und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinung vermittelst der Presse zu wirken, schien von äußerster Wichtigkeit, zumal die Gegner dieses Mittel mit großen Erfolg anwandten; freilich hatte schon auch auf preußischer

Seite in jener Sache der Rheinische Merkur gute Dienste gethan, auch hatte der Fürst bereits durch den Staatsrath Hoffmann eine Schrift ausarbeiten lassen, die unter dem Titel „Preußen und Sachsen" eben im Druck fertig wurde, und eine andere sollte von dem Geheimen Staatsrath Niebuhr in Berlin herausgegeben werden; allein dies alles genügte nicht, die Hoffmann'sche Staatschrift war allzu statistisch, trocken und ohne alle überredende Kraft; von der Niebuhr'schen erwartete der Fürst ohnehin manches Schiefe und zu Scharfe, und so wünschte er, neben diesen Versuchen noch einen dritten, seinen eigensten Sinn in gemäßigter und frischer Sprache vorgetragen zu sehen. Sehr schmeichelhaft eröffnete er mir, daß, wenn er mich zu dieser Arbeit berufe, es hauptsächlich auf Mahnung des Ministers vom Stein geschehe, der darauf dringe, daß keine andere als meine Feder hier angewandt werde. Der Gegenstand erforderte eine völlige Einweihung in den Stand der politischen Angelegenheiten, und diese wurde mir nicht nur von Seiten Hardenberg's ohne Rückhalt, sondern auch von Seiten Stein's vollständig ertheilt, von letzterm freilich ganz in seiner Weise, unter Ausdrücken, die kein Andrer sich erlauben durfte, mit heftigen Ausschüttungen, die für die Sache nichts nutzen konnten, im Gegentheil kamen für diese oft nur die schwächsten Hülfsmittel vor, wie er denn z. B. der Hinweisung auf Grotius und Pufendorf, und deren Behauptung eines Rechts der Eroberung, die unwiderstehlichste Beweiskraft beilegen wollte, da hier doch zumeist ganz andere Gründe und Bedingungen gelten mußten. In völlig entgegengesetzter Weise beschied mich Hardenberg; nach zweistündigem Gespräch war mir der Gegenstand

zur klarsten Deutlichkeit aufgehellt, der Kern der Sache mit allen Umhüllungen und Beziehungen vollkommen eingesehen, und ich brauchte die sofort begonnene Ausarbeitung durch keine weitere Anfrage, durch keine Bitte um bestimmtere Anleitung zu unterbrechen.

Inzwischen war auch Rahel, meinem dringenden Wunsch und wiederholten Begehren nach, endlich von Berlin aufgebrochen und gegen Ende des Oktobers glücklich in Wien angelangt. Sie hatte mit Recht die Schwierigkeit des Unterkommens und den allgemeinen Zudrang gefürchtet, denn eine schon gemiethete übertheure Wohnung wurde uns widerrechtlich vorenthalten, und während ich noch im Gasthofe blieb, wo keine Zimmer mehr zu haben waren, fand sich für Rahel nur eine Zuflucht im Savoyischen Damenstift, durch die Güte der Vorsteherin, Gräfin von Dietrichstein. Schnell aber war auch dieser beschränkte Raum behaglich eingerichtet, und die lebendige Seelen- und Geistesfrische ließ die Mängel der Umgebung kaum bemerken. Ich wenigstens vermißte nichts, und als wir nach einiger Zeit in leibliche gemeinsame Wohnung zogen und nun wirklich beisammen wohnten, hätte ich gern eingewilligt, für immer so zu bleiben; die alte Versicherung von der Hütte, welche sich dem befriedigten Herzen zum Palast verwandle, hatte sich mir überreich verwirklicht! Nun fühlt' ich ein heimisches Glück, und die fremde große Welt wurde mir täglich fremder, wie ich denn auch anfing, sie mehr und mehr zu vernachlässigen. Durch ernste Arbeit beschäftigt, durch die erwünschte Nähe beglückt, empfand ich kein Bedürf-

niß der Zerstreuung, und Neugier und Ehrgeiz lockten mich immer seltner, dem glänzenden Scheine nachzugehen, der ohnehin meist nur täuschte.

Da jedoch ausgesprochen war, daß ich nach dem Kongresse in Wien bei der Gesandschaft bleiben sollte, so wollte ich auf diese wie es schien nicht ferne Zeit früh Bedacht nehmen. Mein Reisegefährte, der Freiherr von Ompteda, hatte beim plötzlichen Weggehen von Wien im vorigen Jahre seine vollständige Einrichtung, die er als westphälischer Gesandter eben erst angeschafft, in guter Verwahrung zurückgelassen, und wünschte sich derselben nunmehr, wenn auch mit bedeutendem Verluste, zu entledigen. Ich war mit ihm schon so gut wie Handels einig, und alles zum Abschlusse vorbereitet, als ich eines Morgens erfuhr, er sei plötzlich nach Italien abgereist und habe seine Sachen, ich weiß nicht wem, zur freien Benutzung überlassen. Ich würde den Besitz all dieser Sachen, da mir jene Bestimmung nicht blieb, bald selber nur wieder als eine Last empfunden haben; damals jedoch sah ich mit Verdruß ihn mir entgehen. Die plötzliche Abreise nach Italien aber war die Folge verwickelter Verhältnisse, in welche ich damals eingeweiht wurde. Der hannöversche Edelmann konnte den Gesandten des Königs Hieronymus nicht vergessen machen, überall, wo er sich zeigte, wurde er mit Kälte, ja mit Schnödigkeit aufgenommen, und ich selbst hatte die in diesem Punkt unerbittliche Frau von Arnstein ihm eines Abends öffentlich grausam mitspielen sehn; seine Fassung war dreist und geschickt genug, aber er fühlte wohl, daß dieser Boden auf die Länge nicht zu behaupten sei. Er brachte gelegenen Orts das Begehren an, man solle ihm

Ignaz Freiherr von Wessenberg, thätig. Der milde und erleuchtete Geist dieses edlen Deutschen schien aber nicht römisch genug, und andre Bevollmächtigte, welche sich strenger an den Papst hielten, fanden für den Augenblick mehr Eingang. Diese waren der Domdechant von Wambold und der Kanonikus Helfferich, jener von Worms, dieser von Speier. Der letztere, ein kleiner, gedrungener, scharf und lebhaft redender Mann, erinnerte an Fichte, dem er auch darin ähnlich war, daß er im ganzen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß erlangt hätte. Aber demselben Gegenstande war noch andre brünstige Sorgfalt gewidmet, und diese besonders dem Rath Schlosser angelegen, der von Frankfurt am Main mit seiner Gattin, gleich ihm und seinem Bruder neubekehrt, hauptsächlich in diesen Interessen sich nach Wien begeben hatte. Für den Neffen Goethe's weckte schon diese Verwandtschaft vielfache Gunst, noch mehr aber die ausgezeichnete Bildung und wackre Gesinnung, mit welcher das neuergriffene Element hier zu seinem augenscheinlichen Vortheil zusammenkam. Auch um diese Mitte bewegte sich ein Kreis, der auf andere weithin wirkte.

Einsamer, doch durch lichte Gedanken und treffende Worte nah und fern eingreifend, lebte Doktor Troxler aus Luzern hier am Kongreßort in stiller Familienruhe, für die Angelegenheiten der Schweiz thätig bemüht, und keine Arbeit scheuend, über diese verworrenen Verhältnisse die Diplomaten aufzuklären, in deren Händen die Entscheidung dieser Sachen lag. Den tiefsinnigen Naturphilosophen und gründlichen Arzt hatte ich schon früher in Wien gekannt, nun lernt' ich auch den tapfern, alles Eigne dem Gemeinwesen opfernden Vaterlandsfreund

kennen. Ein durchaus edler Geist, wirkte er auch unmittelbar als solcher auf jeden ähnlichen ein. Lange hatte er für seine Beschwerden und Vorschläge gar kein Gehör zu finden gewußt; ich eröffnete ihm den Zutritt bei Humboldt, und sowohl dieser, als der Graf Kapodistrias, jener Preußens und dieser Rußlands Stimme in dem für die Schweizersachen niedergesetzten Ausschuß führend, haben mir eingestanden, jene Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Angaben Troxler's früher bekannt gewesen wären. Indessen suchte dieser zu retten, was noch möglich war, und erlangte wenigstens soviel, daß die ganz entgegengesetzten Bestrebungen, in welchen andere Schweizer bemüht waren, noch mehr als schon geschehen des Veralteten wiederherzustellen, ohne weiteres abgewiesen wurden. Seltsam genug wollten anfangs auch diese Gegner Troxler's ihre Schriften mir zur Bearbeitung und Anbringung übergeben, da sie denn erfahren mußten, daß ganz andere Vorliebe hier schon Besitz genommen. Ich gab zuletzt noch eine kleine Schrift von Troxler über die Schweiz heraus und vertheilte sie rechts und links, was damals keinen Tadel fand.

Unter solchen stillern, aber wirksamen Kreisen, deren Einfluß, wenn auch im Einzelnen nicht sehr bemerkbar, doch im Ganzen bedeutend war, läßt sich noch die Häuslichkeit des bremischen Gesandten mitrechnen, des Senators Smidt, der außer seiner amtlichen Thätigkeit eine ungleich größere gesellschaftliche ausübte, durch scharfsinnig ausgedachte Verknüpfungen, zeitgemäße Einfälle und nachdrückliche Anregungen. Ich habe seiner schon früher

gedacht, und werde noch mehrmals von ihm zu sprechen haben.

Bei dem allgemeinen Drängen und Suchen der Menschen nach Zufluchtsorten, wo häuslicher Herd und Tisch zum Ausruhen von den Staatssachen und zugleich zum freieren Besprechen derselben einlud, konnte es nicht fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich die Mitte einer lebhaften Geselligkeit geworden war. Diese war jedoch mit keiner andern zu vergleichen, und sowohl in ihrer Richtung als in ihrer Zusammensetzung von eigenster Art. Hier wurde nichts vertreten und bezweckt, als das allgemeine Menschliche, und die freieste Betrachtung desselben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ansehen der Person nur das Maß des Willens und der Fähigkeit, sich in jenem Elemente zu bewegen, den Antheil an demselben entschied. Stand und Namen und selbst Volksangehörigkeit durften wenig in Betracht kommen. Personen des höchsten und gar keines Ranges standen hier auf gleichem Boden. Waren die preußischen Freunde dennoch am zahlreichsten und vertrautesten, so fand dies gewiß weniger Statt, weil sie die Landsleute, als weil sie die preußischen, und somit ohne Frage die in freier Geistesbahn am meisten vorgeschrittenen waren. Außer diesen und allen andern Arten von Deutschen waren insbesondere Oesterreicher, sodann Franzosen und Italiäner, Russen, und auch wohl ein paar Engländer, in verschiedener Abstufung und Dauer hier bald einheimisch. Die Gespräche wurden oft, und dann gegen den Willen der Wirthin, zu strengen Verhandlungen, und glückliche Ausdrücke, wohlgesetzte Gründe, überraschende Wendungen von daher klangen dann an solchen Orten wieder, wo sie

Gewicht erhalten konnten, oder tauchten unerwartet aus Tagesblättern hervor.

Von bedeutenden Menschen, die mit größtem Vertrauen sich an Rahel schlossen, hätte ich zunächst Bollmann zu nennen; doch das besondre Denkmal, das ich ihm schon gewidmet, überhebt mich weiterer Angaben über diesen ausgezeichneten Mann, dessen Erscheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterarischen Forscher und Beobachter zur Liebe muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris frisch aus England kam und aus alter Gewohnheit neben den Erfindungen und Leistungen der Gewerbe auch die schöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erste war, der von Lord Byron und Walter Scott sprach, ihre Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen in Deutschland auch hin und wieder jemand gewußt haben, der großen Welt waren sie noch unbekannt, und blieben es ihr auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte. Bollmann war mir durch Schlabrendorf zugewiesen, der in den neueröffneten Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Zeit thätig eingreifen zu wollen schien.

Ein anderer guter Mann, den Schlabrendorf an mich empfohlen hatte, war Doktor Keidel, bis dahin diplomatischer Agent des Freistaats Danzig in Paris, und jetzt seiner Meinung nach verpflichtet, den eroberten, aufgelösten und zu keiner Herstellung bestimmten Staat auch in Wien zu vertreten. Die Wiener Zeitung führte ihn ohne weiteres als Kongreßbevollmächtigten auf, wogegen aber Preußen sogleich einredete. Doktor Keidel wurde

bedeutet, daß seine amtliche Eigenschaft längst erloschen sei, und daß er sich fortan ruhig zu verhalten habe. Dies that er, und ihm ließ sein persönliches Loos wenig zu wünschen, denn seine wirklich bis dahin für Danzig höchst ersprießlichen Dienste wurden durch Aussetzung eines ansehnlichen Jahrgeldes belohnt, das er in Wien verzehren durfte, und in dessen Genuß ich ihn zwanzig Jahre später noch als wohlbehaglichen Greis wiedergesehen. Wichtig war der Mann in Wien nur durch die mannigfachen und seltsamen Ränke, die man mit ihm von verschiedenen Seiten anzuspinnen suchte, wegen Danzig, wegen Polen, und die er uns offenherzig mittheilte, wobei mancher Faden aus der höhern Politik zu erfassen war, und Gesinnungen und Absichten bloß gab, die sich gar wohl versteckt glaubten.

Ich erwähne nur der Personen, zu denen ich einige nähere Beziehung gehabt; der Unzahl von Ansuchern und Bittstellern, vornehmen und geringen, Abgeordneten und Beauftragten, geheimen oder öffentlichen, Beobachtern, Spähern, Machern aller Art hier zu gedenken, wäre über mein Vermögen wie gegen meinen Zweck. In der ersten Klasse befanden sich die höchsten fürstlichen Häuser, die sämmtlichen Mediatisirten, die Frankfurter Judenschaft; auf der zweiten Stufe war ebenfalls ein Gemisch der Vornehmsten und Geringsten, hochfahrender Glücksritter, betriebsamer Gelehrten, aushelfender Finanzleute, bis zum gemeinen Börsenwucherer hinab. Die Macht des Hauses Rothschild war erst im Entstehen, sonst würde sie viele Thätigkeiten und Interessen, die jetzt in vielen Händen zerstreut lagen,

ernstlich zusammengefaßt haben; doch that ihre Unterstützung dem Anspruch der Frankfurter Juden auf das dortige, so wie der Juden überhaupt auf das allgemeine deutsche Bürgerrecht, schon guten Vorschub; jener Sache widmete insbesondere Jakob Baruch, ein wackerer und feiner Mann, der Vater des nachher so berühmten Börne, seinen klugen Eifer, und die Angelegenheit der Juden in Lübeck war dem Doktor Buchholz übertragen. Dieser Gegenstand wollte von mehreren Seiten auch auf mich stark eindringen, berührte mich aber geschäftlich nur im Vorübergehen.

Nicht loskommen kann ich von dieser Aufzählung, — denn auch das bloße Ablehnen wird eine, — ohne vorher noch einige Gestalten einzuführen, die mir sonst immerfort, wie unbefriedigte Schatten, den Weg vertreten. Der Frankfurter Rechtsgelehrte, Doktor Jassoy, ist die eine; groß und stark, behaglich und heiter, in Leben und Geschäften grundgescheidt. Er hatte vielfache Zwecke und Aufträge, unter andern auch die Besorgung wichtiger Angelegenheiten des Hauses Metternich. An zweiter Stelle ist Wiesel zu nennen, der ohne Wahl und Absicht mehr hieher verschlagen war, als daß er gerade den Kongreß gesucht hätte; ein schon anderweitig mitgetheiltes Bild darf mir einen neuen Abriß ersparen; dasselbe gilt von der dritten Gestalt, dem russischen Obersten Karl von Nostitz, gewesenen Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Diese drei, ungleich in fast allem Betracht, hatten in Bezug auf den Kongreß die merkwürdigste Gemeinschaft. Ihr unbestreitbarstes Eigenthum war der scharfe Weltverstand, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbst-

täuschung, die Lust und Entschlossenheit, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In diesen Dreien hatte sich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, sie folgten allen Erscheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerstörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher das nachherige Buch Jassoy's „Welt und Zeit" einen schwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine schriftliche Ueberlieferung giebt. Sie waren das Aristophanische Salz des Kongresses, die Mephistophelische Lauge, die, indem sie das Scheinsame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen versucht. Der Umgang mit solchen Geistern, vor deren Prüfung so wenig in der Welt bestehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede sein, da alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus solchen Gedanken heraus gerade diesen Geistern nur dumm und lächerlich gewesen wäre. Sie würden auch schon diese Zusammenstellung nicht dulden wollen, und jeder für sich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältnisse, und selbst ihre Meinungen und Neigungen, in der That sehr verschieden waren, ja das Gemeinsame in ihnen, das Verneinende, mußte sie eben dadurch wieder auseinanderhalten, wie es auch die Umstände thaten, indem nur Wiesel den Kongreß in Wien überdauerte, die andern beiden schon im Anfang und in der Mitte desselben abreisten. Dem Geiste nach gehörten sie aber zusammen und gaben zu dem Vielklang dieser Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende

Begleitung, die doch gewissermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Kongreß wirklich etwas würde zu fehlen scheinen, so wie meinen Blättern ohne diese Zeilen, in denen die Wellen solcher Vorstellung doch einigermaßen zu Ruhe kommen.

Von Jassoy muß ich noch den Ausgang seines Lebens erwähnen, welcher dem Anfang und der Mitte sehr ungleich war. Inmitten dieses scherzenden Uebermuthes und Hohnes hatte sich ein tragisches Geschick angesiedelt. Jassoy hatte das Glück, zwei Kinder zu besitzen, die er zärtlich liebte. Eine artige Tochter war nicht ohne poetischen Geist. Ein Sohn aber, als junger tüchtiger Arzt in Frankfurt rasch gedeihend, war des Vaters größter Stolz. Unglücklicherweise gefiel ihm die Sinnesart des Vaters nicht, und er hielt sich mehr zur Mutter. Bei seiner starken Praxis wollte er doch die Eltern jeden Tag sehen, und hatte, um dies zu sichern, seinen Mittagstisch bei ihnen. Daß er oft nachdenklich, ja sorgenvoll war, fiel nicht auf, da sein Beruf dies genugsam veranlassen konnte; nur wußte der Vater wohl, daß seine Aeußerungsweise den Sohn oft verletzte, was derselben, bei aller Liebe, doch keine Milderung bewirken konnte. Eines Tages war der Sohn weggegangen, und hatte die Mutter noch zuletzt mit dem Ausruf umarmt: „Mutter, alles was gut an mir ist, hab' ich doch von dir!" An demselben Tage, in einem Anfall von Lebensüberdruß, erschoß er sich. Jassoy war durch dieses Ereigniß wie vernichtet; er schloß sich in sein Zimmer ein, sah keinen Menschen, blieb fast ohne Nahrung und Schlaf, man hörte ihn Tag und Nacht beinah ohne Unterbrechung mit starkem Schritt auf und ab gehen.

Nach vier Tagen schloß er auf, wieder gefaßt, auch bald wieder scherzhaft und spöttisch, und es war alles wie vorher. Allein auch die Tochter sollte ihn auf ähnliche Art erschüttern. Sie hatte sich einem Manne, dem sie romantische Eigenschaften andichtete, heimlich verlobt, und erfuhr dann, daß der Vater nie die Verbindung zugeben würde; bald auch entdeckte sie selbst, daß sie sich in dem Manne geirrt hatte, und in dieser zwiefachen Bedrängniß nahm sie Gift, man fand sie Morgens in ihrem Bette todt. Nach einiger Zeit erfuhr Jassoy selber einen Anfall von Schlagfluß, der ihn völlig verwandelte. Die Spöttereien hörten auf, weiche, liebevolle Gefühle und milde Urtheile traten an die Stelle, Güte und Nachsicht beseelten ihn ganz. Die Bilder der Religion traten hervor, er sprach mit Erhebung von ihren Vorschriften, ihren Hoffnungen. Sein Geist schien erloschen, aber seine Seele glänzte im Lichte. Als er schwächer wurde, verlangte er immer Wasser, den Mund auszuspühlen, und seine Frau fragte ihn endlich, was er denn im Munde habe, daß er immer Wasser begehre? „Ich habe — antwortete er — einen Heiligen im Munde, dem muß ich die Füße waschen, denn er betet für mich, daß mir meine Sünden vergeben werden.“ Und ein andermal sagt er, Christus sei ihm erschienen, und habe ihm Trost und Hoffnung zugesprochen. So vegetirte er noch einige Zeit, und starb dann sanft. In seiner früheren Zeit hätte er dies alles für Faselei und Schwäche erklärt, und den bittersten Spott dawider ausgestoßen. Wir aber wollen darin eine höhere Mitgabe anerkennen, die er unter der derben, scharfen Hülle zart und unverletzt durch das frühere Leben getragen, und die, im Zu-

sammenbrechen des Irdischen, ihre tröstende Kraft entfaltete. Wie oft liegen die schönsten Keime so verschüttet und verwahrt! —

Es ist aber Zeit, von den mancherlei Nebengewässern sich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn wir bisher unsere Erzählung immer nur wie einleitend umhergeführt, und noch auf keine rechte Bahn gekommen sind, so geht es uns hierin nur wie dem Kongresse selber, der auch nicht so schnell in die Mitte der Sachen gelangen konnte, sondern sich in Vorworten mühsam heranarbeitete. Der Kongreß war im Pariser Frieden auf den 1. August festgesetzt, aber bald nachher, hauptsächlich aus Berücksichtigung englischer Verhältnisse, um zwei Monate hinausgeschoben worden, und sollte nun vom 1. October an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem Wesen und der Form nach fehlte hieran noch viel. Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zeitungen erschienen, wonach der Anfang der eigentlichen Verhandlungen auf den 1. November angesetzt wurde, bis wohin die schwebenden Fragen durch freie und vertrauliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht werden sollten. Am 1. November aber kam eine neue Erklärung, welche statt des Beginns der Verhandlungen wenigstens die Prüfung der Vollmachten als begonnen verkündigte. Während diejenigen, von welchen das Handeln ausgehen sollte, sich der Schwierigkeiten, denen sie begegneten, zu entledigen strebten, konnte die Stockung auch den Zuschauern schon nicht verhehlt werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache

begründet, nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Personen. Wenn man auf ältere Kongresse zurückblickt, auf die Hindernisse, welche durch bloße Förmlichkeiten verursacht wurden, und mit denen z. B. in Münster und Osnabrück, in Nymwegen, Utrecht u. s. w. unendliche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Kongreß sich bei dergleichen Nebendingen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit freisinniger Uebereinkunft theils rasch erledigt, theils vorläufig beseitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben. Nichts wäre kürzer gewesen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgesprochen und zum Gesetz erhoben hätten. Die Uebereinstimmung hätte nicht gefehlt, sie brauchte nicht erst gegründet, sondern nur gegen Andrang und Beimischung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften sich nicht befugt glauben, nachdem sie eben das Joch gebieterischer Gewaltherrschaft, das auf Europa gelastet, zerschlagen, diesem ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden dasselbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinsichtlich einer Menge von Fragen, von denen sie selbst nur mittelbar berührt wurden, nicht unbedingt schon entschieden haben; es galt hier die Ansprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemessene zu finden. Also Berathung überhaupt, Mitwirkung für die höher

Betheiligten, für die Untersten wenigstens Gehör, konnten nicht versagt werden. Hier aber für einen so noch nie dagewesenen Fall Form und Maß zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Lösung durch ein bloßes Gebot nicht möglich.

Als nächste diplomatische Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariser Friede, und die acht Mächte, welche diesen unterzeichnet hatten, oder ihm beigetreten waren, standen in erster Reihe. Aber durch Zutritt und Stimme konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Hof trat mit dem eigenthümlichen Gewicht seiner Macht, seiner Lage und Verhältnisse ein; dieser wesentliche Unterschied konnte durch Stimmenmehrheit so wenig als durch Selbstverläugnung aufgehoben werden, und es war undenkbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nur gerade so viel gelten sollte, als Schweden, oder daß Spanien, verheert und erschöpft, das siegskräftige England aufwöge. Dazu kam noch der Uebelstand, daß Staaten, welche an Umfang und Kraft, vielleicht auch sogar an Verdienst um die gemeinsame Sache, wenigstens gleichberechtigt schienen, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. So Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Pabst, für welche doch grade die Stimmung sehr günstig wirkte und vorzugsweise sorgte. Die deutschen Angelegenheiten, welche, noch ungeordnet, in jenem obersten Rathe nur durch Oesterreich und Preußen mitvertreten waren, sollten erst wieder zu einem Ganzen emporgebildet werden. Hier tummelten sich die streitendsten Ansprüche, die vielartigsten, verwickeltsten Forderungen. Um nur erst festen Boden zu gewinnen, bemächtigten sich die fünf Höfe von Wien,

Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der sich aber die mittlern Staaten und zuletzt auch die kleinsten nicht gutwillig ausgeschlossen sahen, und zu der die Mediatisirten und einstige Körperschaften sich eifrig andrängten.

Die höheren politischen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatischer Weise größtentheils durch Notenwechsel zwischen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenstände, welche mit jenen Lebensfragen nicht nothwendig zusammenhingen, und theils bestimmte Länder, theils einzelne Klassen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an besondere Ausschüsse von Bevollmächtigten, zumeist der großen Höfe gewiesen, wo die Geschäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutschen Gebiets- und Verfassungsfragen standen deren auch für andre Länder manche höchst wichtige zur Entscheidung, und neben den Ausschüssen hiefür waren noch andre für die Abschaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikanischen Seeräuber aufgestellt.

Kam auf solche Weise die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, so fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollständig gelungen wäre, und daß der eingeschlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politischen Fragen in Betreff des künftigen Besitzstandes der großen Mächte unter diesen abgemacht sein; diese Grundlage schien bereits fest gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden sich manche Stellen noch unsicher, andere wurden erst jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten

recht gut, was sie im Einzelnen wollten und im Ganzen wünschten, und die besondern Bestimmungen, die sie theils als Gesammtheit gegenüber von Frankreich sich ausbedungen, theils unter sich vorher schon getroffen hatten oder nachträglich festsetzten, ließen ihre Ansprüche und Erwartungen deutlich genug hervortreten. Thatsächliche Ueberlegenheit wird in der Welt unter allen Umständen anerkannt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und schon ihr Vortheil sogar, von der Macht, wie hier unläugbar der Fall, beachtet und mitvertreten sind, da findet sich eine in der Natur der Dinge begründete Unterordnung von selbst. Dies war auch das allgemeine Gefühl in Betreff des Kongresses, und den vier Hauptmächten, sofern sie einig waren, mochte niemand eine Art von Diktatur bestreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa und insbesondere für Deutschland vortheilhaft gewesen, wenn alle Entscheidungen lediglich in jener höheren Region, ohne die trübende Einmischung beschränkter, von unten emporsteigender Eifersuchten und kleinlicher Betriebsamkeiten, hätten gefaßt werden können, und der Widerspruch würde unerheblich geblieben und bald verstummt sein. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Innerhalb der Machtverbindung wurden Trennungslinien sichtbar, die sich durch hinzutretendes Einwirken leicht in Zwiespalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an solchem Einwirken, wodurch bald Macht gegen Macht stand, und anstatt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauisch berechnetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergebniß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüsse sind in solchem Betreff hauptsächlich hier anzuführen. Bei uns Deutschen hatten sich

in der öffentlichen Meinung die außerordentlichsten und theilweise seltsamsten Erwartungen mit dem verheißenen Kongresse verknüpft. Die Deutschen waren allerdings in einem besondern Zustande, wie keine der andern Nationen, mit denen sie verbündet den Sieg errungen hatten. Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Oesterreich, standen da in alter fester Gestalt, und brauchten die Früchte des Sieges nur an sich zu ziehen und in das Bestehende aufzunehmen. Polen und Italien, schon längst ohne Selbstständigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derselben bethört oder gereizt, folgten dem Loose der Eroberung, wobei sie nicht wesentlich zu verlieren schienen. Spanien, Portugal, Dänemark standen, wenn auch erschüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten sich eines gewonnenen neuen Bestandes, die Schweiz ihrer theilweisen Erneuung und allseitig ausgesprochenen Sicherheit. In Deutschland war alles zersetzt, das Aufgelöste zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil preisgegeben und verloren. Die Franzosenherrschaft hatte hier am stärksten und nachhaltigsten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, sondern nach den Zeiten und Gegenständen sehr verschieden; alle Wechselgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geschichtlich abgelagert, und nebeneinander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuständen, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältnisse zerstört, die neuen nicht abgeschlossen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienst, Vortheil und Verlust wunderlich gemischt waren. Die Zwischenzeit, während welcher das Fremde geherrscht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes

entstehen lassen, als daß man sie und ihre Gebilde gradezu für nicht gewesen erklären konnte, und wo dieser Versuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beschämung hervor. Das Alte ungetheilt herzustellen, war im Allgemeinen unmöglich, und daher im Einzelnen ebenfalls, sofern dieses der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein so großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiser und Reich nicht wieder auflebten, so konnten es auch die ehemaligen Reichsstände und Reichsverhältnisse nicht, weil jene höchsten Bedingungen eines solchen Daseins fehlten. Soviel des Neuen hatte man in die Verbündung, als der Sieg noch nicht entschieden war, aufgenommen, so wirksam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch selbst miterstarkt, daß hier sowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rücksichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherstellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte sich dem vorbereiteten politischen Entwickelungsgange dieses Gewicht deutscher Verhältnisse und Bedürfnisse drückend auf, und mischte sich von daher ein neues, in noch ungestalter Kraft unberechenbares, volkthümliches Element in die Verhandlungen, welche schon kein rein diplomatisches Geschäft mehr darstellten, sondern auch gleichsam staatsgerichtliche und fast parlamentarische Vorgänge in sich aufnehmen mußten, — so drang von anderer Seite ein politischer Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünstigtem Anwachsen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergestellten Frankreichs. Allerdings hätten

früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem besiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu versagen, welche gleichsam der letzte Abschluß derjenigen Ereignisse und Bestimmungen sein sollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieses selbst erst wieder in seiner jetzigen Gestalt erstanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich sogar, dieses noch gährende und in vieler Hinsicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinschaft der bevorstehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Versöhnung schien diesen Beweis des Vertrauens gewähren zu müssen, das wiedereingesetzte Bourbonische Herrscherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Gesinnungen allein, sondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulassung entscheiden müssen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Festsetzungen, welche die Grundlage des künftigen politischen Bestandes von Europa werden sollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu lassen, der seiner Lage und Beschaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieses Wechselfalles Schwierigkeiten, die sich nicht beseitigen ließen, so folgt daraus nicht, daß sie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorsicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette selbst wichtig waren, diesen wohl selten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang voraussetzen, zu welchem er sich in der That

bald erhob. Hierin wiederum war der Aufschub des Kongresses besonders verhängnißvoll. Die kurze Zwischenzeit, der Verlauf desselben Sommers, welcher die Heere der Verbündeten sich trennen und in die zum Theil weite Heimath zurückkehren sah, war vollkommen hinreichend, die lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern aufgereizten Franzosen als ein nach außen uuter der neuen Herrschaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege starkes Volk aufzustellen. Wäre der Kongreß, wie es anfangs bestimmt war, einige Monate früher begonnen und rasch zum Schlusse geführt worden, so würde Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben spielen können noch wollen, und seine Theilnahme mehr eine formale geblieben sein. War aber einmal Raum zur Vorbereitung und Entwickelung gegeben, so fiel aller Gewinn auf die Seite derjenigen Kräfte, die sich in Deutschland und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und Zwecke des Kongresses wachsend entgegenwälzten, während die zwischen den Mächten bestehenden Verabredungen in demselben Maße an Einigkeit und Festigkeit nur verlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig sein wollen, auch wegen dieses verhängnißvollen Aufschubes nur die Sache selbst und die Gesammtheit der Leitenden, nicht aber Einzelne beschuldigen, deren keiner diese Zögerungen in seiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu bezweifeln, deren Folgen so klar, als sie nachher zu übersehen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß diese auf mancher Seite auch erwünscht oder doch weniger zu fürchten sein konnten.

Während aber die Geschäfte stockten oder ihren Anfang noch unsichtbar zu spinnen hatten, war der Weltschauplatz erfüllt von regem Leben, und in raschem Wechsel drängten sich Gestalten und Ereignisse. Die Anwesenheit der größten Herrscher, so vieler königlichen und fürstlichen Häupter, der höchsten Frauen, umgeben von der Blüthe der vornehmsten Geschlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anlässen alle Pracht und Ueppigkeit der Kaiserstadt zu erneuerter Bewegung auf. Feste folgten auf Feste, die Schau- und Tanzlust erhielt volle Befriedigung. Treffend scherzte der alte Fürst von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog schnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt sich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Fest ist wesentlich militairisch; der frühere kirchliche, der später höfische Karakter öffentlichen Prunkes ist ganz in den militairischen übergegangen, welcher am verständlichsten zu der Menge spricht, und ihr durch Ernst und Tüchtigkeit noch am meisten Ehrfurcht gebietet. Das Fest im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in diesem Betracht eines der allgemeinsten, prunkvollsten und würdigsten. Die Kriegsfürsten und die geringsten Krieger hielten zusammen gemeinschaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntausend Mann wurden unter freiem Himmel gespeist, der die Festlichkeit durch das schönste Wetter begünstigte, und das Wiener Volk setzte den Freudenrausch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrscher.

schien bei diesem Gedächtnisse des gemeinsamen Sieges aufs neue sich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing die öffentliche Meinung von der sechs Tage darauf gemeinsam von den Monarchen unternommenen Lustreise nach Pest, wiewohl diese auch schon zu mancherlei eifersüchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geschmack ragte besonders ein von dem Fürsten von Metternich gegebenes Fest hervor, wo die große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und Auszeichnung würdig schien, herangezogen hatte. Das Fest blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller prächtigen Erscheinung, und weit und breit wurde davon gesprochen. Eine begeisterte Schilderung, noch ganz des empfundenen Taumels erfüllt, schrieb Koreff mit dithyrambischer Feder, und gab sie in den Oesterreichischen Beobachter, wo man sie mit Vergnügen nachlesen und sich den unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein zweites Fest, dessen Pracht und Herrlichkeit alles überstieg, was man bis dahin gesehen hatte, war ein Karrousel in der dazu wunderbar ausgeschmückten und erleuchteten Reitbahn, wobei besonders die österreichischen Kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer fabelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein anziehenden und beschäftigenden Sphäre, in der des Theaters nämlich, erwarb die mimische Tänzerin Bigottini den größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darstellung der Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl Kenner manches an ihrer Kunst zu tadeln und sie

namentlich mit der einst bewunderten Bigano nicht zu vergleichen fanden, so durften sie gegen die übermächtige, herrscherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimischen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefsten, allgemeinsten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht ist, so muß ich auch der Gastrollen der ausgezeichneten Künstlerin Auguste Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den schönsten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und setzte besonders die Ausländer in Erstaunen, die solche Wirkungen bisher nur dem französischen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, fast jede Tageszeit hatte ihre besondere Schaulust. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei sehr oft die Monarchen selbst in zahlreicher Begleitung erschienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem sie ganz persönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserlesensten Musikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichsten Hülfsmittel, so wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunst, sich hervorthat. So lange das Wetter günstig blieb, war die Bastei der allgemeine Versammlungsort zum Spazirengehen. Hier sah man Arm in Arm den Kaiser Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürsten von Metternich mit dem Herzoge von Coburg, in Haltung und Benehmen die schönsten Erscheinungen, die man sehen konnte. Dagegen schritten Lord und Lady Castlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie

sehr sie bemerkt wurden. Die beiden Großfürstinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, geliebte Schwestern des Kaisers Alexander, gewährten das schönste Bild der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürstin Katharina die seltenste Begabung geistigen Hochsinns und leuchtenden Verstandes näher zu würdigen im Stande waren, daß diese Prinzessin auf's neue eine deutsche Landesmutter zu werden bestimmt sei; ein Name, den sie als Königin von Würtemberg später im wahrsten Sinne großartig bewährte; leider sollte der schöne Beruf dieses Lebens von nicht langer Dauer sein! Glücklicher war hierin Weimar; noch heute strömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernstes und der Anmuth, welche sich dem Dasein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einst mit Wahrheit schreiben konnte, daß sie jeden Stand zu erhöhen geeignet gewesen wäre, und selbst auf dem höchsten noch persönliche Bewunderung erregt. Ferner sah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm strahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, so ritterlichen als freisinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in frischestem Kriegsruhme ausgezeichneeen Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den schon früh für das Vaterland wie für Kunst und Bildung erglühten Kronprinzen von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarschall Fürsten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünstig angesehen, und wie zum Opfer vorherbestimmt;

die Herzogin von Sagan nebst ihren Schwestern; den Grafen und die Gräfin von Bernstorff, letztere eine der ersten Schönheiten des Kongresses; die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Consalvi und an seiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menschen und Verhältnisse erklärte; den jungen Marquis von Custine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von Sachsen-Weimar, auch hier der leutselige Fürst voll geistiger Aufmerksamkeit und menschenfreundlichen Sinns, — doch jedes Aufzählen ist hier ein thörichter Versuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß flossen hier in bunter Mischung durcheinander, und man konnte die Bastei eine diplomatische Börse nennen, wo auch die Geschäfte gar sehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort gesehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen versuchte der badische Forstjunker von Drais, in diesem bunten Gedränge seine fußgetriebenen Wagen und seine damals neuerfundnen Draisinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterschaft unsrer Tage nannte, und in denen der Doktor Jassoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung sehen wollte.

Doch so ausschließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil sich eingedrängt hätten, wozu immer den Menschen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältnisse, eine Zahl von Loosen ausgetheilt ist.

Wir haben schon des Verdrusses gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt

worden. Aehnliche Vorfälle, von denen einer den Fürsten von Talleyrand traf, dem auf einem Feste durch einen Offizier Grobheiten gesagt wurden, zeigten durch ihre Folgenlosigkeit, daß die Diplomatie schon weniger empfindlich sei. In letzterm Betreff gab der dem englischen Gesandten Lord Stewart, Bruder von Lord Castlereagh, zugestoßene Handel am meisten zu reden; mit Wiener Fiakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner Straße sich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile zur Belustigung der Zuschauer fortdauerten, bis endlich die Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile sich den Sieg zuschrieben. Dem Ansehen des tapfern englischen Generals that dies Ereigniß bei seinen Landsleuten keinen Eintrag, so wenig als einige andre Ungezwungenheiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nachrühmte, denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem Engländer die Freiheit, ungestraft so manches Herkömmliche zu überschreiten, höchlich beneideten. Ein besondrer Unglücksfall traf den hannöverschen Bevollmächtigten Grafen von Münster, und erweckte den allgemeinsten Antheil; seine Pferde wurden scheu, er wurde umgeworfen und schwer beschädigt, so daß er lange die Heilung abwarten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des Kongresses, ereignete sich auf wahrhaft bedauernswerthe Weise. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, von dem Schlage derjenigen, welche grade durch ihre zuverlässigen Fähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit festgehalten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit gelangt, war von einem auswärtigen Posten in die Hauptstadt heimgekehrt. An einem Hoffeste Theil nehmend,

dachte er aus besondern Gründen bald wieder fortzugehen, als er unerwartet zu einem Spieltische befohlen wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht sein mußte. Er hoffte sein Ungemach durch Willensstärke zu bezwingen, wenigstens hinzuhalten, seine Belesenheit hielt ihm zu rechter Zeit das Beispiel des Herzogs von Saint-Simon vor, der in weniger gebieterischen Umständen das Unglaubliche in solcher Art geleistet. Allein unser gequälter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's prahlerischer Uebertreibung zu beschuldigen, bald aber vergaß er Beispiel und Nachahmung völlig. Die Mitspielenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde roth und blaß; mit bedauerlichster Theilnahme sahen ihn die Andern an. Man stand endlich auf, und wandte sich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam, sich eiligst zu entfernen. Er begab sich nach Hause, und nachdem er sein Mißgeschick überlegt, auch bald erfahren, wie dasselbe niemanden zweifelhaft geblieben und schon allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweiflung erschoß er sich! — Man bedauerte ihn ungemein, und konnte sich doch nicht erwehren, die Geschichte durch alle möglichen Erörterungen der Kasuistik zu treiben, wie der Arme sich am schlicklichsten zu benehmen gehabt, und welche Aushülfe ihn noch in den verschiedenen Stadien hätte retten können. Humboldt versicherte, er würde in solchem Falle ruhig sein Theil, die Andern möchten dann ebenso das ihre getragen haben, in keinem Fall würde er sich aus solcher Ursach erschießen, — was man ihm von mancher Seite fast als zu demokratisch verdenken wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongresses, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinste Theilnahme. Der Fürst von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt schien, aber scherzend verhieß, er werde dem Kongresse, der sich in Schauspielen aller Art schon ersättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines österreichischen Feldmarschalls, machte den Scherz nur allzu schnell war, und schied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr als die seinige erkannte, so sehr er sie auch durch Laune und Fügsamkeit noch sich anzueignen strebte. Sein Verlust wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieser Geistessonne nicht eifriger aufgesucht zu haben. Mit ihrem Verlöschen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgesunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des hessen-homburgischen Geheimen Rathes Majors von Sinclair, der in der diplomatischen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterarischen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatisch bearbeitet, und unter dem Namen Crisalin sowohl diese Dramen als auch andre Dichtungen in Druck gegeben. Sein schottischer Ursprung zeigte sich wie im Namen so auch im ganzen Wesen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raschem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen fast abenteuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte sich seine Heftigkeit sehr gemäßigt. Er hielt sich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich sah ihn öfters durch frühere Verhältnisse in

Berlin auf seine Bekanntschaft angewiesen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er sei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hause, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn gesucht hätte, todt gefunden worden.

Nach so vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unsrem Falle, wie fast immer im Leben, mit den Hauptsachen nahe zusammenhängt und sie vielfach bedingt, müssen wir wohl wieder mit einigen Worten der Geschäfte gedenken, welche rasch genug mit steigendem Ernst und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderst aber dürfen wir eine Reihe von Bildnissen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweise vertraut waren, und von deren Einsicht, Gesinnung und Geschicklichkeit sie großentheils abhingen. Unsre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender sein, weder die Personen wollen wir alle vollständig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, sondern nur die der eignen Erinnerung sich vorzugsweise darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten schreiben, welche ihresgleichen noch viele voraussetzen oder gewärtigen, denen erlaubt ist, Lücken zu haben, weil sie selber vielleicht so am besten andre ausfüllen.

An der Spitze des Kongresses, wenn wir die Monarchen selbst, wie billig, außerhalb der diplomatischen Kategorie lassen, stand unläugbar der Fürst von Metternich; in ihm erkannte man schon im voraus den Präsidenten dieser hohen Versammlung, die ihn auch bald

ausdrücklich dazu erwählte. Da Oesterreich gleichsam den Wirth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaste und in Obhut waren, so vereinigte der Minister dieses Staates mit dem vollwichtigen Ansehn, das ihm als solchem überall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und London nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin wirksamsten Geltung der bedeutenden Persönlichkeit, zugleich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhausesein, das Zugebotestehen der ganzen Oertlichkeit, mit Einem Worte das Recht des Wirthes, hier unberechenbar gewährte. Ich habe von der schönen und einnehmenden Erscheinung des Fürsten schon bei andrer Gelegenheit gesprochen, über seine staatsmännische Bedeutung und Eigenheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber in spätere Zeit als die des Wiener Kongresses fällt, und hier daher noch keine Stelle findet; demnach für diesesmal, bis der Augenblick sich ergiebt, wo die Ausführung eines solchen Bildes zu versuchen sein wird, muß ich mich beschränken, einige der Züge, welche sich während des Kongresses darbieten, vorläufig einzutragen.

Die persönliche Bedeutung des Fürsten zeigte sich schon in dem merkwürdigen Umstande, daß ihm, dessen Vorrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch der Kaiser Alexander, der von den Monarchen am meisten persönlich in politische Verhandlung einging, für solchen Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberstand, sondern der russische Kaiser und der österreichische Minister als zwei gleiche Kämpfer auf demselben Boden geraume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs schien das Verhältniß als ein durchaus günstiges, und hätte als einträchtiges unwiderstehlich alle andern Ver-

hältnisse des Kongresses beherrschen müssen; allein es erfolgten Abweichungen, Verstimmungen, und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerschüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und späterhin rückhaltloses Vertrauen sich wiedererzeugen konnte.

Für Oesterreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Wessenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellsinnigen, arbeitsamen Männern, von denen die Geschäfte stets gefördert werden. Die Selbstständigkeit seines Wollens hemmte jedoch seinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anschmiegen vorgerückt werden kann; der Verstand, der sich nicht unterordnet, ist bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umständen entsprechendste und dadurch wichtigste und brauchbarste Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm ist schon anderweitig zur Genüge gesprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der österreichische Hofrath stand sichtbar weit über diesem äußern Rang und genoß eines europäischen Ruhmes und Ansehns. Seine Stellung in den österreichischen Staatsgeschäften gab ihm schon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied so mancher Ausschüsse und Kommissionen, als kundiger Berather und lichtvoller Darsteller wurde er nach allen Seiten auch den höchsten Personen wichtig, und die ersten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz sei und was es mit ihm auf sich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und suchten die Früchte seines Geistes und

seines Talents für sich zu ärnten. Er vermochte vielerlei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen dialektisch zu vertreten, und sein Gespräch wurde durch seinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete sich seine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäisch, oder englisch, oder vorzugsweise deutsch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur österreichisch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der wichtigsten, thätigsten und geschicktesten Männer auf dem Kongreß gewesen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter seinen Händen nichts ungeschickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemessene, haltbare Gestalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrichs von Schlegel sich anreiht, so ist es keine diplomatische Thätigkeit — deren er gar keine hatte — sondern andere Bedeutung, in der sein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich diesem, ein norddeutscher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftsteller, durch mancherlei Geschicke in den österreichischen Staatsdienst gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zusammenlebten, haßten sie einander, und besonders war damals der schon antirevolutionair gesinnte Gentz dem noch heftig die republikanische Freiheit anstrebenden Schlegel ein Gegenstand tiefen Abscheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die

politische Denkart des ehemaligen Gegners und suchte ihn darin noch zu überbieten, sondern er mußte in ihm persönlich auch eine Art Vorgesetzten anerkennen, dessen Gunst und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Rachsinn, sah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigstens der Name des Mannes von Nutzen sein könnte, dessen Dienste ihm doch sehr zweifelhaft schienen, ja dessen Gesinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholisch geworden, während Gentz immer protestantisch geblieben war, und nur der politischen Seite Oesterreichs angehörte, wogegen jener die katholische Seite vorzugsweise ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche sich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit seiner katholischen Ueberzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war seinen neuen Staats- und Kirchengenossen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu sein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochstehende Gebildete dem geistvollen Schriftsteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgschaft, welche darin gleichsam für die Wahrheit und den Ernst seiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Besonders war in jener Hinsicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußischer Gesandter mit seinem ganzen Ansehn ihn stützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heitrer Großmuth. Im Schlegel-

schen Athenäum waren demjenigen, der beweisen könne, Ramdohr's Charis gelesen zu haben, die ästhetischen Versuche Humboldt's als Belohnung zugesagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergessen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußischer Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftsteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit lastete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Belustigendes, wie er die jetzt öfters unvermuthet auf ihn fallenden Rückschläge seiner früheren Unarten halb trotzig halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geschäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber so eben die Aufmerksamkeit durch sein dem Fürsten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf sich gezogen, ein ausgezeichnetes, geist- und kenntnißreiches Werk, welches für das Haupterzeugniß seines Lebens gelten kann, und dessen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimischung verkümmert wurde, die ein in sich ganz herber, und nur im Ausdrucke noch schüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch sein Denken und Sprechen, besonders auch über so viele vaterländische Gegenstände, mußte Schlegel im Getriebe so lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutsche so ernstlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geschäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und seine geistvolle, wohlwollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weiterverbreiteten und in Kunst und Litteratur immer entschiedner herrschenden romantisch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was

mit deutschen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, so wie auch mancher feurige Sinn, der sich der höchsten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritstudien zuwenden mochte, ganz besonders aber alles der katholischen Kirche Angehörige, fand oder suchte hier einen Anhalt. Manche diplomatische Personen ließen hier gern sich belehren und berathen, wenn sie auch selten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutschen katholischen Kirche nährten ihre Hoffnungen hier, und selbst der vom Pabste zum Kongreß abgesandte Kardinal Consalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einsicht als auf geistigen Eifer ankam, bald viel ersprießlichere Dienste in dem zwar akatholischen, aber sich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der schon als preußischer Generalkonsul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigste Verhältniß fleißigst anbaute. Für Schlegel war dieser Vorzug, der einem sonst von ihm, auch bei eingetretener Verwandtschaft, fast übersehenen Mann gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Ueberzeugung der einzig rechte sei; eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Oesterreichs wiederholte, denn grade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich österreichische einredete, konnte er am wenigsten geltend machen, und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den österreichischen, wie denn schon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als

die unbrauchbarsten Hirngespinnste verwarf, und der Fürst von Metternich für dergleichen Grübeleien in seinem von drängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Mußestunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungsgeschäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, und stellte sich als Mittelglied zwischen Gentz und Schlegel. Jenem gehörte er durch alte Freundschaft und Verehrung, so wie insbesondere als Schüler im Staatswesen an; mit diesem verband ihn der Uebertritt zum katholischen Glauben und der Eifer für denselben. Er hatte nicht die Geschäftskunde von Gentz, aber so große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er sich in alles hineinarbeiten konnte, und seine schriftstellerische Beredtsamkeit schien in manchen Fällen die des Meisters sogar zu übertreffen. Er war überzeugt, dieser habe ihn aus Eifersucht so lange von Wien entfernt gehalten, und werde ihn auch jetzt nicht dort lassen, sondern ihm lieber eine vortheilhafte Anstellung anderswo verschaffen, wie sich auch in der Folge als richtig erwies, indem für Müller das österreichische Generalkonsulat in Sachsen errichtet wurde. Vorher genoß er eine Zeit lang der persönlichen Nähe und ausgezeichneten Gunst des Fürsten von Metternich, der gewiß erkannte, daß höchstens in Müller einigermaßen für Gentz ein Ersatz als möglich zu denken sei. Müller hatte jedoch die Schwäche, daß fremde und ihm entgegenstehende Meinungen ihn heftig beunruhigten, und in seiner Nähe sie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, weshalb er alle Mittel aufbot, die Menschen, mit denen er lebte, zu bereden, zu bekehren. In diesem Bemühen, und um Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen, theilte

er alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur seine eignen Geheimnisse, sondern auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wiesel, dessen weltlichem Verstande er staunend einst gehuldigt hatte, jetzt aber in religiösen Dingen gern die katholische Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte diese Schwäche, und pumpte nach Belieben alles aus ihm heraus, was die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit, oder Besorgniß der Parthei war, womit er dann seinen Hohn trieb, und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweisen wollte, daß er demselben in seinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichst Abbruch that!

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neuste, durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein muntrer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter stehenden dieser Preis eben so sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen

weißen Haaren ein schöner Mann, dem man es ansah, welch außerordentliches Glück er einst bei Frauen gemacht hatte, ja der diesem Lebensreize noch jetzt weniger nachging, als begegnete, und dem die gesellige Welt in jeder Weise nur immer Gunst und Vortheil darbringen mußte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die damit Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in der That gewaltig hinderte, jedoch seine heitere Anmuth nie störte, und auch seiner lebhaften, scharfen, und geistreichen Auffassung wenig Eintrag that. Er war nämlich harthörig, nach wechselnden Umständen bald mehr bald weniger, doch immer beschwerlich genug für ihn und die Andern, und die ihm nicht sehr vertrauten Stimmen wurden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine Volltönigkeit verständlich.

Ihm als Kongreßgesandter zur Seite stand der Freiherr Wilhelm von Humboldt. Zwischen ihm und dem Staatskanzler bestand während der ganzen Dauer des Kongresses das vertraulichste, ungetrübteste Einverständniß und beide Männer ergänzten einander im besten Sinne. Dem Staatskanzler als solchem ohne Frage untergeordnet, als diplomatischer Bevollmächtigter doch wieder ihm fast gleichgestellt, an Geist und Geisteskräften aber ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vortrefflich die in solcher Mischung von Verhältnissen ihm gewordene Rolle, die bei jedem Andern, und grade durch das Bestreben, sie zur ersten zu machen, eine zweite geblieben wäre, durch seine äußere Verläugnung und innere Selbstständigkeit aber recht eigentlich eine der ersten gleiche wurde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und Gneisenau's, welches eben so einzig und ersprießlich

während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Ersteren immerfort als erwünschte Förderung in sich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Last der gesammten Staatsgeschäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatische Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In diesem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz selbst und ganz allein. Manche der wichtigsten Noten, besonders als der Kampf um Sachsen am höchsten und bedenklichsten schwebte, schrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meisterstücke der Klugheit, der Angemessenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet diese Arbeiten auch im Stil als die seinigen.

Wichtige Unterstützung für die auswärtigen Geschäfte fand er in dem Staatsrath Jordan, der seinerseits wieder Andre zu beauftragen hatte; für die innern Angelegenheiten besaß er den unschätzbarsten Gehülfen an dem Geheimen Staatsrath Stägemann, der an Einsicht, Erfahrung, Raschheit und Gediegenheit des Arbeitens wie an unermüdetem Fleiß als ein schwer zu erreichendes Vorbild dastand. Die statistischen Gegenstände waren bei dem Staatsrath Hoffmann in besten Händen. Andre besondere Gegenstände waren dem ehemals in Schlesien wegen revolutionairer Umtriebe lange in Verhaft gewesenen Geheimen Rath Zerboni di Sposetti, noch andre dem Hofrath Bartholdy übertragen. Von allen diesen Männern ist theils schon geredet, theils wird weiterhin die Rede von ihnen sein.

Der Geheime Staatsrath Küster, preußischer Gesandter in Stuttgart, war nach Wien gerufen, nicht wie Herr von Gagern ohne jeden Grund berichtet, pour rectifier les erreurs de monsieur de Humboldt, sondern um selber den Fehlgriffen, die aus Spannungen in Würtemberg entstehen und durch ihn allzu leicht eine preußische Farbe bekommen konnten, entrückt zu sein. Da er einmal in Wien war, so wurde natürlich auch seine mannigfache, besonders in deutschen Sachen zuverlässige Geschäftskenntniß benutzt. — Im Verlaufe des Kongresses kamen auch noch der Finanzminister Freiherr von Bülow und der Kriegsminister von Boyen nach Wien.

Wollte man fragen, wie so diese herrlichen Gaben und Kräfte, besonders die so glücklich vereinigten Talente Hardenberg's und Humboldt's, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongresse nicht entscheidender gewirkt, so-

wohl für Preußen unmittelbar, als für die von demselben vertretenen Grundsätze, — so müssen wir die also Fragenden — in wie großer Anzahl sie auch sein möchten — unbedenklich einer irrigen Voraussetzung, einer falschen Beurtheilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgesetzte Erwägung dieser Dinge in Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, was allerdings im Augenblick selbst anders scheinen konnte, daß, wie die Verhältnisse einmal waren, Preußens Betheiligung bei dem Kongresse in keinerlei Hinsicht eine zurückstehende gewesen, sondern daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünschte, doch immer ein außerordentlicher gewesen. Wenn eine sehr verbreitete Meinung diese Ansicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und schwerem Seufzen, bestreiten möchte, so ergiebt sich hieraus nur die Höhe der Ansprüche, zu welcher die Nation sich durch die Erfolge selbst gesteigert hatte.

Die Behauptung, daß Preußen in den Verhandlungen weniger ehrenvoll und erfolgreich gewesen, als auf dem Kriegsfelde, wäre durch genaue Erörterung Punkt für Punkt erst zu erweisen. Nur sind freilich in den Kämpfen der Kabinette die streitenden Kräfte nicht so mit Zahlen auszudrücken, wie in Schlachten und Gefechten die der Sieger und Besiegten, der Angriff und der Widerstand setzen sich aus gar mannigfachen Bestandtheilen zusammen, und wer die Schwierigkeiten und Hindernisse durchschaut, gegen welche Hardenberg und Humboldt unausgesetzt angingen, der wird das von diesen beiden Staatsmännern Geleistete wahrlich nicht gering anschlagen. Doch dies im Einzelnen auszuführen, dürfte

auch heute, wiewohl ein Vierteljahrhundert seitdem verflossen, noch zu früh sein, und möge dies künftigen Mittheilungen vorbehalten bleiben! —

Von Seiten Rußlands nahmen an den Berathungen der Fürst von Rasumoffskii, der Graf von Stackelberg und der Graf von Nesselrode Theil, wobei jedoch die persönliche Einwirkung des Kaiser keinen Augenblick zu fehlen schien. Die Grafen Kapodistrias und Pozzo di Borgo standen in dieser Zeit noch nicht in erster Reihe, zu der sie jedoch bedeutend vorrückten. Die russischen Diplomaten und Generale hatten sich überhaupt zahlreich eingefunden, und ihr Benehmen und ihre ganze Erscheinung wirkten bedeutend ein; mit dem Grafen Golofffkin, der gegen den Ausgang des Kongresses wieder nach Stuttgart gesandt wurde, ist hier besonders noch der Freiherr von Anstett zu nennen, der in der Folge als russischer Gesandter am deutschen Bunde längere Zeit wichtig war; Rasumoffskii, von Bignon aus dem genommenen Standpunkte ganz treffend geschildert, war fast in Wien einheimisch und vereinigte in seiner Hand Fäden, die sonst wohl selten zusammenkamen.

Für England traten Lord Castlereagh und sein Bruder Lord Stewart, ferner Lord Clancarty und Lord Cathcart, später auch der Herzog von Wellington auf. Castlereagh war ohne persönlichen Schimmer, seine Ansichten galten für beschränkt, seine Meinung schien oft von äußeren Eindrücken abhängig, und sein Verhandeln geschah mehr im Sinne eines Sachwalters, als eines Staatsmannes. Er sprach viel, ohne viel zu sagen; auch wußte man längst, daß er im Parlamente nicht als Redner glänzte. Seinen Lieblingsausdruck „features“ gebrauchte

er auch hier mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. Die schwierigen Verhältnisse, die er für sich, wenn er wieder zu Hause sein würde, im Parlamente voraussah, bestimmten oft hauptsächlich, worauf er bestand und worin er nachgab, und brachten vielen Gegenständen entschiednen Nachtheil. Clancarty war der sorgsame, fleißige Arbeiter, dem die Einzelnheiten sich leicht in gute Uebersicht stellten, und der vieles ordnen half.

Schweden hatte den Grafen Karl Axel von Löwenhjelm als Bevollmächtigen gesandt, einen geistvollen und gewandten Diplomaten, der den Vortheil seines Landes und Königs gut wahrzunehmer wußte; die Lage der Dinge war von der Art, daß mehr Mißliches und Uebles vermieden, als Erwünschtes erlangt werden konnte.

Don Gomez Labrador, ein geübter, in seiner Aufgabe fester Geschäftsmann, wohnte für Spanien den Verhandlungen bei, doch nur in sofern es spanische Anliegen zu vertreten gab, dann aber mit Eifer und Beharrlichkeit. Den Gesandten Portugals wurde dasselbe nachgesagt. Der Graf von Palmella hatte den Ruf eines klugen und kühnen Staatsmannes, und auch seine Gehülfen, Saldanha da Gama und Lobo da Silveira, wurden sehr geachtet, aber mit Nachdruck traten sie nur in der Sache des Negerhandels auf, dessen Abschaffung England forderte und Portugal und Spanien verweigerten. Von portugiesischer Seite machte sich durch gesellige Annehmlichkeit und glänzenden Aufwand der bei dem Kaiser von Rußland beglaubigte Gesandte Marquez von Marialva an meisten bemerklich, durch hellen Verstand und scharfe Einsicht aber der nachherige Gesandte in Wien,

Rodrigo Navarro, der früher in Berlin und dort in den gebildeten Kreisen einheimisch gewesen war.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen, von denen aber der des Fürsten Talleyrand die andern weit überragte. Ueber den berühmten Erzdiplomaten ist so viel geschrieben worden, von Thiers an, der ihm mit eindringenden Blicke in das geheimste Innere nachgegangen, bis hinab zu dem sittenrichterlichen Eifer, der ihn plump einen Schuft nennt, — daß es schwer sein würde, hier über sein Wesen etwas Neues zu sagen. Die Rolle, welche er auf dem Wiener Kongresse in zwei Richtungen, erst trennend und dann einend, mit Geschicklichkeit und Erfolg gespielt, tritt in den Ereignissen sprechend genug hervor. Ich muß indessen bemerken, daß ich einen besondern Bezug mit ihm hatte. Schon lange mit einer Arbeit über Mirabeau beschäftigt, konnte ich das Verlangen nicht unterdrücken, den noch lebenden Zeugen und Freund jener großen Persönlichkeit über sie zu verhören. Man wandte mir ein, solches ganz außer der Zeit liegende Ansinnen würde nicht nur fruchtlos, sondern auch, als dreist und ungereimt, mir selber in dem Urtheile des Mannes schädlich sein. Ich glaubte das nicht, und ließ ihm meinen Wunsch eröffnen. Freundlichst kam er demselben entgegen, er hielt alles Schriftstellerische, sofern er nur irgend ein Talent dabei wahrzunehmen glaubte, für höchst beachtungswerth, und wollte seine Vergangenheit gar gern in mildem Lichte sehen lassen. Bevor jedoch die Mittheilungen erfolgten, zu denen auch Handschriften aus den Pariser Schätzen herbeizuziehen gewesen wären, sah ich mein Vorhaben von der Gewalt der Tagesfluthen überwogt, und ich versäumte

weitere Anknüpfungen. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, theils durch sich selber, theils durch das aus seiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von sich zurückgelassen, das darf ich wohl hier einschalten, indem das Urtheil jener Zeit sich in der Hauptsache auch noch für das heutige geben kann. „Talleyrand gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen; eben so wenig bestand die Vorspiegelung vaterländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Antheil an Napoleon's Staatsführung veredeln sollten, und die er Andern und auch wohl sich selbst einzureden suchte. Der persönliche Nutzen bestimmte die Anschließung an die Bourbons, wie früher die an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn frühere Armuth gedrückt hatte, und es scheint bei ihm Hauptmaxime alles Handelns geworden, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu vermeiden. In seinem ganzen Benehmen scheint das Priesterthum noch durch, dem er zuerst angehörte; die Verschlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seinern innern Ueberlegenheit sein äußeres Auftreten nicht entspricht, und hält dieses daher mit Fleiß in engen Schranken. Den schwärmerischen Ideen, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder auf, und ließe sich sein

Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, er sähe diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ernstlich meine, oder nicht wenigstens zu der alten Bahn der Orleans'schen Faktion hinneige. Auf gleiche Weise, wie an jenen Ideen, hält er auch an seinen alten Freunden fest, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinn; es müßte schon arg kommen, daß er sie verläugnete. Die Gelehrten und Schriftsteller begünstigt er auf alle Weise, und sucht sie für sich zu gewinnen, weil er ihren stillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Uebersicht, die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Bessern entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen, selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent ist, Andre für sich arbeiten zu lassen, und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Ueberhaupt versteht er besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Wo es auf Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts irren, kennt weder Liebe, noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu sehr liebte, und die Waffenentscheidung immer fürchtete."

Außer Talleyrand waren noch der Herzog von Dal-

berg, der Graf von Latour-du-Pin und der Graf Alexis von Noailles von französischer Seite bevollmächtigt. Den Namen Dalberg, hier auch jetzt wieder, wie schon bei Napoleon's Zeiten, im Dienste Frankreichs zu sehen, wurde von den Deutschgesinnten wie ein Hohn empfunden, und der Herzog, in welchem überdies der Bonapartist nicht erloschen schien, mußte darüber manche Bitterkeit hinnehmen; ein Preuße, gegen den er sich etwas überheben wollte, gab ihm sein Theil öffentlich in Gesellschaft, so daß an keine Widerrede zu denken war. Als trefflicher Arbeiter bei der französischen Gesandtschaft muß La Besnardière genannt werden, der aber auch den früheren Verhältnissen mehr als den jetzigen ergeben schien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung und war nächst den Niederlanden derjenige Staat, der die meiste und fruchtbarste Begünstigung erfuhr. Sein Bevollmächtigter, der Marquis von Saint-Marsan, hatte keine schwierige politische Aufgabe, seine persönliche führte er mit Würde und Bescheidenheit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Gesandter Napoleon's mit der Strenge und dem Argwohn des Gewalthabers beauftragt, hatte er die Härte seiner Rolle zu mildern gewußt, und so konnte er jetzt als Vertreter seines angestammten Fürsten getrost allen denen begegnen, mit denen er in seiner frühern Eigenschaft zu thun hatte. Auch in Wien bewies er aufs neue seine Menschenfreundlichkeit; der Freistaat Genua sollte zufolge früherer, besonders abseiten Englands betriebener Beschlüsse, mit Sardinien vereinigt werden, hatte jedoch Abgeordnete nach Wien geschickt, um wo möglich

seine Selbstständigkeit zu retten; der Versuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewiesen, doch durch Saint-Marsan's Verwendung auf glimpfliche Weise und ohne daß ihnen weitere Gehässigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der schweizerischen Freistaaten war kein Mangel, wohl aber an Zusammenhang und Nachdruck in allem, was hier zu wünschen und zu bezwecken war. Der General Caesar von Laharpe, einstiger Lehrer des Kaisers von Rußland und jetzt von demselben als Freund behandelt, wirkte mehr durch persönliches Vertrauen, als mit politischem Gewicht; die demokratisch Gesinnten Troxler, Rengger und Charles Pictet hatten weder mit ihm noch untereinander sich gehörig verabredet, aber auch ihr aristokratischer Gegner Zerleder wußte sich mit seinen Gesinnungsgenossen nicht zu finden und seine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunst der Gesinnungen, wohl aber an Gunst der Umstände fehlte es den Abgeordneten des Malteser-Ordens, welche dessen Herstellung betreiben sollten. Ihr Bemühen fand Anklang, allein die Insel Malta war unwiderruflich englischer Besitz, und da an ihrer Statt kein andrer Boden zu ermitteln war, so fiel die Sache von selbst. Mit einem verwandtem Betriebe hatte sich aus eigner Macht der englische Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikanischen Raubstaaten. Das persönliche Ansehn des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterstützten seine Vorschläge nachdrücklich genug; aber seine eignen Landsleute wurden beschuldigt, seinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutschen

Angelegenheiten beriethen, verdient besonders der hannöversche die ehrenvollste Erwähnung. Wir können wegen des Wesens und Wirkens des Grafen von Münster auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweisen, wo das Verdienst des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Unfall entzog ihn den vaterländischen Berathungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Vorkämpfer für die Verfassungsgrundsätze, nach welchen sowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geordnet werden sollten. Doch muß man sagen, daß er mehr politische Gesinnung als Einsicht hatte, vorgefaßten Abneigungen nicht leicht entsagen konnte, und hiedurch jetzt und in der Folge sich selbst und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürst von Wrede ein, von dessen kriegerischem Ansehen man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatischen Feinheit und Bedächtigkeit. Auch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erfreute sich, in Behauptung und Widerspruch, manches scheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs so groß aus, und man sah zuletzt die Geschäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abschließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die nachher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf von Montgelas von Seiten Baierns zum Kongreß geschickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Erzdeutsche allein zu gelten berechtigt schien, für unmöglich gehalten, und das Zusammentreffen eines Stein und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch würde der umsichtige,

fest und klug vorschreitende Staatsmann hier gar wohl an seiner Stelle gewesen sein.

Würtemberg versuchte seinen eignen Weg zu gehen. Der König griff allen Kongreßbeschlüssen vor, gab seinem Lande eine Verfassung, die freilich alsbald im Innern desselben heftigen Streit erregte, und kehrte, der erste von allen in Wien versammelten Fürsten, noch vor jedem Ergebniß der Berathungen, in seine Staaten zurück. Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten wenig Boden finden; wo sie einsprechen wollten, ging meist schon Baiern mit größerem Gewicht voran, und sich diesem eng anzuschließen, wollte wieder bedenklich scheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Berathungen des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten unterbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in jenem Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erhoben den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Sie waren deshalb schon zusammengetreten, und handelten als Körperschaft. Baden trat in gleichem Anspruche für sich allein und fast allzu trotzig auf; sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der für solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug hatte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen Diplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker von Berstett, konnten ebenso wenig die begonnene Rolle durchführen. Nun brachten auch die Mediatisirten ihre Begehren an, und das Gedränge wurde nur immer größer. In dieser schwerfälligen Verwirrung von Ansprüchen und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, ungerechten und doch nicht zu beseitigenden, statthaften und unstatthaften, bewegte sich wunderbarerweise die deutsche

Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieser Angelegenheiten so unverdrossen zu bearbeiten, zu sichten, zu erhellen, bis nach und nach das Ganze, an dem schon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Gestalt gelangte.

In dieser hochverdienstlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten sich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen sind. Von Seiten Dänemarks erschienen die Grafen Christian und Joachim von Bernstorff, ein treffliches Brüderpaar, dessen Eifer und Ansehn immer auf die Seite der redlichen Gesinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürst von Hessen hatte den Minister Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieser Gesandtschaft den edlen Jakob Grimm wiederzusehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutsche hatte für das Vaterland nur glückliche Aussichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir fast gram, daß ich ihm ein andres, freilich düstres Bild unterschieben wollte. Er ahndete nicht, daß er so viele Jahre später die Mangelhaftigkeit deutscher Zustände im eignen Geschick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und besonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und sein Eifer hierin war schon in frühster Zeit so groß, daß er bei jederman gleichen voraussetzte. Für Mecklenburg-Schwerin sprach der ehrenfeste, freimüthige Minister von Plessen, der späterhin am Bundestage so

bedeutend wurde; für Nassau der Minister Marschall von Biberstein; für Lippe und Waldeck der Präsident von Berg; von den Herzoglich sächsischen Bevollmächtigten wirkte besonders der weimarische Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Gesandten der freien Städte der bremische Senator Smidt und der hamburgische Syndikus Gries. Die Mediatisirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entschlossenen und klugen Fürstin von Fürstenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geschäftliche Behandlung jener durch ganz Deutschland verzweigten Angelegenheiten vertraut, und er führte sie nicht ohne Geschicklichkeit; nur weil er sich gern rühmte, daß er so vieler hohen Häupter chargé d'affaires sei, und diese wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er sei mehr als chargé, er sei surchargé d'affaires!

Viel früher schon, käm' es hier auf eine andre Ordnung, als die der darstellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müssen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat selber über sich schon so ergiebig gesprochen und ich habe dies Gesprochene so ausreichend wiederbesprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier schwer sein würde. Ich will wahrhaftig seine Verdienste nicht schmälern, er hat deren um die deutschen Angelegenheiten unläugbar sehr mannigfache, und hat auf dem Kongresse, wie nachher am Bundestage und auf den darmstädtischen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirksame Wort ausgesprochen, das von jedem andern Munde ungesagt geblie-

ben wäre, vielleicht auch, weil kein andrer es so hätte sagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern besteht darin, daß er manches, was in schlichter und bündiger Weise zu sagen ganz unmöglich wäre, oder in solcher Weise gesagt das bedenklichste Aergerniß und wohl gar die schärfste Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantisch gelehrte, theils in pretiös elegante Formen hüllt, daß er durch stetes Einführen und Mitspielen seines Ich's, wobei die persönliche Eitelkeit man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zusammenstellungen den Hörer gleichsam befängt, unterhält, aufregt, und ihm, inzwischen derselbe sich an dem Muthwillen ergötzt und sich solchen Possen weit überlegen glaubt, unversehens alle beabsichtigten Haken einsetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im ersten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten fast nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge oder Genugthuungen nur auf diese Weise zu erlangen waren, so gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, sich zu dieser Weise verstanden und gleichsam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein Zweifel, daß es in den meisten Fällen vorzuziehen sei, die vaterländische Sache manches Gewünschte lieber mit der Würde und dem Ernste des Schweigens vermissen zu sehen, als daß sie mit einem unter traurig lustigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelstolz einhergehe.

An den deutschen Berathungen nahmen spät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachsen Theil, nachdem dieser durch den Kongreß in die Regierung der ihm

verbliebenen Lande wieder eingesetzt worden. Sie fanden das Meiste schon gethan, oder dergestalt eingeleitet, daß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung dieser Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges und auch wirklichen Einflusses der Andern, doch immer in den Händen Oesterreichs und Preußens, und so oft beide völlig übereinstimmten, war ihr Uebergewicht entschieden. Folgte dies Uebergewicht auch schon aus der allgemeinen Stellung der politischen Verhältnisse, so wurde dasselbe doch fortwährend im Besondern stets erworben und verdient durch den hellen Geist und den wachsamen, unverdrossenen Fleiß, welchen Wessenberg und ganz vorzüglich Humboldt von Anfang bis zu Ende diesen schwierigen Arbeiten widmeten. Wenn sogleich die Zeitgenossen, und noch viel stärker die Nachlebenden, an den Ergebnissen vieles auszustellen fanden, Versäumnisse und Uebelstände beklagten, so traf dies — die Verhandlungen bezeugen es — vorzugsweise diejenigen Bestimmungen, für welche namentlich Preußen eine andere Fassung gewünscht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung nahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche das Schicksal Polens und Sachsens betrafen, und für die sich die Theilnahme täglich steigerte. Daß Sachsen mit Preußen vereinigt werden sollte, war von allen verbündeten Hauptmächten schon völlig zugestanden, die anderen aber hatten hierbei nicht einzureden, als insofern man es ihnen gestattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiser Alexan-

der hatte seine Forderungen in diesem Betreff nie bestimmt angegeben, sondern nur immer allgemein ausgesprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutschland und Oesterreich in Italien ihre Entschädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverstanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die russische Macht schien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; sie bis an die Weichsel vorrükken zu sehen, flößte die stärksten Besorgnisse ein. Oesterreich und England tauschten zuerst ihre Bedenken aus und Frankreich sprach — anfangs noch schwachen, aber bald schon stärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat auch Preußen noch bei, so stand Rußland allein, und man durfte hoffen, dessen Erwerbungen durch gemeinsamen Widerspruch nach Wunsch einzuschränken. In diesem Absehen wurden die Fragen über Polen und Sachsen eng verflochten und Preußens Ansprüche auf Sachsen schienen dann am wenigsten bestritten, wenn seine Stimme, die Ansprüche Rußlands in Polen zu beschränken, mitwirken würde. Jedoch eine solche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die persönliche Zuneigung der Herrscher, die siegreiche Waffenbrüderschaft der Kriegsheere und selbst die Stellung der politischen Verhältnisse, sowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpften und geboten die engste Anschließung. Der Widerspruch der gegenüberstehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens dehnte sich nun auch gegen Preußen hinsichtlich Sachsens aus.

Die sächsische Frage erhob sich aber auch aus eignen Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung sich zusammendräng-

ten. Frankreich fand hier den günstigen Ansatz neuen politischen Einflusses. Die angestammten Herrscherrechte als unverlierbare darzustellen, entsprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem Könige von Sachsen den treuen Verbündeten — nicht sowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu schmälern, entsprach der nationalen Stimmung der Franzosen. In Sachsen selbst tauchten die alten Verhältnisse und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verstärkten sich durch die Fortdauer der thatsächlichen Unentschiedenheit, in der alles schwebte; auch im übrigen Deutschland traten Zweifel und Ueberlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Besonders schien Baiern die neue, sich befestigende Größe Preußens mit Eifersucht anzusehen. Auf diese Weise fand die schon schwebende politische Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutschland nachdrückliche Zustimmung. Der Franzosenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorstellung, Preußen müsse als Kern eines kräftigen, unantastbaren Deutschlands groß und stark sein, die Hoffnungen eines leidenschaftlichen, auch in Sachsen durch die Kriegseinflüsse vielfach aufgeregten Volksgeistes, und noch sonstige Triebfedern und Gründe sprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten sah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es schien nur Gewinn, hier sich anzuschließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieser Gegenstand in die

Einigkeit der Kabinette von Oesterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und sowohl Metternich als Hardenberg waren persönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutschen Verfassungssachen übergehen zu lassen. Auch von Seiten Englands mischte sich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Castlereagh, der kurz vorher die Ueberlassung Sachsens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entschuldigte seine nunmehr entgegengesetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berücksichtigen müsse, die er nach dem Kongresse würde im Parlamente zu bestehen haben! Um dem englischen Staatssekretair in dieser Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich gewesen, daß unsere Geschäftsführer in London sich mit den Häuptern der Opposition unmittelbar verständigt hätten, indem diese für manche Vorstellungen und Aufschlüsse vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Minister richteten, gegen Preußen selbst aber keine Feindschaft hatten. Indeß fehlten zu solchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geschick, sie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber stellte sich die Einsprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiser Alexander schien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieser Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzosen aus ihrer Besiegung hervor dreist und vorlaut in Tagesblättern über alles mitsprachen, war nicht minder den Deutschen ein freies Wort verstattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern desselben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den

verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem seiner treuesten und wackersten Gehülfen, dem preußischen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufsehen, und ich eilte, sie in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine besondere Rechenschaft der vom Fürsten Repnin geführten Verwaltung Sachsens als kleine Schrift heraus, die der sächsische Geheime Finanzrath von Oppel geschrieben hatte. Stein freute sich ungemein dieser Veröffentlichungen, und meinte, jede deutsche Regierung müsse künftig dies Beispiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheinischen Merkurs, Arndt, Jahn und viele andre wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie diese besonders Begabten durchgedrungen, setzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußisch, und der preußischen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beschränken und die Ausdrucksweise zu zügeln, wäre damals nicht zu denken gewesen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieses Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beschäftigt war, wies auf das von ihm verlassene Feld seine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutsche Kräfte, wie man sieht, und die, gleich ihm selbst, fast unmittelbar aus Preußen in Oesterreichs Dienste getreten waren. Adam Müller, noch in Innsbruck,

Einigkeit der Kabinette von Oesterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und sowohl Metternich als Hardenberg waren persönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutschen Verfassungssachen übergehen zu lassen. Auch von Seiten Englands mischte sich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Castlereagh, der kurz vorher die Ueberlassung Sachsens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entschuldigte seine nunmehr entgegengesetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berücksichtigen müsse, die er nach dem Kongresse würde im Parlamente zu bestehen haben! Um dem englischen Staatssekretair in dieser Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich gewesen, daß unsere Geschäftsführer in London sich mit den Häuptern der Opposition unmittelbar verständigt hätten, indem diese für manche Vorstellungen und Aufschlüsse vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Minister richteten, gegen Preußen selbst aber keine Feindschaft hatten. Indeß fehlten zu solchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geschick, sie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber stellte sich die Einsprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiser Alexander schien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieser Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzosen aus ihrer Besiegung hervor dreist und vorlaut in Tagesblättern über alles mitsprachen, war nicht minder den Deutschen ein freies Wort verstattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern desselben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den

verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem seiner treuesten und wackersten Gehülfen, dem preußischen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufsehen, und ich eilte, sie in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine besondere Rechenschaft der vom Fürsten Repnin geführten Verwaltung Sachsens als kleine Schrift heraus, die der sächsische Geheime Finanzrath von Oppel geschrieben hatte. Stein freute sich ungemein dieser Veröffentlichungen, und meinte, jede deutsche Regierung müsse künftig dies Beispiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheinischen Merkurs, Arndt, Jahn und viele andre wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie diese besonders Begabten durchgedrungen, setzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußisch, und der preußischen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beschränken und die Ausdrucksweise zu zügeln, wäre damals nicht zu denken gewesen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieses Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beschäftigt war, wies auf das von ihm verlassene Feld seine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutsche Kräfte, wie man sieht, und die, gleich ihm selbst, fast unmittelbar aus Preußen in Oesterreichs Dienste getreten waren. Adam Müller, noch in Innsbruck,

reichs wirkte besonders nachtheilig und drängte sich geschickt ein; er strebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Gesinnungen ursprünglich doch stets geneigt waren, und suchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürst von Talleyrand richtete seine Betriebsamkeit nach allen Seiten, seinen stärksten Eifer jedoch widmete er den englischen Verhältnissen, von hier aus glaubte er die anderen um so leichter zu gewinnen. In der That schien Lord Castlereagh ihm ein nicht allzu schweres Spiel zu machen, das Uebergewicht des Geistes übte sein Recht. Stimmten aber Frankreich und England überein, so durfte Oesterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der sich anzuschließen unter den waltenden Umständen kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutschland Hannover und Baiern, reihten sich der neuen Verbindung an. Die Franzosen nahmen schon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marschälle, welche den Befehl führen sollten. Daß dies alles im Namen der erst wiedereingesetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befestigten Bourbons geschehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte diese Wendung von Talleyrand's Geschicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche so schnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um diesen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einseitig betrachtete er die Verhältnisse, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe

der Revolution vergaß er, den schon wieder gezückten Degen Napoleon's sah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen solche wesentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatischer Wichtigkeit erscheinen zu lassen. In Wahrheit, hat Talleyrand in diesen Verwicklungen sich als geschickter Unterhändler gezeigt, so hat er sich doch keineswegs als großer Staatsmann erwiesen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, dessen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'schen Politik sich schlecht bewährt haben. Und ein europäischer Krieg mußte, wo nicht Frankreichs Geschick, doch unfehlbar das der Bourbons in Frage stellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutschland, so auch in Sachsen, eines starken Anhanges versichert sein; die umsichtigen, vorstrebenden, thatkräftigen Geister waren ihm zugeneigt, und wenn später eine andre Stimmung vorherrschte, so war dies wie der Wechsel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältnisse wirkten unwiderstehlich ein, und die vom Herbst entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günstig stand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiser Alexander war zuerst als Beschützer des polnischen Heeres und dann der gesammten Nation aufgetreten, und schien berufen, alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügerisch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieser mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erstehen, sie erkannten als möglich, daß in ihr einst wieder das Zerstückelte sich zusammenfügte und ein großes Volksdasein herstellte. Der Kaiser hatte

den Fürsten Adam Czartoriski persönlich als Freund und in allen polnischen Angelegenheiten als Rathgeber in seiner Umgebung, und die beste Bürgschaft seiner Absichten für Polen war dieser Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warschau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polnischen Truppen, sandte er von Wien aus seinen Bruder, den Großfürsten Konstantin, eine Wahl, die alsbald wenigstens durch die große Vorliebe sich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem gesteigerten Widerspruche, der sich in Wien der Verbindung Polens mit Rußland entgegensetzte, lag die Auffassung nahe, diesen Widerspruch als gegen das Bestehen und Gedeihen der Polen selbst gerichtet anzusehen, und wenn es zum Kampfe kommen sollte, konnte dieser die ganze Kraft des polnischen Volksgeistes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürst, durch eine Bekanntmachung vom 11. December, die Polen auf, sich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbstständigkeit. Bei schon erklärtem Kriege hätte man nicht stärker sprechen können. Diese Aufwallung machte auf den Kongreß starken Eindruck, man erkannte den Ernst und die Bedeutung eines Zusammenstoßes, der solche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu diesem Aeußersten kommen müßte. Indessen hatte schon im voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und so großen Machtverhältnissen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; gerade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürsten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und so wollte man beiderseits auf den Zwischenfall,

der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieser Mißverhältnisse und das Hinschwinden so mancher Hoffnung die Seele gar zu sehr verdüstern, den Geist Widerwillen und Ermattung niederschlagen, so kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und seine heilsame Fluth quoll und strömte durch die rauhesten Geschäfte. Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was jedermann täglich muß und will, und doch meist nur gleichgültig abthut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchsten Kreisen, versteht sich von selbst, mußten die Festlichkeiten und die glänzenden Versammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie sich diese Fülle von obenher stufenweise theils der sehenden, theils der hörenden Neugier ergoß, so übte auch das Volksleben hinwieder nach oben seine Anziehung. Gekrönte Häupter scheuten nicht den Strudel bürgerlicher Belustigungen, die verwöhnteste Vornehmheit bequemte sich zur Kost vorstädtischer üppig-derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meist von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, sie wollten einander wechselseitig sehen; an den Winterfreuden, die sich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürst von Ligne starb, aber sein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht sich mit manchem andern, den scherzende Laune oder böslicher Muth-

willen demselben Gegenstand widmete. Der Anblick dieses schwankenden Getümmels, der schneidenden Gegensätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geistes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen wirkten herausfordernd auf die Menschen ein, und es war fast niemand, der nicht auf seine Weise sich über das Schauspiel, zu dem er selbst mit gehörte, lustig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen sehr getrübt war, und wohlmeinende Menschen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwischen den eben noch Verbündeten, entstehen könne, nahm auch mein trefflicher Meyern sich diesen Zustand tief zu Herzen, und behauptete in seiner bei aller Güte doch scharfen Weise, die Herrscher sollten festsetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zusammen in eine Kompagnie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der sie nicht schonte; er wollte seinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Ueberhaupt fing in dieser Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerst geehrte und zart behandelte Klasse waren, alles Böse nachzusagen, sie herabzusetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieser Art das erste Wort gesprochen! Kamen zunftgerechte Maler und Zeichner, die eine so erlauchte Versammlung in getreuen Bildnissen ehrerbietigst der Nachwelt überliefern wollten, so zeigten sich vornehme Talente bemüht, die Personen und Vorgänge in Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieser Art verwegne

Dinge versucht. In einer Gesellschaft, wo prinzliche und militairische Munterkeit zusammenfloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichste Figur auf dem Kongresse sei, und man beschloß, die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, statistischen Tableaux, Ausschüssen, und so weiter. Von sieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichsam auf den engen Auffaß gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei diesem Ergebniß wollte man sich freuen, daß es, wie behauptet wurde, so ächt kongreßmäßig sei. Endlich vereinigten sich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis getheilt wurde. Natürlich lassen wir dergleichen Geheimnisse auf sich beruhen.

Wenden wir uns lieber zu Gegenständen reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunst und Bildung. Die Reichthümer Wiens in dieser Art waren unerschöpflich, und breiteten sich dem Liebhaber immer staunenswürdiger aus. Wer sich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und sonstige Kunstsachen einließ, der konnte bald seiner Forschungen und Gewinne kein Ende mehr absehen. Von allen diesen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, sie standen als ruhiger Besitz aufgehäuft, sowohl in den Kaiserlichen, als in den nicht minder reichen Privatsammlungen, und harrten stolz des einsamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieser Art zu erforschen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und sorgsamer, als der Herzog von Sachsen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geschäften

seiner fürstlichen Verhältnisse immer noch Tage und Stunden genug fand, seine stets rege Wißbegier zu befriedigen und seiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir sahen mit ihm eine damals erst vor kurzem aus dem Schlosse Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunstsachen und Kostbarkeiten, der Inhalt war völlig vergessen und man machte die überraschendsten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Uebersetzung des Cellini deutschen Lesern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfasse des florentinischen Künstlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe selbst nicht, wußte eine Spur, und man mußte das kostbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun seinem Goethe melden zu können, das Kleinod sei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen gesehen! Wirklich befand sich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie so lange Zeit — nicht die Kunst, denn das begreift sich nur allzu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Musikalische Genüsse boten sich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuosen und Dilettanten, alle gaben ihr Bestes. Der Fürst Anton Radziwill, der in seiner Komposition des Goethe'schen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber, seit ich ihn nicht gesehen, an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu schaffen haben,

und drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Kompositionen er höchlich schätzte, gab er etwas nach, und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Doch hat sich schwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete ich darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war sein Namen, wenn auch berühmt uud verehrt, noch keinesweges auf der Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammengeflossenen gemischten Menge erhielt sich italiänische Leichtigkeit und Anmuth vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend.

Einiger feinen und auserlesenen Gastereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz die Blüthe der Gesellschaft bei sich vereinigte. Die vornehmsten und schönsten Damen, die angesehensten Staatsmänner und Tonangeber sahen es als eine Gunst an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anwesenheit und Unterhaltung solcher Personen zu rechnen, welche durch Geist, Seltsamkeit, Ruhm, Gewicht oder sonst einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, solchen Genuß zu schätzen und zu suchen. Talleyrand verschmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuspinnen. Humboldt gehörte aus jedem Rechte hierher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernstorff, die Gräfin von Fuchs und viele

andere Personen, die man zu sehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tische saßen, aber die ganze Gesellschaft völlig verstummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorstellung eines solchen Freistaats, dessen Entwicklung das fabelhafte, ja schreckbare Beispiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzustellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anwesenden Diplomaten, dessen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollständiger, mit schlagenden Beispielen ausgestatteter Kursus republikanischer Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongresse am wenigsten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte sich durch das Gewicht der Sache wie zerschmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in seiner Gegenwart versucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; sein Sinn war weder für die Uebelstände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulassen geschienen, zogen sich bald wieder straffer und stellten nunmehr besonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreisen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongresse nehmen. Daß der Widerstreit, den ursprünglich Frankreich

anfachte und nächst ihm England verschuldete, jetzt vorzugsweise das Ansehn bekam, als sei Oesterreich dabei Hauptführer, betrübte auf preußischer Seite die für Deutschland Wohlgesinnten, welche alles Heil von der Eintracht der beiden Mächte gehofft hatten, und diese Hoffnung auch jetzt noch festhielten. Aber andre, die Sache schroffer und vereinzelt fassende Gesinnungen wurden erbittert, und zeigten sich rasch bereit, die Forderungen des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu behaupten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte schon überhand, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen, und suchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu ermessen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Langsamkeit des Kongresses spottete, rief man schon laut, nicht Hardenberg, sondern Blücher müsse die Sache führen, und der greise Feldherr war nicht der letzte in jugendlichem Muth und Uebermuth. Scharfe Aeußerungen dieser Art konnte man auch in Wien hören, und sie verfehlten ihren Eindruck nicht. Ein im December daselbst gedichtetes Kriegslied, über dessen Verfasser niemand ungewiß sein konnte, weil so tapfere Dichterhand nicht zweimal existirte, ging in Abschriften umher. Darin hieß es frisch und kühn:

„Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die schwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluk,
Und hier ein Jesuit —
Das grinst uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unser Hochgesims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geschrei's:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unsrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben sie! Geschoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was sie geschürzt, das Eisen soll's
Auf ihrem Kopf zerhaun."

Was sie geschürzt, das Eisen soll's auf ihrem Kopf zerhaun! Das klang furchtbar in das diplomatische Geflüster und in die Munterkeit der Feste, und wurde Losung und Feldgeschrei nicht nur preußischer Stimmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei diesen Zeilen erschrecken, andere ebenso sie mit Jubel aufnehmen sehen.

Unter banger Ungewißheit war der Jahreswechsel eingetreten und das Jahr 1815 begann in angstvoller Spannung. Es war ein sonderbarer Eindruck, als wir den Zustand unerfüllter Wünsche und peinlicher Hinhaltung auch von einer Seite ausgesprochen fanden, woher wir dergleichen am wenigsten erwarten konnten. Wir lasen in der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung Verse von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang hieß:

„Sagt, wie schon am zweiten Tage
Sich ein zweites Fest entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben sie die Allgewälten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

„Nein! — dem Würdigen, dem Biedern,
Winden wir vollkommne Kränze," u. s. w.

Und so feiert der Dichter anstatt des großen vaterländischen Stoffes, der da fehlt, den kleinen örtlichen, der sich darbietet, nämlich das Jubiläum eines wackern herzoglich sächsischen Staatsdieners. Dieses fast bescheidene und doch so bestimmte „Nein" aus des Dichters Munde that auf Alle, die es vernahmen, eine unbeschreibliche Wirkung, und aus der stillen Luft von Weimar in die trübgährende Atmosphäre von Wien versetzt, und hier den zu hundertmalen hergesagten Fragezeilen immer so rasch und klar sich anschließend, klang es zuletzt wie die bitterste Satire, wie der strafendste Hohn. Solch ein Wort ist um so schärfer, je harmloser dasselbe nur die schlichte Thatsache ausspricht; der ungeheure Beifall, den später in Frankreich die Lieder von Beranger erwarben, beruht lediglich hierauf, und der französische Dichter würde jenes „Nein" unsers deutschen, als Refrain zu Ende seiner Strophen sieben- oder achtmal wiederholt, leicht zum dauernden Kongreßliede verarbeitet haben. Bei uns tauchte das vereinzelte Wort, nachdem es eine Weile zur Genugthuung gekränkter Gemüther gedient, bald wieder in das litterarische Element zurück, aus dem es einen Augenblick hervorgeschnellt war.

Auf der Gegenseite hatten sich die Beeiferungen in ihrem gesuchten Verein bald weiter, als es der anfänglichen Absicht gemäß sein konnte, fortgerissen gesehn.

Gewiß war es nicht die Meinung, daß die Sachen zum Kriege kommen sollten. Aber diesen in Aussicht stellen hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens, aus einer festen und starken, nun auch eine drohende zu werden schien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da schlossen Oesterreich, England und Frankreich förmlich ein Bündniß, und verpflichteten sich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechselseitiger Unterstützung. Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim sollte auch der Vertrag bleiben. Oeffentlich mitgetheilt hat ihn zwölf Jahr später zuerst Herr von Gagern, wenn dieser aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um sein Dasein gewußt und der Kaiser Alexander erst durch Napoleon den nähern Inhalt erfahren, so ist dies ganz irrig, denn das Bündniß war auf der Stelle bekannt, und der preußische Kreis genugsam davon unterrichtet. Schon Bartholdy hatte von den Engländern den Anlauf der Sachen längst erlauscht. Ueberhaupt wird das Richtige und Wahre auch im politischen Fache leicht und schnell gewußt, nur verliert es sich gewöhnlich in einer Masse von mit überkommenem Falschen, welches den Draußenstehenden oft völlig verwirrt, das aber der Eingeweihte sonder Mühe erkennt und ausscheidet.

Dieses Bündniß war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, sondern alsbald wieder nachließ. Den Theilhabern mochte die genommene Stellung doch schon bedenklich scheinen, und ein Rückschritt wünschenswerth dünken. Die Nachgiebigkeit erfolgte indeß zuerst von derjenigen Seite, wo Macht und Selbstständigkeit am wenigsten zu bezweifeln waren, von Seiten

Rußlands. Der Kaiser Alexander stimmte seine Ansprüche in Betreff Polens bedeutend herab, der österreichische Antheil wurde günstiger gestellt, der preußische beträchtlich ausgedehnt, Thorn und Krakau sollten freie Städte werden, und von diesen wurde später die erstere noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachsen eine veränderte Gestalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinsam einer, zwar noch immer herben und schweren, aber doch schon entschieden friedlichen Lösung entgegen.

Ein besonderes Schauspiel von sehr verschiedenartiger Wirkung brachte der 21. Januar. Den Todestag Ludwigs des Sechszehnten hatte die Restauration in Frankreich zu einem allgemeinen Trauerfest erhoben, und trieb damit ein partheisüchtiges Gepränge. Die Gesandtschaften im Auslande wurden angewiesen, den Tag durch kirchliche Feier zu begehen, und Talleyrand durfte nicht zurückbleiben. Er ließ in der St. Stephanskirche einen Trauergottesdienst halten, zu welchem der ganze Kongreß eingeladen wurde, und der prunkvoll sein sollte, und vielleicht kostbar genug, aber doch gering ausfiel. In Frankreich war die Feier jenes trauervollen Tages, in welcher wenig Rührung aber desto mehr Haß sichtbar wurde, eine unkluge Herausforderung; in Wien erschien sie, wo nicht grade ärgerlich, doch wenig angemessen. Man hielt es für sehr unnöthig, daß in Gegenwart so vieler Fürsten die Hinrichtung eines der angesehensten feierlich in Erinnerung gebracht wurde, man glaubte ein solches Ereigniß bleibe besser in Dunkel und Vergessenheit.

Es kamen Dinge zur Sprache, die man lieber unbesprochen lassen mußte, und selbst die Person Ludwigs des Achtzehnten blieb nicht verschont, denn natürlich wiederhallten die Stimmen aus Frankreich auch in Wien. Talleyrand hatte bei der Sache auch keine richtige Stellung, sie mußte ihm jedenfalls peinlich sein; der Gedanke an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lag so nahe, und bei dieser Unthat schien einige Mitschuld ihm doch beizumessen; überdies hatte er mit den Verurtheilern Ludwigs des Sechzehnten bis dahin stets im besten Frieden und Verkehr gelebt. Genug, das Ganze machte einen falschen Eindruck, und nahm sich im Oesterreichischen Beobachter zwar auch nicht sonderlich, aber doch besser als in der Wirklichkeit aus.

Unterdessen war aus England der Herzog von Wellington eingetroffen und als Bevollmächtigter an Lord Castlereagh's Stelle getreten, der nach London zurückkehrte und vorläufig wenigstens Ein Ergebniß des Kongresses mitbrachte, für das er die Theilnahme seiner Landsleute sehr erweckt wußte, nämlich die Abschaffung des Negerhandels. Der berühmte Feldherr hatte offenbar mehr Geschick für diplomatische Geschäfte als sein Vorgänger, wußte zu hören, und wenn auch nicht so wortreich, doch mehr sachgemäß zu reden. War seine Sendung darauf abgesehen, durch den Kriegsmann zu imponiren und durch sein Kraftwort die Andern zum Schweigen zu bringen, so blieb dieser Zweck verfehlt, denn man konnte bald wahrnehmen, daß recht eigentlich ein Unterhändler, und zwar ein sehr geschickter und sachkundiger,

in ihm gekommen war. — Wellington fand in Wien einen Waffengefährten in dem preußischen General von Grolman wieder, der vormals unter ihm in Spanien den Krieg mitgemacht hatte. Der Umstand war ohne Zweifel den preußischen Verständigungen günstig, wenigstens sah man zwischen den beiden Kriegsmännern das freundschaftlichste Vernehmen, und Wellington zeigte bei jedem Anlasse geflissentlich, wie sehr er den Mann persönlich und in ihm die Preußen ehre. Bei Gelegenheit späterer Verhandlungen wurde viel von einem würdigen und freimüthigen Schreiben gesprochen, das der General von Grolman aus eignem Antrieb an den Herzog gerichtet haben soll, um denselben aufzufordern, gewisse Vorschläge mit den Augen des Kriegers anzusehen und nach den Eingebungen des Soldatenherzens zu entscheiden. Wellington, so wurde versichert, rühmte die franke Ansprache, und hätte ihr gern durch die That genügt, allein die Sachen ließen sich nicht mehr umlenken. Deßhalb, und weil überhaupt der Schritt als ein ganz unamtlicher geschehen, scheint auch jede weitere Mittheilung darüber unterblieben zu sein. Eine angebliche Abschrift, die umherlief, wurde für unächt und untergeschoben erklärt und durchaus verworfen.

Die deutschen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eignen bisher gestockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nöthige Förderung finden zu können. Eifersucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten sich von allen Seiten, und der Andrang der mindermächtigen Fürsten und Staaten

wurde den wohlmeinenden Absichten Oesterreichs und Preußens, für die Gesammtheit der Deutschen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beschwerlicher. Für diese Richtung war die Einigkeit beider Mächte fast gar nicht gestört worden, die Gesinnung der beiderseitigen Staatsmänner beharrlich die gleiche geblieben. Auch der Kaiser von Rußland nahm sich der deutschen Sache wohlwollend an, und wirkte mittels seines Ansehens und Einflusses überall für das Beste der Gesammtheit, für die Sicherung volksthümlicher Rechte. Daß die Vertreter der kleinen deutschen Länder ein Recht hatten mitzusprechen, darf man nicht bezweifeln, denn es wurde ihnen zugestanden; daß in vielen dieser Männer der redlichste Eifer glühte und auch im Einzelnen die wichtigsten Dienste leistete, wird ihnen stets rühmlichst anzuerkennen sein; aber im Ganzen müssen wir wiederholt beklagen, daß die Gestaltung der Dinge nicht aus engerem Rath hervorgegangen und ausschließlich von den großen Stimmführern geleitet worden ist.

Durch den Zusammenstoß der Ansprüche entstanden auch solche Reibungen, welche persönliche Abmachung zu fordern schienen. Man erzählte von unerhörten Auftritten, welche Stein bei dem Grafen von Stackelberg gehabt, und wo der Reichsritter sich wie Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen gefühlt, die sich auch keinen Augenblick bedacht hätten, ihre Fehde persönlich auszufechten. Die großen Mächte hatten kaum wieder aufgegeben durch die Waffen ihre Sache zu entscheiden, so schien die Kampflust in die Einzelnen zu fahren, und

es fehlte nicht viel, so hätte der Kongreß das Zwischenspiel eines merkwürdigen Zweikampfs gesehen. Zwei hohe Fürstensöhne, beide ritterlich und krieggeprüft, hatten schon Ort und Zeit bestimmt, ihre Mißhelligkeit auszugleichen, als noch eben Vermittlung hinzutrat und ein so unheilvolles Beispiel verhüten konnte.

Auch in weniger hohen Kreisen waren Streitigkeiten zu vermitteln, welche ohne Dazwischenkunft ruhiger Besonnenheit einen schlimmen Ausgang nehmen konnten. Ein Fall dieser Art wird künftig zu erzählen sein. Es kam die Rede darauf, ob nicht der Kongreß angegangen werden sollte, den Zweikampf allgemein abzuschaffen, und Ehrengerichte anstatt seiner einzusetzen. Gentz bat um's Himmels willen, die Mühewaltung der Diplomaten nicht durch neue Ansuchen zu vermehren, sie abzuweisen sei schon des Leidens zu viel, nun gar aber einen solchen Gegenstand aufzunehmen, auch für ihn einen Ausschuß zu bestellen, würde ihm der Gipfel der Thorheit dünken. Jemand schlug einen Ausschuß vor, und wollte Gentzen als erstes Mitglied, was dieser sehr übel nahm, nicht darum, weil der Scherz anzüglich war, sondern weil solcher Gedanke ihn gleich im Ernst quälte und auf Tage hinaus unglücklich machte.

Konnte man auch eines Humboldt oder Gentz in dieser Zeit kaum habhaft werden, fehlte es doch an geistreichen Wortführern nicht, und lebendige Erörterungen allgemeiner Fragen fielen täglich vor. Der Oberst von Nostitz, Koreff, und der Mahler Meier aus Rathenau, glänzten hier in erster Reihe. Letzterer war einer der begabten Menschen, deren Sinn jeden Gegenstand erfassen und in den eignen Kreis der Betrachtung ziehen

kann. Ich hatte ihn früher in Dresden gekannt, außerdem war er mit dem Fouqué'schen Kreise in Nennhausen und von Halle her mit Harscher wohlvertraut; doch überflog er schnell solche Einführungsansprüche bei uns, und stand in wenig Augenblicken als ein durch sich selbst Berechtigter in größter Innigkeit. Er hatte den Befreiungskrieg rühmlich mitgemacht, dann kürzlich geheirathet, und wollte nun in Wien seine Kunst ausüben, fühlte aber bald, daß er für andere Lebensthätigkeit geboren sei und widerstand nicht, als es wieder Krieg gab, der Lust nochmals Soldat zu werden, leider zum Unheil, denn er kehrte nicht wieder! In der Schlacht von Belle-alliance wurde er mit einem Befehl beauftragt, der ihn unter die feindlichen Kartätschen führte, und er verschwand spurlos. Den Dingen neue und unerwartete Seiten abzugewinnen, war seine Laune unerschöpflich, und sie kam aus einem tiefen und liebevollen Herzen; Jean Paul Richter, der ihn persönlich gekannt und sehr lieb gehabt, war ganz davon eingenommen. Sei diese Erwähnung hier ihm ein Denkstein, dessen sein unbekanntes Grab ohnehin entbehrt!

Von antheilnehmenden Landsleuten hab' ich hier, außer dem Grafen von Flemming, noch des Majors von Eckardstein und des Oberstlieutenants von Hedemann zu erwähnen, in welchem die günstige Vorstellung, die sich überall dem preußischen Namen verknüpfte, ihre würdigen Vertreter hatte. Ferner ist als ausgezeichnete Erscheinung Dehn zu nennen, der in schwedischen Aufträgen eben aus Norwegen eingetroffen war, und den ansehnlichsten Geschäften vorstand. Er war einer der wenigen Männer seines Ursprungs und Standes, der

beide, durch wahrhafte Bildung der großen und feinen Welt und durch ausgezeichnetes Betragen, gänzlich verläugnete, und deßhalb auch in den höchsten Kreisen sich seltner Erfolge rühmen konnte. Hat er seine Denkwürdigkeiten, die er wirklich zu schreiben angefangen, nicht zu früh wieder aufgegeben, so dürften wir ein Seitenstück zu Gourville empfangen.

Die Frage über Sachsen war schon in das Geleise gebracht, in welchem sie nun unverändert ihrer Entscheidung entgegen rückte, also wenn auch nicht der Form doch dem Wesen nach entschieden, als die von mir unternommene Druckschrift erschien. Hardenberg hatte sie Cotta'n zur Besorgung übergeben, dieser aber sie in Sachsen drucken lassen, wo sie absichtliche Verzögerung erfuhr, und um mehrere Wochen verspätet wurde. Sie trat nun gleichzeitig mit der von Niebuhr versprochenen ans Licht, und mit noch einer andern, als deren Verfasser Eichhorn genannt wurde. Die Niebuhr'sche machte, schon des Namens wegen, dann auch durch die eigenthümliche Behandlung der Sache, großes Aufsehen, doch wollte man von den beiden andern, anonym erschienenen Schriften mehr Wirkung verspüren, wenigstens war der Eindruck versöhnlicher und gewinnender. Gegen Niebuhr wollte Friedrich Schlegel auftreten, der ihm vorwarf, in römischer Welt und Geschichte möchte er heimisch sein, von deutschen Sachen aber verstände er nichts. Schlegel selbst urtheilte hier mit mehr Dünkel als Grund, und ich bestritt ihn lebhaft, konnte aber bei manchen seiner Behauptungen nur die Achseln zucken, und fragte ihn

zuletzt, ob ihm denn überhaupt die Sache noch der Erörterung werth dünke, da nach seiner Ueberzeugung die Welt höchstens nur noch hundert und sechzig Jahre bestehen werde? Wirklich behauptete der, bei allem Geiste, von Einbildungen befangene Mann in allem Ernste, nach Verlauf dieser Zeit müsse das Ende der Welt eintreten. Aus demselben Munde nun das Lob meiner Schrift zu hören, konnte mich wenig freuen, so wie mich fast verwirrte und beschämte, daß auch Gentz sich zufrieden erklärte, und daß die Allemannia nur mäßig schalt. —

Die Franzosen suchten die sächsischen Fäden noch festzuhalten, hatten aber indeß andre aufgenommen, an welchen für sie viel nähere Betheiligung hing. Aus dem Sturze Napoleon's hatten sich nur zwei mit ihm Emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anschließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde schon kein unnachsichtliches Vergehen mehr sein sollte, so durfte auch der Abfall von ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienst gelten, und in Betreff Murat's war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Diesen Eindringling fortwährend auf dem Throne von Neapel zu sehen, war den Bourbons unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sicilien noch beherrschende Fürstenhaus auch in Neapel wieder einzusetzen. Das Nebeneinanderstehen der beiderseitigen Abgeordneten Neapels und Siciliens auf dem Kongreß war allerdings eine seltsame Erscheinung, und schrie laut die Thatsache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke sei, wo kein Grundsatz hineinpasse.

Der französische Antrag verursachte große Aufregung, und fand, wie die gleichzeitigen Wünsche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne versetzt würde, vielfache Zustimmung. Die geschlossenen Verträge jedoch waren ein starker Schutz, und Murat's Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürst von Cariati, benahmen sich als Sieger, während die sicilianischen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Ruffo das Ansehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat seinen Vortheil verstanden hätte, ist schwer zu sagen, vielleicht wäre er seinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Thorheit beschleunigten. Durch die ausgesprochene Feindschaft der Bourbons aufgereizt, im Bewußtsein der eignen Handlungsweise wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er durch eigne Kraft sich behaupten zu können, träumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüstungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächst und wesentlich Oesterreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange schon zogen in der Stille immer mehr österreichische Truppen nach Italien, und als späterhin auf jener Seite die Bewegung sichtbar wurde, stand auch auf dieser Seite schon ein Heer gerüstet.

Bei dieser Gelegenheit hörte man auch öfters die Gesellschaft der Carbonari nennen, die ihr Absehen auf die Einheit Italiens gerichtet haben sollte. Wiefern Murat ihr Haupt geworden, sie durch ihn oder er durch sie stark werden könne, die Bestandtheile, Verzweigung, Form dieser Brüderschaft, gaben den Stoff mannigfacher

Vermuthungen und Betrachtungen. Carpani, einer der leidenschaftlichen Italiäner, welche aus Liebhaberei Politik wie Musik treiben, und der, ganz österreichisch gesinnt, den heftigsten Haß gegen die Franzosen hegte, war über das Wesen der Carbonari, so schien es, vollkommen im Klaren, und gab uns gleich damals zuverlässigen Bericht, der sich in den spätern Zeiten durch alle reichlichen Aufschlüsse nur bestätigte. Er gestand, daß der Bund eine lockende, eine für jeden Italiäner erhebende Seite habe, und er selber stimme gleich ein, wenn Oesterreich das Haupt sein wolle, dagegen verwünschte er heftig jede Anschließung an Murat. Entgegengesetzte Wendungen lagen damals noch beisammen, und es schien nur von der Willkür abzuhängen, die eine oder die andere vorzuziehen. Freund oder Feind, die Wahl schien offen. Niemand aber traute damals den Carbonari solche Bedeutung und Wirksamkeit zu, als wir von ihnen später gesehen haben, noch konnte man ahnden, daß das Unheil solcher Umtriebe bald in unserm stillen Deutschlande zu verfolgen sein würde!

Während sich die Blicke besorglich nach Süden wandten, und der Norden sich kaum erhellte, behielt Wien unverändert dasselbe Ansehen, immer drängten sich die Festlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die gastfreie Herrlichkeit, den Reichthum und die Grazie der Bewirthung, man mußte die Hülfsquellen dieses Aufwandes für un-

erschöpflich halten. Die große Welt entsprach allen Forderungen, die sie an sich selber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte sich sogar, und immer andre Fremde strömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbst die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechsels, die prächtigen bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Basteien wiederholte sich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an kirchlich-religiösem Schauspiel sollte es dem Kongresse nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Personen berufen schien, die vornehme Welt von dieser Seite anzusprechen, auch bereits mit dem Kaiser Alexander in vertrautem Verkehr stand und bald in hohe und folgenreiche Wirksamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrschend katholischen Einflüssen des Orts mit ihrer protestantischen Mystik schwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner sich eingefunden, der königsbergische Preuße, Verfasser der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und andrer Theaterstücke, der seinen lange versteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholisch und bald auch Priester geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem halb faselnden halb trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft" den Sieg der Verbündeten besungen, und in seiner Weise, die alles durcheinander mischte, die protestantische Königin Luise von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdische Siegeswerk mit

vollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenossen achteten solcher Absprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und niemand mochte die poetische Lizenz rügen, mit der die dogmatische Unterscheidung einen Augenblick der praktischen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein seit Jahresfrist waren alle, bis dahin unbestimmt in einander fließenden, Meinungen und Denkarten zur Entwicklung vorgeschritten, und hatten sich gesondert und befestigt. So war denn auch Werner seitdem schon ein ganz andrer Katholik geworden, und jetzt der Erste, solche poetische Milde, welche den Nichtkatholiken den katholischen Himmel öffnet, und sie dort sogar mit dem Heiligenschein schmückt, als eine sündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf strenges Bekenntniß zur katholischen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Pabst, und hätte sich um keinen Preis mehr erdreistet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzusprechen. In den Fasten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, sein bekannter Name und Lebenslauf, wie sein wunderliches Wesen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geistlichen Ertrag auch reichlichst weltliche Unterhaltung versprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu seiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauspiel- und Gesellschaftswesen, entfaltete er seine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger sich erlauben, was alles seine Dreistigkeit antasten, seine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Lust besprach er seine eignen, persönlichen Angelegenheiten, seine Sündhaftigkeit, seine Bekehrung und Buße, und

indem er den Andern die Hölle heiß machte, schwelgte seine Eitelkeit in doppelter Selbstbespiegelung, der ehemaligen Weltlust und der jetzigen Auserwählung. Er machte wahre Theaterstreiche, nicht nur ärgerliche, sondern oft geradezu unanständige. Er gefiel sich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angst zu versetzen, ja diese bis zum Gipfel des Schreckens zu steigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnsinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieser Spitze seinen Vortrag in das gewöhnliche 'Geleis hinabstürzen, wo sich alles in zulässiger Weise ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allersündlichsten und ärgerlichsten Theile des menschlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angiebt, durch die er sich bemerkbar macht, endlich, nach der absichtlich beunruhigendsten Aufzählung derselben, mit unerhörter Dreistigkeit fragt, ob er ihn noch erst nennen, oder gar ihn zeigen solle? darauf aber ausruft: „Die Zunge ist es!“ — der hat das sprechendste Beispiel, auf wie ärgerliche Weise dieser Schäker Schimpf und Spott mit seinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er seine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche solchen hautgoût und das Heilige mit solchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ sich leidlich an. Der König von Sachsen war in Preßburg angekommen,

und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachsens nun einstimmig, unterhandelten über seinen Beitritt zu dem Beschlossenen. In Wien schwebte das Schauspiel einer stattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt sich, arbeitete und schlenderte, wie bisher; — da wurden plötzlich Mittags am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Insel Elba verlassen habe, und mit seiner Kriegsmannschaft auf sechs Schiffen nordwärts steuernd gesehen worden sei. Die erste Kunde dieses Ereignisses empfing der Fürst von Metternich schon am frühen Morgen. Eine Konferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte sich bei ihm nachts bis nach 3 Uhr erstreckt. Da die Häupter aller Kabinette zu Wien vereint waren, so hatte er seinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, ihn, wenn Kouriere spät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu stören. Ungeachtet dieses Befehls aber brachte der Kammerdiener ihm gegen 6 Uhr eine mittelst Stafette eingelangte, als „dringend" bezeichnete Depesche. Der Fürst las auf dem Umschlage die Worte: „Vom kaiserlich-königlichen Generalkonsulate zu Genua", und da er kaum zwei Stunden zu Bette und der Ruhe sehr bedürftig war, so legte er die für nicht so wichtig erachtete Depesche uneröffnet auf den nebenstehenden Nachttisch, und wollte weiterschlafen. Einmal gestört, konnte er jedoch den Schlaf nicht so recht wiederfinden, und gegen halb 8 Uhr entschloß er sich, die Schrift zu erbrechen. Er fand mit Erstaunen in sechs Zeilen die Anzeige, der englische Kommissair Campbell sei so eben

im Hafen von Genua erschienen, um sich zu erkundigen, ob Napoleon sich dort nicht habe blicken lassen, denn von Elba sei er verschwunden, worauf in Folge der verneinenden Antwort die englische Fregatte ungesäumt wieder in See gegangen. In wenigen Minuten war nun der Fürst angekleidet, und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiser Franz. Derselbe las den Bericht, und sprach ruhig und gefaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, die folgenden Worte: „Napoleon scheint den Abenteurer spielen zu wollen; dies ist seine Sache. Die unsere ist, die Ruhe, welche er Jahre lang störte, der Welt zu sichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen, und sagen Sie ihnen, daß ich bereit bin meiner Armee alsbald den Rückmarsch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverstanden sein werden.“ Gleich nach 8 Uhr war der Fürst bei'm Kaiser Alexander, welcher ihn mit denselben Worten beschied wie der Kaiser Franz; eine Viertelstunde später empfing er dieselbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war er schon wieder zu Hause, wohin er bereits den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr stellten sich auf seine Aufforderung die Minister der vier Mächte bei ihm ein, und um dieselbe Stunde schon Adjutanten in allen Richtungen unterwegs, den Truppen, welche heimzogen, den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Als die Minister bei dem Fürsten eintraten, war ihnen das Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand kam zuerst, und las den Bericht aus Genua. Er blieb kalt, und folgendes lakonische Gespräch fand Statt: — Talleyr.

Savez-vous où va Napoléon? — Mettern. Le rapport n'en dit rien. — Talleyr. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — Mettern. Il ira droit à Paris! — Da schon vorher, binnen weniger als einer Stunde, alles durch den Fürsten mit den Monarchen selbst abgethan und der Krieg beschlossen war, so blieben nur die Maßregeln der Ausführung zu verhandeln, und für diese Beschlußnahmen fand sich keine Schwierigkeit.

Im Laufe des Vormittags kam noch ein englischer Kourier, der am 2. März in der Frühe Genua verlassen hatte, und bald nachher abermals ein österreichischer mit den Nachrichten vom Abend jenes Tages. Gegen Mittag war das Ereigniß durch ganz Wien bekannt, und der Eindruck ist nicht zu beschreiben, den die gleich einem Lauffeuer verbreitete Nachricht auf alle Menschen machte. Jedermann fühlte, daß dieser Schlag eine Schicksalswendung sein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Gesichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unsicher, alles Bewegte stillgestellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Fassung kamen, wird man schon glauben. Der Kaiser Alexander sagte, das Ereigniß werde ein geringes sein, sobald man es nur nicht als ein solches behandle. Der Gleichmuth des Fürsten von Metternich blieb unerschüttert, sein Blick hatte sogar auf der Stelle erkannt, daß Frankreich bedrohter sei als Italien; aber auch Gentz, der persönlich so leicht erschreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!“ Ich muß auch sagen, daß ich einen Diplomaten gesehn, der unter den Augen einer Dame,

die seiner Huldigung versichert sein sollte, die Nachricht als die allergleichgültigste aufnahm, und mit seltener Bemeisterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderm Gegenstande jetzt Sinn und Geist ihm schon erfüllt seien! Die Franzosen, Talleyrand an der Spitze, suchten die möglichst gleichgültige Haltung zu behaupten; solche Stimmung, wahr oder erkünstelt, herrschte auch am Abend jenes bewegten Tages, wo alle hohe und vornehme Welt bei der Kaiserin von Oesterreich der Aufführung eines Schauspiels beiwohnte. Talleyrand fürchtete wirklich am meisten für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt, an Frankreich schien ihm ein Einbruch Napoleon's gleich im Beginn zerschellen zu müssen. Doch glaubten die meisten Menschen, Napoleon werde sich nach Frankreich wenden. Am 10. März brachte ein österreichischer Kourier aus Genua die Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet sei, und das Schloß von Antibes zu überfallen versucht habe. Am 13. kam abermals ein österreichischer Kourier aus Genua mit Nachrichten vom 5. Nun begann auch Talleyrand, und mit ihm der Herzog von Dalberg, zu zagen, besonders da auch ein Kourier aus Paris mit Nachrichten vom 5. eintraf, an welchem Tage man dort von dem ganzen Ereignisse noch keine Kunde hatte. Nach glaubhaften Versicherungen war Talleyrand einen Augenblick sichtbar getroffen und starrte stumm vor sich hin; doch nur im ersten Augenblick, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er sich wieder in seiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Die Italiäner freuten sich, daß Napoleon sich nach Frankreich geworfen; Carpani rief mit Heftigkeit, es sei ein Uebermaß

von Segen, der Himmel führe den Bösewicht grade dahin, wo seiner die unfehlbarste Strafe harre. Ueberhaupt, so wie man nur erst wieder sich besonnen, sich wechselseitig gesprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenschaften aus, und Haß und Wuth machte sich in den wildesten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der sie durch sein bloßes Erscheinen schüttelte und zauste, zu schmähen, zu verachten.

Diese Stimmung, welche, bei schon geringerer Besorgniß, sich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr seine Verhältnisse nicht verschlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günstig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrschende Meinung gleich für den Urheber, wenigstens für den stärksten Anstifter des kraftvollen Beschlusses, durch welchen die zum Kongreß versammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn selbst außer dem Gesetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieser Erklärung war groß, wurde aber bald geschwächt durch die Nachrichten, die in rascher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortschritte meldeten. Anstatt ihn umzingelt und gefangen zu sehen, sah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons schwach und rathlos an Flucht denken. Eilig schritten nun die Mächte zum völligen Abschlusse der sächsischen Frage, und überwanden durch ernstliche Vorstellungen, an denen Talleyrand noch bestens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachsen. Hiemit

endete die französische Wirksamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marschall Ney, auf den man die unsinnigsten Hoffnungen gesetzt hatte, nichts ausrichtete, sondern sogar von seinen Truppen fortgerissen dem wiederkehrenden Kaiser sich anschloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen diesen kein Widerstand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren sei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongresse schwand in sich selber dahin, und als am 25. März Oesterreich, Rußland, England und Preußen auf's neue sich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertstreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in seinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angst, Wahn und Enttäuschung, von welchem die Seele bestürmt worden, erst wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zustand in's Auge fassen. Wir dürfen es wohl sagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in seiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geschichte nicht aufzuweisen, als diesen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernsten Dinge aus, nur den einfachsten Zusammenhang wollte man nicht sehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder auf's neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber standen, und daß man sich mit dieser abfinden müsse, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieser Fall mußte sich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen

und Bündnisse, welche der vollständigen Entwicklung des Ereignisses vorangegangen waren, und daher durch diese nun neu bedingt werden konnten. Wirklich trat Napoleon, im Wiederbesitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot sich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein solches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zustand Europas, die Verhältnisse der Mächte untereinander, mußten zu ernsten Betrachtungen auffordern. England verwahrte sich schon, in dem bevorstehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinsetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck sein, so durften andere Mächte lieber sehen, daß Napoleon's Dynastie monarchisch, als daß neue Revolutionsgewalten republikanisch in Frankreich herrschten, und die noch nicht aufgelösten Verhältnisse, welche Napoleon persönlich mit Oesterreich verknüpften, konnten diese Macht auch für ihn selbst noch günstig stimmen. Er griff von seiner Seite diese Möglichkeit begierig auf, und benutzte sie zu verheißenden Vorspiegelungen für die Franzosen, bei Oesterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchstens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin seine Absichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüssig sei, und diese Angabe war ihm so entschieden und drängend, daß sie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen sei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So

gut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, so schlecht war er es in diesem. Allerdings wollten die Monarchen Wien schon verlassen, die Tage des Bleibens wurden schon gezählt und die Abreise sehr nah angegeben. Allein die Trennung der Herrscher würde nicht den Frieden gestört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen wieder in besserem Gange, und ihre Fortsetzung gesichert. Allerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz andern Eindruck gemacht, und seine politische Arglist einen ungleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter des Kongresses nicht mehr beisammen gewesen, und die Nachricht des großen Ereignisses jedem abgesondert zugekommen; die Gemeinsamkeit der Entschlüsse und Maßregeln würde aus der Ferne höchst schwierig zu unterhandeln gewesen sein, die augenblickliche Schnelligkeit und nachdrückliche Kraft des Zusammenseins durch nichts zu ersetzen. Aber die Zustände Frankreichs waren die entscheidendern, sie litten keinen Aufschub, und Napoleon hätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zustände in Wien weniger getäuscht gewesen wäre.

Die öffentliche Aufmerksamkeit mußte sich bei dieser Wiederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf seine Gemahlin und seinen Sohn richten, welche während des Kongresses ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf dem Schlosse in Schönbrunn hatten. Ein Versuch, den jungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war von Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im entscheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Aufsehen, hatte aber nur die Folge, daß eine strengere Bewachung eintrat.

Aber nicht auf Oesterreich allein richtete Napoleon

seine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten suchte er die Vortheile darzulegen, deren sie im Bunde mit ihm, oder wenigstens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig sein würden. Gar leicht ließ sich ermessen, welcherlei Verbindungen er zunächst hoffte herzustellen, auf welchen Punkten seine Lockungen zumeist Erfolg haben könnten. Ueberall aber fand er seine Erwartung getäuscht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen schon längst sein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, sich dem Feldherrn, Vater und Kaiser anzuschließen, blieb seinem Worte getreu, Wien nicht zu verlassen, und verdiente die Zuversicht, welche namentlich der Kaiser Alexander in dasselbe setzte. Auch sah man grade in dieser Zeit beide fast täglich Arm in Arm auf der Bastei lustwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erstickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiser Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutschland nirgends gelang, wiewohl der neue Zustand schon mancherlei Unzufriedne gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verschmähte, auch seinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr desselben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, schlau, umsichtig, gerieben, sah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entschieden sei, und die Klugheit sich besser auf dieser Seite halte, als die entgegengesetzte suche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die gesellschaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geschäfte und der Richtung derselben, bot alles ein ganz anderes Ansehen. Der wiedererstandene gemeinsame Feind stärkte die Bande der Vereinigung, des Zusammenhaltens, zunächst unter den grossen Mächten, welche der Zwistigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den grossen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüstungen aller Art, die Anordnungen der Heermassen, der Truppenmärsche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anwesenden höchsten Militairpersonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminister kamen zusammen, die Finanzminister wurden befragt. Bei den Oesterreichern stand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchstem Ruhme; die preußischen Anstalten fanden überall kräftige Förderer, die Einsichten des Kriegers und des Staatsmannes in seltnem Verein bewährte wie schon früher so auch jetzt der General Freiherr von dem Knesebeck in der höchsten politischen Sphäre, Boyen, Rühle von Lilienstern, Ribbentrop, wirkten in ihren Kreisen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegerischen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Gesinnungen feuriger, die Kräfte rascher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erst der Verheißungen, wie sie durch die berühmte Verordnung

vom 22. Mai ertheilt wurden, diese Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegerische Leidenschaft jede andre vergessend, erhob sich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren schnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerschaaren der Freiwilligen wiedererstanden. Preußische Truppen standen die ersten schlagfertig im Felde. Dem Kriegsminister General von Boyen, dessen ungeirrte Einsicht mit fester Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienst einstimmig zuerkannt, und sein Namen dem seines großen Vorgängers Scharnhorst würdig zur Seite gestellt.

Als eine neue Gestalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieser Zeit der Turnmeister Jahn auffallen, der von Berlin zum Besuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutschthümler schon durch seinen Bart, seine langen Haare, seine altdeutsche Tracht, nicht weniger aber durch die Entschiedenheit und den Trotz seiner Meinungen, den rücksichtslosen baaren Ausdruck seiner kurzen Rede. Bei dem Fürsten von Hardenberg zur Tafel geladen, erschien er in seiner ganzen Turndeutschheit, in gewohnter Lässigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockensten Wetter in kothigen, so daß man glauben konnte, er halte das zum Kostüm gehörig, und habe sich mühsam eigends beschmiert, wie Andre sich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen, und hatte durch sein Wesen großen Einfluß. Dem Finanzminister Freiherrn von Bülow, der sich gutwillig zur Verhandlung

einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, sagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, sich durch mich ihm vorzustellen, verleitete den Kraftmann auch hier sein Spiel zu versuchen, das aber schlecht gelang, der überlegene Geist hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Fassung stehen, als wisse er selbst nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien sich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden sei, auf dem er mit seinem Wesen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daselbst, wo er auf seinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuschüren.

In den diplomatischen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündnisse erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die mannigfachen Verhältnisse forderten vielerlei Rücksichten. Die besondern Festsetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weise der Leistungen, des Anschlusses und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerspruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwiesen sich die kleinsten Staaten hier oft als die schwierigsten, so daß ein preußischer Staatsbeamter gegen solche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen seine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann seinen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden sind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch

stellte, dessen Zweck sich schon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erscheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Justus Gruner, Generalgouverneur in Düsseldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erschreckten, und fast ärger waren als alles, was die Franzosen in dieser Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegerische Eifer so rein und edel war, zeigte sich der politische Sinn dürftig, oder auf unsichrer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzosenhaß, und der sollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwischen sehr gewechselt hatten. Ich selber hatte das Unglück, in dieser Zeit einen Aufsatz zu schreiben, der fanatischer ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich späterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneisenau, der von dem Verfasser nichts wußte, in zehntausend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen lassen!

In Wien entstand während der Zwischenzeit, in der man sich besinnen und die Verhältnisse überlegen konnte, auch sehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umstände zuließen oder gebieten könnten, daß Oesterreich, in Folge seiner besondern Verbindung, die Herrschaft Napoleon's in Frankreich sich gefallen ließe, und zwischen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben diesen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angesehene Männer sprachen ihn freimüthig aus, und am meisten verbreitet war er in der zahlreichen Klasse, die dem Volk am nächsten steht, ohne schon das Volk zu sein. Daß Gentz, wie versichert wird,

im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erschreckte, diesen friedlichen Ausweg näher angesehen habe, ist glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongresses nicht für überflüssig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umständlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten sie gefunden, daß ihre früheren Beschlüsse zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungesäumt mit vereinten Kräften zu beginnen sei. Demnach mußte jeder Zweifel schwinden und alle Thätigkeit sich der ausgesprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht schicklich auseinander gehen, ohne die noch schwebenden dringenden Fragen zu lösen, und namentlich auch den deutschen Angelegenheiten schließlich eine feste Gestalt zu ertheilen. Demnach wurde die sächsische Sache ernstlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zustimmung am 18. Mai endlich zum Abschlusse gebracht. Die deutschen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und schwierige Art; ja die Bedenken und Einsprüche, kaum noch Hauptsachen betreffend, schienen grade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unsäglicher Anstrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutsche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erst in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber selbst aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Gesammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets-

und Verfassungs-Beschlüsse wurde sodann, nebst den besondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zusammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongresses von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutsche Staaten wurden später zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menschlicher Dinge gleich äußerlich sichtbar würde, versagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, seine Unterschrift, nachdem er die Gründe seiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürsten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die ursprünglich zusammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur sieben, und außer der von Spanien ausgesprochenen stolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einspruch, durch den Kardinal Consalvi im Namen des Pabstes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholischen Kirche getroffen habe.

Damit schloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochenen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder später mit aufgenommen und weitergesponnen. Zu untersuchen, was im Ganzen geleistet, was gewonnen oder versäumt worden, ist hier nicht unsere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Ueberschwemmung heranziehen, wo es zuvörderst gilt, die noch rettbaren Gegenstände, eigne und fremde, möglichst bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil schon an der Sonne liegt, während das andre noch im Wasser schwimmt, und

wobei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das man kaum gehofft, und nicht in ersten Werth gestellt hatte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und es ist nicht die Schuld des Kongresses, wenn spätere Arbeiter die Sache nicht gehörig weiter besorgt oder gar Manches zerbrochen haben. Die neue Feststellung und Gewährleistung des Besitzstandes wie auch mancher Verfassungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staatensystems, das in seinem Aeußern seit zwanzig Jahren allerdings manche Veränderung erfuhr, im Wesentlichen aber noch fortdauert und der Boden ist, auf dem wir stehen.

Inzwischen waren aus allen Gegenden und Fernen die großen und kleinen Heereskräfte unabläßig gegen den Rhein und die Niederlande in Bewegung. In Belgien sammelte Wellington die englisch-niederländisch-hannöversche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußische; die russischen, die österreichischen Truppenmassen zogen dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher in Wien vereinigten Fürsten, Staatsmänner, Generale, waren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen Kriegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrscher hatten ihre Abreise längst beschlossen, und verließen endlich Wien, um demnächst im Feldlager aufs neue zusammenzutreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief in den Sommer hinein gegangen, und sahen die winterlich vollgedrängte Kongreßstadt nach und nach leer werden, die ländliche Umgegend öffnete sich, die weite Ferne

zog an, und nach und nach verlor sich, was nicht dem Mittelpunkte der Geschäfte angehörte. Auch wir genossen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende; denn es war längst ausgesprochen, daß ich nicht in Wien bei der Gesandtschaft, sondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen sollte. Unsre Gesellschaft war zerstreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardstein, Meier aus Rathenau, waren zum Kriegsdienst abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Nostitz und Andre unsres Kreises, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten schöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genossen der frischen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kallenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch seine Zuneigung und sein unübertreffliches Wienerischreden gar sehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit seiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns persönlich in friedliche Bilder ländlich-idyllischer Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Störungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem sichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächste Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnstein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Gesellschaft für sie versichert, reiste ich am 11. Juni mit dem

Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reisegefährte zugewiesen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeschäften ein neuer Strudel unser harrte. —

Baden-Baden. Brüssel. Berlin.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte sich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unsern Kreis und an ihm vorüber. Ein längerer Aufenthalt in Mannheim war durch die Umstände gerechtfertigt, und die Annehmlichkeiten das dortigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim ist die im südlichen Deutschland am meisten norddeutsche Stadt; ein Kern von höherer Bildung hatte sich dort unter dem Kurfürsten Karl Theodor angesetzt, und pflanzte sich in Geselligkeit, Litteratur, Kunstgeschmack, besonders auch im wohlgepflegten Theaterwesen, noch immer lebendig fort, mancher Spätling bezeugte durch Wort und That den Glanz jener früheren Zeiten; die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andre dieser Geltung, waren hier ansäßig; der in Carlsruhe beglaubigte niederländische Gesandte, Admiral von Kinkel, hatte hier seinen bleibenden Aufenthalt; Fremde, wie der

Freiherr Stryck van Linschoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, ließen sich gern auf längere Zeit hier nieder, an Besuchenden und Durchreisenden fehlte es nicht; ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und erfreulicher, als Karlsruhe, dort hatte ein verschwundener Hof gute Wirkungen zurückgelassen, die hier ein vorhandener meistentheils vermissen ließ. —

Gegen Ende des März aber richteten sich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Besuch dort eintraf. Die Prinzessin von Wallis hatte Italien verlassen, wo sie zuletzt unter Ausspähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen an andern Orten, auch nach Carlsruhe, um zu sehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, sondern auch sichtbar genug war, und die Zuflüsterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweisung dringend gewünscht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er sei nicht zum Richter jenes häuslichen Zwistes bestellt, der Lebenswandel der Prinzessin gehe ihn auch nicht an, noch immer sei sie Prinzessin von Wallis, und als solche und als seine Verwandte habe sie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeschmälerten Anspruch. Der sonst lässige, unentschlossene, aber im Herzen edle und mit gutem Verstande begabte Fürst hatte solche Augenblicke großmüthiger und fester Entschließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünschen gewesen wäre. Genug, die von

mächtigeren Höfen abgewiesene Prinzessin fand an dem badischen, der hierin selbstständiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings seltsam und anstößig, und gab weit und breit zu reden. Ich bin zwar kein Augenzeuge gewesen, da ich in Mannheim zu bleiben Ursache hatte, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundschaftlichen Briefes ersetzen, den ich in jenen Tagen empfing, und den ich hier einzuschalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geschrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur schönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverstanden. Das Interesse, welches diese Stadt in ästhetischer und diplomatischer Hinsicht darbieten kann, verschwindet neben jenem der badischen Residenz. Die Prinzessin von Wales beglückt letztere schon seit drei Tagen, und mit Erstaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenstern des Posthauses, wo sich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzessin blicken läßt. Am Hofe scheint man mit dem durchlauchtigsten Gaste wohl zufrieden zu sein. Man führt ein interessantes Gespräch, man singt in den Konzerten der Großherzogin, reitet spaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Fastenzeit einen Hoffball nicht gestattet. Die Schönheit der Prinzessin läßt sich nicht schildern, man muß sie gesehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgestern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu sich der Hof in Gala setzte, und bei dieser Gelegenheit ward der Prinzessin das diplomatische Korps vorgestellt. Wir nahmen uns recht schön aus. Da sie uns

in Beziehung auf ihre Reisen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer sei als jenes von München, und wir hierüber schon ziemlich genaue Notizen hatten, so vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzessin aus ihren vielen Reisen gezogen, nicht wohl zu entscheiden. — Der Oberhofmeister Bergami ist ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem stürmischen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünscht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tische ist er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich sein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erscheinen. An seiner Brust prangen drei Orden, auf seiner Rückseite ein Kammerherrnschlüssel, und auf seinem Säbel die Portraite der Murat'schen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen sehr festen Reiter, und wird als solcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche sämmtlich in eine Art Jägeruniform gesteckt sind, erregten nicht viel Aufmerksamkeit. — Die Prinzessin wohnte gestern der herrlichen Vorstellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war schön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Essig noch verschont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute ist eine Fahrt nach Baden veranstaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Neben ist seit einigen Tagen in Stuttgart, wo er stillschweigend „die verfluchten Konstitutionellen" mustert." —

Der Gegenstand war damals noch scherzhaft genug, um so launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war schon zu viel von dem innern Zusammenhange

dieser Geschichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu sein über die unwürdigen Anschläge, welche immerfort gegen die Prinzessin geschmiedet wurden, und bei jedem Redlichen sogar die Frage nach ihrer Schuld oder Unschuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen seine Gemahlin, die aber auch ihrerseits von frühster Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen seiner Feindseligkeit nicht seine englischen Gesandten, welche schwerlich seine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, sie wohl gar abgewiesen hätten, sondern seine hannöverschen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des sonst hochachtungswerthen Grafen von Münster, dieser Leidenschaft seines Herrn so willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverschen Gesandten mit in diesen gehässigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schlusse des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverscher Gesandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, seiner Dienstpflicht die Ausführung dessen, was man in diesem Falle von ihm verlangte, seufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er sich, um persönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief schon andeutet, für die Zeit der Anwesenheit der Prinzessin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreise erschien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigster Gesinnung erfüllte Mann unterzog sich den niedrigsten Nachforschungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, uud eine der letztern, deren Zeugniß besonders werthvoll schien, durch vieles Geld bewogen wurde, sich nach London abschicken und

dort reichlich verpflegen zu lassen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch diese traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umstände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentisch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß gesetzt hatte, so lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Aussage verlangt zu sehen, wobei ich zwar nichts zu Gunsten der Königin, aber scharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte aussprechen müssen. Ich sah es als eine Gunst des Schicksals an, daß diese Gefahr später nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieser kurzen Erscheinung der Prinzessin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz andrer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling starb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit sehr aus den Augen verloren, und sein Tod überraschte mich; die wenigen ausführlichen Gespräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine sanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und selbst Widerspruch gegen seinen Glauben mit liebevoller Nachsicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverstanden, wie ihm seine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch stets geistesrege, und ihn weit übersehende Frau sogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing sein Herz

noch immer, und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, dessen Wege er doch nicht zu verstehen bekannte. Von der Theorie der Geisterkunde wollte er nicht gern sprechen, er sah sie als eine Verirrung an. Gern und sehr anmuthig erzählte er seine Lebensbegegnisse, wobei mitunter sehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiser Alexander ihn einst, nach längern religiösen Unterhaltungen, auf's äußerste bedrängt, er solle sagen, welche der christlichen Partheien er am meisten übereinstimmend glaube mit der ächten, reinen Christuslehre? So hart war die Frage nicht gestellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten sollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, sondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf diese Frage, alle christlichen Bekenntnisse und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der christlichen Formen schlösse den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menschen selbst an, auf seine Gesinnungen und seinen Wandel. Der Kaiser war hiermit nicht zufrieden, und meinte, es müsse doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forscher wie Jung sei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage sich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaisers, und nach einigem Besinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder seinen Spruch, sein Gewissen erlaube ihm nicht, einen Vorzug einzuräumen. Endlich sagte der Kaiser, ihm selber sei die Sache beinah entschieden, nur wünschte er seine Meinung durch Andre bestätigt zu sehen, ihn dünke, die Herrnhuter entsprächen jenem Vorbild am meisten. „O ja, versetzte Jung, die Herrnhuter sind vortrefflich, und mir gewiß lieb; aber die Form thut es

auch hier nicht, und wenn der Mensch nur gut ist, so kann er in jeder gedeihen.“ Der Kaiser konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling ist merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher sich noch in seiner letzten Zeit ein Geist erhob, der in seinem frommen Wallen fast immer die Fesseln des Wahnes und Aberglaubens schwer mitgetragen hatte. Der Tod stand lange vor ihm, zögerte aber stets, und der Greis, der zu sterben wünschte, konnte sich der Klage nicht erwehren, daß sein Leidenszustand sehr groß sei. Eine seiner Enkelinnen stand an seinem Bette, und glaubte ihn trösten zu müssen: „Bedenken Sie aber, sagte sie, welche Herrlichkeit Sie bald sehen werden“, und nun mahlte sie ihm den Himmel mit den genauesten Zügen und Bildern, die in solchem Augenblicke doch allzu kindisch erscheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröstung unangemessen, und wies sie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man so recht doch nicht wissen.“ Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden besuchte, hat mir an dem Tage selbst, wo sie sie gehört, diese merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs sagen, daß sie mehr bedeuten, als bei frömmster Zuversicht, die Jung gewiß hatte, ihr schlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man so recht doch nicht wissen.“ —

Mehr als das Ableben des stillen Greises gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der ersten Hälfte des Mai sich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und starb sehr schnell an Krämpfen, ganz wie früher schon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren

auf das furchtbarste getroffen und erschüttert; mit diesem Prinzen erlosch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzessinnen, zu denen dieses Jahr noch eine dritte kam, und welche allesammt unangefochten heranwuchsen und blühten, während die Brüder früh starben, hatten keinen Anspruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; diese waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So schien das Unwahrscheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, sich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausstürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Bestürzung den wichtigen Trauerfall und besprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angst und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die schon bei dem frühern Falle leise geflüstert worden, erneuten sich lauter und dreister; besonders war das unterste Volk geschäftig, die abenteuerlichsten, unhaltbarsten Anschuldigungen in seiner dunklen Vorstellungsweise zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider schon in Betreff seiner selbst insgeheim ein solcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer seiner Diener, der sich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und sich aus Gewissensangst getödtet habe, wurzelte immer fester bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt selber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von diesen düstern Bildern mitergriffen, und nicht ohne

Widerwillen konnte sie manche Personen sehen, welche den hülflosen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten. —

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei seiner Durchreise in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er seit dem Jahre 1815 sich aufgehalten und die Entscheidung seiner preußischen Dienstanstellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um seine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geschärft an allen seit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereignissen, hatte er in Berlin beobachtet, und seine Wahrnehmungen waren von der Art, daß sie den Eingeweihten sowohl befriedigten, als überraschten, ersteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche sein Blick den Gegenständen noch abgewann. Seine Einsichten waren ein reicher Schatz, seine leichte Darstellungsgabe hatte ein scharfes Gepräge, seine Meinungen bewegten sich in einem großen Kreise, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umstände forderten. Aber grade diese seltnen Talente und Eigenschaften schlossen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchsten Verhältnissen einem Fürsten oder wenigstens einem Minister zur Seite stehen müssen, als dessen Aug' und Ohr, als eine leise Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geistigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren seine Gaben wo nicht verloren, denn er spendete sie bereitwillig aus, aber doch ihm selbst unnütz, er konnte sie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; sie waren zu hoch, zu vornehm

und zart, für den gemeinen Geschäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit sehr geringen Talenten abzufinden sind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte schreiben lassen, ein Gedanke, der sich von selbst aufhob, als neben Preußen auch Oesterreich ihre Leitung führen sollte! Aber nicht viel besser war es, daß der Fürst von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken lassen; diese hatte der Worte genug, sie harrte auf Thaten; was der Fürst, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch sagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte sagen mögen und können. Also für diesen durchaus ein Verhältniß der Herabstimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden sein konnte! Auch hatte er selbst ein richtiges Vorgefühl dieser falschen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn sich aufschließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn schätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich sah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur bestärken. Rahel aber sah die Sachen gleich von Anfang ungünstig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn seine Hoffnungen wollte sie nicht stören. —

Kaum war dieser Besuch vorüber, so erschien ein andrer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufsehen machte. Der päpstliche Nuncius Zen war beauftragt, die Sache der römischen Kurie gegen die deutsch-katholische Sache

des Kapitularvikarius von Konstanz, Freiherrn von Wessenberg, am badischen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzusetzen. Der Glanz und die Ehre einer solchen Beschickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgesetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet schien, lebte zu tief in dem Wesen des Religion, als daß sie sich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte sie in solchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit schon halb verfehlt, und der Nuncius klagte, seine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuscht. Der Minister Freiherr von Hacke lieh wohl den römischen Einflüsterungen ein williges Ohr, und benahm sich gegen Wessenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptsache stand doch immer in des letztern eigner Entscheidung, und dieser war in seinen Grundsätzen und Gesinnungen unerschütterlich. Die deutsch-katholische Kirche war damals auf dem besten Wege, sich in ächt christlicher Weise herzustellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfnisse des Vaterlandes gemäß und heilsam erschien, in ihrer Mitte selbst waren die Führer dieses gutes Werkes erstanden, Männer wie Wessenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen sich anschloß, sowohl der Geistlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entsprochen haben. Wessenberg besonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treusten Sinnes und der edelsten Geistesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Wessenberg wäre die größte Bürgschaft der innern Eintracht und des gedeihlichen

Fortschrittes gewesen. Allein die Regierungen, und namentlich die protestantischen, deren höchster Vortheil es war, jene heilsamen Bestrebungen zu fördern, durch welche die katholische Kirche in Deutschland eine deutsche geworden wäre, erwiesen sich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortsetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern ihre Mühen vergeblich blieben. Die persönliche Sache Wessenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entschloß sich, nach Rom zu gehen, und sich dort gegen die ihm gemachten Anschuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung so auch Schrecken und Angst. Wessenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämische Gegner, die seiner klaren, milden und volksgemäßen Gesinnung gram waren, ihn dort verläumdet, seine Feinde waren seine Richter, gehässige, unwissende Richter, was für ein Schicksal konnte dort seiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müssen, auch wäre wohl Wessenberg's Namen jenseits der Alpen nicht ganz machtlos gewesen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußersten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angesehene Personen redeten ihm warnend ab, seine Freunde beschworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es seine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich seinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit dar-

thun, daß seine Gegner ihn verläumdeten. Er reiste wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abschied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber sein Wirken war gebrochen, und freiwillig entsagte er der Bischofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieser Sachen in Deutschland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, sondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes gewesen wäre. —

Der Juni war mittlerweile vorgeschritten, und das schöne Wetter lockte nach Baden, das auch diesen Sommer wieder in größtem Glanze strahlte. Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europa's ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie selbst in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klassen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint. Selbst die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall schon verschrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meist sind es nur die mittlern Klassen, die in jener geselligen Unbehülflichkeit stecken bleiben, die wirklich vornehmen gehen willig und leicht in den gemeinsamen Typus ein, ja werden sogar dessen höchster Ausdruck. Doch waren überhaupt die Engländer, sowohl vornehmer als mittlerer Klassen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht so zahlreich, als wir sie späterhin jahraus jahrein dort angesiedelt sehen, sie hatten in der

Gesellschaft kein Uebergewicht und machten darauf auch keinen Anspruch.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Gesellschaft war abermals das Haus des Generals von Tettenborn, der, wie im vorigen Jahre, durch das Ansehn seines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der so reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten sich erstreckende Freigebigkeit, und vor allem durch seine und seiner Gattin stets erfreuende Liebenswürdigkeit, unausgesetzt alles Ausgezeichnete und Wünschenswerthe in seinen Kreis zog, und sogar neben dem wirklichen Landesherrn, wie dieser einmal scherzend äußerte, als der eigentliche Fürst des Ortes gelten konnte. Hier sah man, um fürerst der namhaften Fremden zu gedenken, die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung und die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, mit der ihrigen, den russischen Gesandten Grafen Golofkin, bekannt durch seine an eigner Festigkeit und Selbstverläugnung gescheiterte Gesandtschaft nach China, den noch jugendlichen, aber schon vielerfahrenen und kriegskundigen französischen General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire, den ehemaligen Präfekten in Rom Herrn von Montbreton-Norvins, den Advokaten und nachherigen Minister Teste, den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Rastoptschin. Der letztere Namen überstrahlte alle andern, und seine Person, in welcher die größten Gegensätze sich hart zusammengezogen zeigten, würde Aufsehn und Scheu erweckt haben, wäre sein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau schon unauflöslich verknüpft gewesen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden sein.

Er kam von Paris, wo er einen längeren Aufenthalt gemacht, und schien ganz erfrischt und erweckt von der geistigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in französische Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze französischer Unterhaltung, fesselte er durch seine leichte, freie Mittheilungsweise, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieses reiche Spiel von Geistesweben einen Hintergrund von eiserner Willenskraft und rücksichtsloser Selbstbestimmung hatte, von denen die Vorstellung halbwilder Leidenschaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That mischte sich in den Genuß, den jedermann in seiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, diesem Manne gegenüber sich zu fassen und zusammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerschöpflichkeit der Laune stand Rastoptschin dem Fürsten von Ligne nicht nach, aber unendlich verschieden war der Eindruck! Wenn man sich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Moose geschaukelt fühlte, so ahndete man bei Rastoptschin den Boden von scharfen Stacheln besäet, zwischen denen der Fuß vorsichtig zu setzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne seine Rednergabe sein Wesen nur abstoßend gewesen wäre, doch diese zog unwiderstehlich an. Es war ein Fest, ihn die scharfsinnigen, zum Theil höchst eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei seinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach seiner Weise in gelassener Erzählung und in springenden Vergleichen darstellen zu hören. Frankreich und die Franzosen, Paris und die Pariser schienen seine ganze Vorstellungskraft ergriffen zu haben, und wie sehr

sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Golofkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weisen versicherte, nirgends machten die Leute von Verdienst so sicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber so gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux) heißen müsse, weil es ihnen dort entschieden am besten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Gesandten schlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein großer Entschluß wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern eben so durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen

Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verstimmung. Doch glaubte ich trotz dieser Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewisse Aehnlichkeit zuschreiben, dieselbe scheinbare Kälte, unter welcher sich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieselbe scharfe Quelle des scharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, sich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Gesprächen sich so leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieser außerordentliche Mann hatte schon früh seine Handlungsweise durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiser Paul Minister der auswärtigen Angelegenheiten schien er mit der rauhen Sinnesart seines Herrn trefflichst einzustimmen. Allgemein wurde über die schneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war fast immer Geist oder Witz in seinen Aeußerungen. Dem Grafen Michael Oginski, der mit der Empfehlung des preußischen Ministers Grafen von Haugwitz bei dem Kaiser die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erbeten hatte, ertheilte Rastoptschin am 29. März 1799 den abschlägigen Bescheid in folgenden lakonischen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a ordonné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être“ etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzosen war seine zusammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth gesteigert. Seine schrecklichen

Aufrufe an das Volk, seine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inschrifttafeln können nie vergessen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau schrieb er noch an Bagrathion in derbem Russisch, er werde Moskau suchen zu halten, so gut als möglich, und wenn es auf's äußerste käme, so gelte das alte Sprichwort: „Besser, zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen." Aber auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzosen hatten die Brandstätte von Moskau wieder verlassen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Russen niedergemacht, nur einigen, die mit noch schwachen Kräften das große Spital im Findelhause zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenschaft zu schmachten; sie wandten sich in ihrer drängenden Noth bittend an Rastoptschin; die Kaiserin Mutter hatte sich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abschlagen, aber er gewährte sie mit folgenden eigenhändig von ihm geschriebenen grausamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Etre suprême, dont la justice est méconnue chez

les brigands.“ Der eiserne Mann war im Franzosenhasse doch nicht so ausdauernd wie der Minister vom Stein; Paris hatte das widerstrebende Metall zu schmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath sie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein und vertraut war, gab uns Rastoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und seiner Betheiligung dabei. Er spottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptstadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Persepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen sehe. „Ich habe, sagte er, die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht.“ Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortschaffung der Feuerspritzen, wobei noch die besondere Rücksicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairischer Körper waren, der dem Feinde nicht überlassen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängnisse, die Anstalten aller Art, um die Franzosen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptstadt, sondern nur eine Stätte der Verwüstung finden zu lassen, endlich das entscheidende Beispiel, das er selbst durch Niederbrennung seines außerhalb Moskau's gelegenen Pallastes gegeben. Er legte seine Gedankenfolge, seine Triebfedern und Empfindungen dar, und gestand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem sein Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze uud Pechfackeln waren

bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, so wie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die wir den Mann, der solches Ungeheure eingeleitet, jetzt so fein und artig als friedlichen Erzähler desselben in unsrer Mitte sahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leser am eignen Gefühl ermessen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden, im Volk und Heere befestigte sich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rastoptschin selbst ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, dessen wir gleich näher gedenken werden, hatte er sich den Unwillen des menschenfreundlichen Kaisers Alexander noch besonders zugezogen; bald sah er den russischen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter seinen

Füßen überall wanken, und säumte nicht, ihn mit dem von Deutschland und Frankreich zu vertauschen.

Es ist ein merkwürdiger Zug in Rastoptschin, und unsres Bedünkens nur ein neues Zeugniß seiner innern Macht, daß er in späteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältnisse zu finden, durch eine besondere Druckschrift sich von dem Brande Moskau's lossagte, seinen allbekannten Antheil an diesem Ereigniß verläugnete, und somit auch den unsterblichen Ruhm preisgab, der von daher an seinem Namen haftete. Der nächste Zweck überragte in ihm alles andre, man kann sagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das seinige! Wir müssen wirklich in dieser Handlung, die man als die eines schmiegsamen Höflings hat ansehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anspruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, persönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der ersten, vaterländischen, des guten Glaubens sein, daß er mehr rette, als zerstöre; gewiß durfte er bei der geschärften Prüfung, zu welcher er die Geschichtsforscher durch seine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um so heller seinen Namen herausstellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatsache geändert wähnten!

Was den Kaiser Alexander gegen Rastoptschin unheilbar mißstimmte, war folgende bejammernswerthe Ge-

schichte, die ich wiedergebe, wie sie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Russen späterhin erzählt worden ist. Als die Franzosen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Russen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem französischen Blatte den neusten von Napoleon erlassenen Aufruf übersetzte. Der Dolmetscher wurde sogleich als Verbrecher behandelt und fortgeschleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Hauptmann außer Diensten, Namens Werischalin, und kein Verdacht einer bösen Absicht konnte bei seiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugnisse erhärteten, daß er seinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunst und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Rastoptschin hielt sich an die äußerliche Thatsache des Verbreitens französischer Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm sich zu sättigen, zu stärken. Er pflegte die vor seiner Wohnung stets versammelte und oft tobende Menge von dem Absatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch seine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Werischalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzosen sind die Verräther unsre Feinde! Die verdienen tausendmal mehr als jene unsern Haß, das ausgesuchteste Verderben. Da sehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da sehet ihr euern ärgsten Feind!“ Nun ergoß er sich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen selbst, und zuletzt, indem er sich abwandte, befahl er dem nächsten

Polizeisoldaten: „Schlag ihn!" Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was! rief Rastoptschin, der sich wieder herzuwandte, das will nichts sagen, überlaßt ihn dem Volke, das wird schon besser mit ihm umspringen!" Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wüthenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit ein paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte! —

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der alte Werisshalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erblosen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann keiner Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm

es an, und sagte mit finsterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünsche ihn niemals wiedersehen zu müssen. So war Rastoptschin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgestoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorstreben und den sich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewiesener, und da die Heimath selber keine mehr für ihn sein durfte, so zog er voll dunklen Grimmes einsam hinter den Truppen in die durch sie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerstreuungen. Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältnisse, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und sein schneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er selber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht selten gespenstische Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach diesem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden später diese düstern Stunden nur häufiger und quälender. Zu solcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Russen, trotz aller angstvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, sie meinten, höchstens ein hübsches Abenteuer zu stören, aber wie erschraken sie, als sie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich saß Rastoptschin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grausenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es,

der euch geschlagen, der euch hinabgestoßen hat!" Entsetzen war in ihm, und Entsetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verstanden, daß er Vater und Sohn Werishalin zu sehen glaubte; sie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem seinigen an, und weckten ihn endlich aus seiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Besuchenden, nahm sich zusammen, strich mit der Hand seine Stirn und Augen, trank ein paar Gläser Wasser, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu sprechen wie sonst. Der Eindruck dieses Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöschlich, und einer derselben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Frischerlebten diese Umstände buchstäblich so erzählt, wie ich sie hier wiedergegeben. Noch lange, sagt man, blieb Rastoptschin von solchen Erscheinungen gepeinigt, die doch hauptsächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da sie bei'm Gebrauch angemessener Arzneimittel schwanden. Er brachte bekanntlich seine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünschte Rückkehr sich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben seinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands anerkannt zu sein. — Ich habe dies alles hier zusammengestellt, weil über Rastoptschin bisher nur wenig geschrieben worden, und die dämonischen Züge in diesem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund sind.

Dieser Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloser Unbefangenheit dem unschuldigsten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder

zusah, diese vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geschenke belebte; andre, die ihn als den zuvorkommendsten, freundlichsten Gesellschafter zeigten, voll feiner Aufmerksamkeit auch für Männer, und sich den Frauen mit zarter Huldigung anschließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und gesellige Anmuth einer Künstlerin aus Stuttgart ihn anzogen, verhehlte eine lebhafte Französin nicht, daß sie von ihm eingenommen sei und daß er dies bemerken solle, so daß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines französischen Intriguenstückes zu sehen. Aber sein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er scherzte selbst über das ihm Zugemuthete, und meinte, in seinen Jahren müsse man der Freundschaft selten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch seinen Reichthum berühmten Besitzers sibirischer Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre später, als sie schon gestorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen seines Lebens, das doch an solchen nicht arm gewesen sei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieser vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünschen zuvorzukommen, freute sich des Aufwandes, den sie machte, und setzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, sie war von ihnen umgeben, aber schon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne besondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu sein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigste Weise gezeigt. Ihr war vor

mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten gestohlen worden, ein Diebstahl, der schon wegen seines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde desselben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als sie hörte, daß der Name einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgestellt werden müsse, war sogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, sie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr selbst unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog sich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutschland zurück, und starb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Gestalt und Bewegung, aus dunklen gebieterischen Augen freundlich blickend, und im Gespräch durch rasche Wendungen pikant, ersetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, sondern bei ihren Verhältnissen fast gezwungen, ihr ganzes Dasein in das einer Dame der großen Welt abzuschließen, mußte sie diejenigen, welche sie nur als solche kannten, um so mehr überraschen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt sichtbar wurde, die sie ihrem damals etwa siebenjährigen Sohne Anatole widmete; in diesem reinen Ausdruck der natürlichsten und schönsten Liebe schien jede andre Beziehung

wie verschwunden. Im Uebrigen hatte sie mehr allgemeines Wohlwollen, als persönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten gewesen, hätte man nicht alle Personen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für sie erfüllt gesehen. Sie hatte die Tochter eines französischen Generals bei sich, eine russische Freigelassene von blühender Jugend und frohem Sinn, russische Herren, die sich ihr als Reisebegleiter angeschlossen hatten, einen Musiker, einen Zeichner, deutsche und französische Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame so leicht einfallen, doch schien die Herzogin von Ragusa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch sehr schön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzosenzeit als Verwaltungsbeamten gesehen hatten. Für ihre Größe war sie etwas zu stark, allein sie hielt sich so stattlich, daß diese Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutsamkeit vermehrte. Auch sie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch sie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Gesellschaftskreises, eines glänzenden Hauses zu sein. Doch mußte sie jetzt von der politischen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marschall hielt sich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig sie auch geneigt sein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, so verstand sie doch die weltlichen Verhältnisse zu gut, als daß sie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorsicht hätte versagen wollen. Dieser Zwang erschien um so dringender, als man Baden von

französischen Kundschaftern besucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andre aber, wie man voraussetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten sich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchsten Hofkreise und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es schon zum hohen Ton, zum guten Geschmack möchte man sagen, sich der Opposition anzuschließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutschland, dachte man ungünstig von der Restauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in dessen Bewunderung hauptsächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menschliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefriedigten, besonders in den höheren Klassen! Zu Gunsten der Anhänger oder wenigstens Folger Napoleon's wirkte noch der Umstand mit, daß die Restauration, welche nach ihrer ersten Einsetzung noch ziemlich milde verfahren war, seit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßstab anlegte, den ein unbefangener Sinn schlechterdings nicht zugestehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen sahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrschaft als die schlimmsten seiner Diener gekannt hatten, auch nicht grade die, welche am auffallendsten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil diese wie jene standen wohl gar in Gunst und Ansehn, und die wirklich Verfolgten erschienen dabei nur

um so unschuldiger; in ihnen war oft nur das, dessen man sich zu ihnen versah, nicht das, was sie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeschicks, oft auch wohl nur persönlicher Haß und Neid in den höhern Kreisen, wo immer am ersten die große politische Sache dem Nutzen und der Zuständigkeit der Personen untergeordnet wird. Bei den Deutschen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menschliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen sie noch eben feindlich gegenüberstanden, und so war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin sie sich zunächst gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meisten waren tapfre, kluge Männer, die sich jetzt äußerst bescheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrschenden Partei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im russischen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, später auch als edlen Menschen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartisten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gastlich sein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günstig, und die Großmuth anziehend, bald war ein Häuflein Schutz oder Anhalt suchender Franzosen um ihn versammelt. Frau von Demidoff, selber fast eine Pariserin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerseits die Sympathieen nicht, welche sie vorzugsweise für die Napoleonischen Franzosen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüssel herumgezeigt und vorgelesen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die sinnreichen Witzlinge der liberalen

Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenseite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Russische Liebhaberstimmen wetteiferten mit französischen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Gesänge vorzutragen, und dazwischen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neuste Gestalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie diese unabhängigen und freisinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Ragusa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; sie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß sie auch diese noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der ursprünglich auf geselliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politischen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Russin fiel, die ihren Hof sich mehren sah, während der Kreis der Französin weniger besucht wurde. War nun die französische Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinste um so empfindlicher, oder was sonst sich einmischen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das sonst in der Weise der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegensatz immer stärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechsel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauspiel, zwei Damen der auserlesensten Pariser Welt, mit bester Art, im elegantesten und fließendsten Französisch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmsten Dinge sagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen

wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, sondern Alle standen schweigend wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meisterzüge gegen einander versuchen, und das Spiel zuletzt doch unentschieden lassen.

Unter den französischen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andre, deren Bekanntschaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und besonders unser Freund Bacheln ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabscheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Rastoptschin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder schmiegten sich ihm an. Doch grade er war das Ziel der heftigsten Verfolgung. Der französische Gesandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer seine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, dessen Gunst er gewonnen hatte, sich für ihn verwendete und fast verbürgte, die Weisungen aus Paris waren zu bestimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf sich laden mögen. Der König Max Joseph, dem die herrschende französische Parthei schon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich diese für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch sein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte sich keinen Zwang auf, seine Meinung frei und laut herauszusagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn gesprochen,

wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei lassen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er stehe ganz gut mit dem Könige. In solchen Fällen durch Dreistigkeit zu bezahlen, ist bei den Franzosen sprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an solcher Münze. Er kam sogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuversichtlich an, hielt ihm die wohlklingendste Rede, erzählte von Straßburg, wo der König seine Jugenderinnerungen hatte, und wußte diesen nach und nach so günstig zu stimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab spazirte. Mehr brauchte dieser nicht, er war durch diese öffentliche Thatsache hinreichend sichergestellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit seine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg sollte auch der Gesandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer seine mißliche Seite habe, und bisweilen die Person mehr bloßstelle, als schütze. Er hatte von der badischen Polizei die Wegweisung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba gewesen war, und glaubte seine Forderung durch Angaben verstärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieser, und im größten Zorne schrieb er dem Gesandten eine Ausforderung, welche diesen lange Zeit in Verlegenheit

und Sorgen setzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittlung beigelegt wurde.

Glimpflicher, als die eben Erwähnten, wurde Herr von Monbreton-Norvins angesehen. Auch er war ein Bonapartist, ohne Frage, und er verhehlte seine Anhänglichkeit an die Kaiserzeit nicht; allein er gab sich mit Poesie ab, und aus seiner Feder flossen keine Chansons und Epigramme, sondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unsterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politisch unschädlich. Er ging und kam ungestört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte später in Paris denn doch, daß seine Feder auch politischer Schärfen fähig sei.

Zwischen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taftet aus Straßburg wohlthätige Vermittlung; sie hing durch ihre Gesinnungen dem Vergangnen an, ihre Verhältnisse hingegen hielten sie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das ansehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der sich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich ist, im offnen Ausdruck ihres Freiseins noch weiter; ihr musikalisches Talent ergötzte die Gesellschaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenseits des Rheins nicht zu singen gewesen wäre. Um keinen Preis hätte diese treffliche Familie den Antheil verläugnet, den sie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menschen widmete, die jetzt politisch verfolgt, aber ihr sonst von guter Seite

bekannt waren oder jetzt erst wurden; alle konnten auf gastliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürsprache, die sich oft genug, ungeachtet des Scheelsehens der Behörden, unmittelbar wirksam zeigte. Die Franzosen haben in ihren großen politischen Stürmen sich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine ist die der raschen beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meisterschaft nicht abzusprechen ist; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andre Schule sich bewährt, und ausharrende Treue, sowohl politische, als auch besonders rein menschliche, erweist sich noch täglich dort in den höchsten Beispielen. Die Familie Tastet beschränkte sich hierin keineswegs auf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als sie Straßburg verlassen hatte und in Amiens wohnte, bot sie deutschen Freunden, welche sie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigste und liebevollste Zuflucht, wobei sie den eignen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Waren manche jener Franzosen einiger Unbesonnenheit und eines Mangels an Vorsicht nicht freizusprechen, so traf dieser Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und sich der großen Gesellschaft anschloß, aber zugleich in ihr schweigend und möglichst unbedeutend bleiben wollte. Doch diese Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Lustfahrt war er unserem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewissen Ansichten, welche er unter früheren Einflüssen in seinen Kämpfen der Zeit dichterisch ausgesprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorstellungen, die er über die

Anfänge der französischen Revolution darlegte. Der Fremde schwieg nicht ohne Zeichen von Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald so hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft seiner Rede uns in Erstaunen setzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieser Mann sei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrag. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verschieden er plötzlich von dem erscheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns sei Verstellung unnöthig sei, und noch denselben Abend ließ er uns durch Bachelu wissen, daß sein wahrer Name Teste und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten sei, für deren Geschäfte zum Theil er auch diese Reise unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren, der mächtigen Gegensätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten sich Deutsche in Deutschland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzosen, und in dunkler Nähe gestaltete sich schon das Unheil, daß Deutsche in Frankreich als Flüchtlinge zu sehen sein sollten!

Außer dem Könige und der Königin von Baiern und deren Prinzessinnen zählte Baden noch andre hohe Häupter, die längere oder kürzere Zeit verweilten; der Großherzog von Sachsen-Weimar, auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, blieb mehrere Tage, auch sahen wir seine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luise; die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt benutzte die Badezeit, um ihre Mutter und Geschwister

beisammen zu sehen. Zuletzt waren auch noch der König und die Königin von Würtemberg eingetroffen, ein hohes Paar, auf welchem alle Blicke mit Ehrfurcht und Zuneigung ruhten. Der König war als tapfer Feldherr allen Kriegsmännern theuer, und sein redliches Bemühen, in seinem Lande eine würdige und zweckmäßige Verfassung aufzustellen, machte ihn allen Freisinnigen werth. Die Königin Katharina war ihrerseits durch Schönheit und Geist höchst ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schwester des Kaisers Alexander alles nach großartigem Maßstabe beurtheilte; sie hatte nichts Phantastisches, aber einen scharfen, klaren Verstand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menschen und Verhältnisse Wirksame lebhaft ergriff und leitete; wenn sie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anstalten des Gewerbfleißes den schmählichen und nebelnden ästhetischen Bestrebungen vorzog, so traf sie damit ein richtiges Ziel, das den Ort- und Zeitbedürfnissen entsprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr nur kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihr Andenken unvergeßlich gemacht. Lebhaft bewegte sich alles um die würtenbergischen Herrschaften, man fühlte gesunden, fruchtbaren Boden, man athmete freiere Luft. Der Minister vom Stein war mit dem Könige in enger Verbindung, und alle höheren Fragen, die das Wohl Deutschlands, seine Verfassungswehen, seine Wehranstalten, seine Adels- und Kirchenverhältnisse betrafen, wurden von würtembergischer Seite kräftig gehandhaft. Der geistvolle, lebensfrische Minister von Wangenheim, der klug und weit wirkende von Cotta, und manche andre wackre Männer, wußten die allgemeinen Sachen mit denen ihres Landes oft glücklich zusammenströmen zu lassen.

Hier wäre nun vieles mitzutheilen, was allerdings geeignet sein könnte, an persönlichen Beziehungen manche geschichtliche Entwicklung fortzuleiten; indeß scheint hiefür der schickliche Augenblick noch nicht gekommen, und ich muß mich auf Andeutungen beschränken, welche späterhin zu weiterer Ausführung gelangen mögen. Einstweilen darf ich, was mich selbst betrifft, nur versichern, daß meine Thätigkeit, meine Verbindungen, meine Hoffnungen und Aussichten, welche letztere ich aber nie als lediglich persönliche zu fassen vermocht, wohl zu keiner Zeit stärker und entschiedner waren.

Alle Spannung so mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge schönster Sommertage zu einer Lustreise in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zusammenfluß der seltensten Begünstigungen, zu dem Schönsten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte seine nähere Gesellschaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies sich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meisterschaft. Reitende Boten waren überall vorausgeschickt, unser Kommen anzumelden, diesen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir selber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigsten Dienerschaft über dreißig Personen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andere fuhren in offnen Wagen. Unser nächstes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, besahen den herrlichen Wasserfall von Tryberg, besuchten das Bad Rip-

poltsau, überstiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch selbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reise dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen sind, der mag, wenn er das schönste Wetter, die heiterste, in sich einigste und vollkommen befriedigte Gesellschaft, die belebtesten Gespräche und mannigfachsten Belustigungen hinzudenkt, sich einigermaßen vorstellen, welcher Hauch des Wohlseins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude sich darstellte. Solche zehn Tage, wie herausgeschnitten und rein gesondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingnisse, Rücksichten und Umstände, die uns den Athem erschweren, und anstatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, solch eine lachende Insel begegnet uns im wüsten Meere zu selten, um nicht wenigstens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauspiele der Natur, die Felsen und Bäche und Wasserfälle, das schimmernde Grün der Wiesen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauschen der Wässer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungkraft den Stoff der schönsten Träume. Niemals vorher sah ich Rahel's Fähigkeit des höchsten Naturgenusses in solcher Macht und Fülle, dies allein schon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verse, daß er ein Dichter sei, als solcher schaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill

günstigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhbedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryschkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübschen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenstein und Schönburg führten diese zum lustigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Bursche unsre Damen im Tanz so hoch emporschwangen, daß Geschrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernstlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unsre zahlreiche, aber waffenlose Gesellschaft wenig Widerstand zu leisten fähig sei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich stattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeister von Philippsborn nahm einige Jägerbursche unter seinen Befehl, und bildete unsre Schutzwache. Vor- und Nachhut war so gut bestellt, der Befehlshaber so unerschrocken, und der ganze Zug in so guter Haltung, daß kein Feind sich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter gewesen war. Wir erlebten andre kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in diese Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unstäten Landsmann, dessen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutschen Künstler, der im einsamsten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unser Beschluß, daß die Reise nachträglich beschrieben

werden und jeder Theilnehmer dazu seinen Beitrag liefern sollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerstreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, so wird mir dieser, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht versagen!

Rastoptschin, der zu unserem Leidwesen die Lustfahrt nicht mitgemacht hatte, freute sich sehr unsrer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernster, als wir ihn verlassen hatten, und es schien, als wären politische Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geschehen sah, er fand sich auf's neue zum Abwarten hingewiesen, welches bei seinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeist der Völker, dem die Fürsten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs des Achtzehnte mit der Charte in Frankreich bittrer Ernst geworden, sondern der Kaiser Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen; Rastoptschin empörte sich bei dem Gedanken, daß der besiegte Pole das haben sollte, was dem siegenden Russen versagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunst vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte sie stets nur als Einheit gesehen, und fand mit dieser auch am leichtesten fertig zu werden, mochte sie nun in dem Fürsten selbst, oder in einem Minister, einem Günstling oder einer Maitresse liegen. Diese

Ansichten ließ er eines Tages scharf und bündig gegen ein englisches Parlamentsglied ausrücken, dessen steifem Verstande er durch Witz- und Schlagworte arg zusetzte, und auch an Kenntniß der englischen Verfassung und Geschichte fast überlegen war; wenn er die dortigen Verhältnisse haßte, so war es wenigstens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringschätzung, sondern vielleicht nur aus ächt russischer Vaterlandsgluth, die mit der römischen des Tacitus vergleichbar sein mag, welchem für Rom das Gebet entstieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Rastoptschin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichste Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhause vereinte gleich nach unsrer Wiederkunft die ganze höhere Gesellschaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angesiedelt lebte, nach der Favorite bei Rastatt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernste Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anlässe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaisers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Mensch, war nach allem Anschein auch außer seinem Fache thätig. Der russiche Minister Graf Kapodistrias war diesen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weisungen, und die dem badischen Geheimen Rathe Friederich, mit dem ich in engster Freundschaft lebte, durch Tettenborn's Vermittlung übertragene geheime Sendung nach Böhmen,

die wirklich geheim war und lange blieb, ist als der eigentliche Wendepunkt anzusehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig sinkende badische Gebiets- und Heimfallsfrage sich zu heben und einer günstigen Lösung entgegenzugehen begann. Neben solchen stillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergernissen, die nur in nutzloser Thorheit bestanden. Dahin zählten alle Besonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußischen Obersten von Massenbach, der nach allerlei Anstiftungen in seinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutschland zu wirken hoffte, zugleich aber sein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloseste, unbegreiflichste Weise aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von steter Unruhe geplagt, und schon in jüngern Jahren eines etwas schwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, so daß die Katastrophe, die ihn seiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menschen mit großer Gewalt, und lockte die verschiedenartigsten Thätigkeiten auf ihr Feld, das Allen zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es schienen die außerordentlichsten Dinge möglich. Die politischen Kenntnisse waren unglaublich sparsam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philosoph Hegel, der Schauspieldichter Kotzebue und der Naturforscher Oken, ja von dem harmlosen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg

weilte, klangen einige Aeßerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andre jedoch als bittrer Ernst trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unserem Kreise nur der Spanier Gimbernat, der an seinem Vaterlande verzweifelnd ganz in chemischen und physikalischen Versuchen lebte.

Während unsrer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erschütterte. Frau von Stael war dort gestorben, und der Eindruck ihres Todes war um so tiefer, als die Meisten von uns sie persönlich gekannt hatten, Rahel schon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch sogleich an Chamisso, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean schiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage schilderte, und der sowohl unser Bedauern erhöhte, als auch sonst das Nachdenken beschäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leser neu und hier willkommen sein; möge er hier zwischen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zusammengeht! Der Brief ist von dem verstorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke ist gestern früh ruhig eingeschlafen. Ich habe diesen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufsicht einbalsamirt worden ist, um in die Gruft ihrer unsterblichen Eltern, ihnen gegenüber, zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgesprochene Wille der Entschlafenen."

„Wir haben die Einbalsamirung fast auf ägyptische

Weise unternommen; es ist des Kamphereſſigs und Kampherspiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Mastix und des Firnisses, so wie des Gerbestoffes und der Binden nicht gespart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unsre Chirurgen und Apotheker, die sich an Senatoren geübt hatten, waren hier beseelt von der Würde der Person, deren Werke sie mit Bewunderung gelesen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatischen Einfluß schützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentstellten Verewigten abformen zu lassen. Mademoiselle Randall, die an Treue unerschütterlichste Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige solche Abbildung nicht gewünscht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorschlag zurückgewiesen, allein so heilig die vermeintlichen Gedanken der Entschlafenen auch sein mochten, so glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in so zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorstellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Prosektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu lassen. Ich benutzte unterdessen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten, um ein, wie ich mir schmeichle, kleines aber ähnliches Bild selbst zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Gesichtsformen und auch des schön gewölbten Schädels, dem Baron August von Stael, dem einzigen Sohne der Verstorbenen, einzuhändigen."

„Ein andrer Wunsch, der mir, dem Arzte, obliegen

mußte, war der die Ursachen des Hinscheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als positiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indessen hat ohne besonderes Zuthun, die Operation des Einbalsamirens mich hinlänglich überzeugt, daß diese außerordentliche Seele auch in dem vollkommenst organisirten Körper wohnte, der allein bis jetzt so vieler Thätigkeit zu widerstehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten sich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, so wie die Gefäße und Nerven, die sie versorgen, schienen, wie sonst bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen wesentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Ursachen des Hinscheidens Aufschluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein schöneres, gesunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn gesehen. Es war geschaffen, um alles hervorstechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich gewesen ist. Das Oeffnen des sehr wenig verbogenen Rückgrathes war zum Einbalsamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es ist bekanntlich der Sitz fast aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entschlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur seit Kurzem die Blase und ihre Umgebung befiel, wo sie auch zuletzt den Brand einer Anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, sondern auch endlich die Brustmuskeln und das sehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige

Wirkung der Lungen nicht mehr unterstützt wurde. Die Lungen strotzten von Blut und Serosität. Das Hinscheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige schon in den ersten Tagen, da ich sie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich stets bat aufmerksam zu sein, wenn er sie befiele, damit sie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieser sehr geliebten Erde. In der That verging stets beim Einschlummern Besinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erschreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten diese alsdann aufrecht. Die physische Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerschöpflichen Geisteskraft, die sie so zügellos durch's ganze Leben beherrschte."

„Dieses ist ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen ist, Rechenschaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geschrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konsultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode versucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erschöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin besonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebst dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie sie sie nannte, sie zu erschrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entsetzliche Engbrüstigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli, und ward um 2 Uhr Nachmittags so heftig, daß

Jurine, der zugegen war, zu spanischen Fliegen und andern kräftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen sich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir sie schwach, aber etwas besser. Die Selige schlief hernach bis 12 Uhr und bestand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall sie, ob sie schliefe; sie antwortete „Lourdement et profondement", und dieses waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte sie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich schon auf war, so sah ich sie bald nachher. Allein Puls und Athmen waren geschwunden, und die Todtenkälte verbreitete sich schon über die Erblaßte. Sie war eingeschlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenstille versenkt."

„Man hat in dem hermetisch verschlossenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angesichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Bestimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf."

Aus Berlin kamen in derselben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbestimmtheit in Spannung setzten. Der Staatsrath, in seiner nunmehrigen Gestalt eine neue Schöpfung, hatte seine Thätigkeit begonnen, welche sogleich gegen den, welcher sie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg sich zu wenden schien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt

in dieser Versammlung erscholl nur einstimmige Bewunderung, seine Gabe der Rede, sein scharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind staunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die sich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutschland beunruhigten, und deren Inhalt nicht so leicht auf sein gehöriges Maß zuückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer sonst glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde schwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, so wäre mir unschätzbar gewesen, meinen lieben Freund Reimer zu sprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich besuchen einsprach; treuen und scharfen Sinnes, mit den Personen und Sachen zu Hause wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit sprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, mich selbst und Andre zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Massenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufsehn, und der Brand des Berliner Schauspielhauses am 29. Juli erschreckte in seiner Weise die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerstreute sich dieser Nebel und Rauch wieder, und man sah auf's neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im südlichen Deutschland war unläugbar die Anlage zu großen Entwicklungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel gesunder Sinn, praktisches Talent reichlich ausgestreut. Allein das

nördliche Deutschland schien doch entscheidendere Geschicks-
loose in sich zu tragen, aus deren ruhigem und hellen,
oder gestörten und trüben Hervortreten sich für das Ganze
der. Einschritt der nächsten Zukunft würde bestimmen müs-
sen. Man sah nun, daß fürerst in den dortigen Verhält-
nissen wenigstens nichts verloren war, und da dies für
den Augenblick genügte, so ging man den begonnenen
Weg still weiter.

Mit diesem stillen Vorschreiten hing ein Besuch zu-
sammen, den ich von Hebel, dem allemannischen Dichter,
empfing. Ich hatte seine Bekanntschaft bisher nicht ge-
macht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der
Hofgesellschaft, er liebte seinen freien Nachmittags- und
Abendstunden beim Schoppen Wein unter guten Freun-
den und Genossen hinzubringen, die er durch seine lau-
nigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In seinen Beiträ-
gen zu dem Volkskalender „der Rheinische Hausfreund“
hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er ver-
einigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beschäftigte zugleich
Einbildungskraft und Verstand, und auch auf die Gebil-
deten verfehlte sein „Schatzkästlein“, zu welchem er jene
Beiträge gesammelt hatte, den günstigsten Eindruck nicht.
Mich hatte aber auch ein ungünstiger doch abgehalten,
ihm gelegentlich näher zu treten, und allen seinen Vor-
zügen und seiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht ver-
gessen, daß er in jenen Aufsätzen gelegentlich von dem
Tyroler Andreas Hofer in einer spöttisch-verächtlichen
Weise gesprochen, die mich und die Freunde, mit denen
ich das Blatt zuerst las, empört hatte. Wohl war ich
seitdem verständigt worden, er habe den Ausfall auf Be-
fehl der damaligen badischen Regierung schreiben müssen,

und habe ihn seinerseits in der guten Meinung verfaßt, seine lieben schwäbischen Landsleute vor unglücklichen Versuchen zu warnen, die nun schon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch stets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem besondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarschaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung desselben aufmerksam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Besten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe sollten in volksmäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verständniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; sie waren durch die Verfassung zur Ausübung politischer Rechte berufen, über welche sie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthschaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnützigen Angaben zu verflechten. Hiezu schien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichste Art zu sich beschieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuschlagen noch zu erörtern, er gab alle Versprechungen, die man wünschen konnte, und kehrte wonneberauscht nach Karlsruhe zurück. Hier aber besann er sich nach und nach, daß die Sache so leicht nicht sei, und daß grade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, sondern auch einzelne Leitung nöthig sei, wegen deren er sich nun zu mir wandte, wie denn auch

die Königin selbst ihn schon auf mich namentlich verwiesen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängstlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einstweilen vermuthe, sonderlich fähig sei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in seiner bekannten Art einen Aufsatz liefern, der seine Unfähigkeit in politischen Dingen mitzusprechen ausführlich beweisen sollte, wobei er viele Dinge in gewissen Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entsprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unser Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb sie denn liegen, und gerieth bald in Vergessenheit. Hebel aber hatte sich selber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politischer Sinn, wie seine spätere Rolle, als er Mitglied der badischen Stände war, hinreichend bewiesen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er sich in schwache und schiefe Stellung drücken, die ihn auch seines ursprünglichen Grundes, der Volksbeliebtheit, größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgästen seine launigen Vorträge.

Der Monat August führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommissair angestellt war, mich zu besuchen kam. Er hatte sich ganz vereinsamt, suchte keine Verbindungen, that für sein äußeres Fortschreiten nichts, hingegen erhielt er seinen Geist frei und frisch, ließ keine trübe Phantasterei, kein schales Philisterthum bei sich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heran-

zuziehen, las er die griechischen Autoren wieder, von denen er sich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte sich in der großen Gesellschaft ganz behaglich, und die Klarheit seiner Urtheile, die Ungeirrtheit seines Blickes, brachen oft überraschend hervor. Rahel hatte in derselben Zeit auch die Freude, ihren ältesten Bruder in Baden zu sehen, der mit seiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche diese Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Fest, die lieben Angehörigen in die ihrer schon freundlich harrende Gesellschaft einzuführen, sie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbesucht, und selbst ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand sich zuletzt, daß des Guten in der Nähe schon zu viel sei, um alles in so kurzer Frist genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweise an dieser Bewegung Theil, weil ich meistentheils in Karlsruhe sein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte seinen bisherigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Hacke, entlassen, und an dessen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Gesandten am Bundestage, Freiherrn von Berstett ernannt. Die Entfernung des erstern war ohne Frage den badischen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geschäft wollte mehr unter seiner Führung gedeihen. Aber die Anstellung Berstett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in so schwieriger Zeit so geringe

Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Staatsminister Freiherrn Marschall von Biberstein, der allerdings an Kenntnissen und Erfahrungen wie an strengem, unselbstsüchtigen Eifer jenem Neuling weit überlegen war. Allein der Großherzog liebte den etwas herben Geschäftsmann nicht, und der geschmeidige Hofmann erhielt den Vorzug. Uebrigens kam es auf die Besetzung dieser Stelle so sehr nicht mehr an, denn die höchste Leitung der badischen Geschäfte ging in dieser Zeit in die Hände zweier tüchtigen Männer über, des um Baden hochverdienten Ministers von Reizenstein, der damals pensionirt war, und Tettenborn's, der noch gar nicht in des Großherzogs Diensten stand; Berstett hatte den klugen Sinn, diesen beiden, wenigstens so lange die Krisis dauerte, blindlings zu folgen. Als ein großer Verlust wurde jedenfalls der bald nachher, am 11. August, erfolgende schnelle Tod des Ministers von Marschall empfunden, und es ging sogar die betrübende Rede, seine erlittene Zurücksetzung könnte denselben wohl mit verschuldet haben.

Ein Besuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reise von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht versäumen wollte Rahel in Karlsruhe zu sehen, traf in dieselbe Zeit; sie war untröstlich, Rahel nicht zu finden, denn sie war nur auf Einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch selber ihre Weiterreise über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt so gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterstützt, daß Frau von Quandt, die ich ehmals in Paris gesehen hatte, als Durchreisende mit uns an derselben Wirthstafel speiste, hier die Erzählungen von

dem Erscheinen einer Schauspielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin sein wollte, sehr übel nahm und sich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derselben eifrigst verwahrte, woraus eine der lustigsten Geschichten entstand, die später auf anderem Schauplatze sich fortsetzte.

Gegen Ende des August kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit besten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über seinem Lande schwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröstlichsten Versicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwischenzeit konnte trefflich benutzt werden, sie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche sich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Gesellschaft fing schon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tettenborn, Frau von Demidoff, Bachelu, und viele Andre, die sich anschlossen, wollten eine Nachkur in Schwalbach versuchen, Rastoptschin war, wie erwähnt, schon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreise nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürsten von Hardenberg zu sprechen, der mit dem Könige, bei dessen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zusammentreffen wollte, und Rahel rüstete sich zu einer Reise nach Brüssel, dort ihre Schwester Rose nach langen Jahren der Trennung wiederzusehen.

Ich hoffte den Fürsten in Frankfurt am Main zu sehen, und während ich dort seiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der sich nach London als Gesandter begab; denn solchen gefährlichen Gegner, besonders nach der im Staatsrathe versuchten Bewegung, wollte der Fürst nicht in seiner Nähe haben, und hatte

ihm daher jene Bestimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte seine Mißstimmung, und schien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzu lange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürst sei erkrankt, und habe, statt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeschlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt gesandt, und von diesem erfuhr ich, daß wohl fünf bis sechs Wochen vergehen würden, bevor die Geschäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jedes Hinderniß fort, und ich konnte einen schon früher empfangenen Urlaub getrost benutzen, um Rahel nach Brüssel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zusammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in schönstem Wetter und günstigster Stimmung an. Rahel sah diese Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber so schwer zu schildern ist, in dieser Ausdehnung zum erstenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der frischen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Ansichten, und ich selber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken stehende Schwarzwaldreise den Eindruck der Rheinreise etwas schwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und gesteigerten Lobpreis, der mächtige, in seinen raschen Wirbeln stolz hinfluthende Strom selber, dessen Wasser durch seine Reinheit noch dem Gebirge und durch seine Farbe schon dem Meere anzugehören scheint, und dabei sich als ein selbstständiges Wesen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um

Görres zu besuchen. Ich sah ihn zum erstenmal, und nachher nie wieder. Was ich von ihm sage, kann daher nur als das Ergebniß eines solchen einmaligen Anblicks gelten. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, einfach und fest in seinem Wesen, aufrichtig und entschieden in seinem Reden. Natürlich sprachen wir von den Rheinländern, von deren Schicksalen und Erwartungen, und Görres erklärte sich besonders mit den Säumnissen unzufrieden, die überall stattfänden, und die bei einmal festgestellten Grundsätzen, wie man diese Länder behandeln, was man ihnen gewähren und versagen wolle, von selbst wegfallen müßten; das Unbestimmte, versicherte er, sei nicht nur für sich eine Qual, sondern säe auch Mißtrauen und Argwohn aus. Er beklagte sehr, daß ihnen Gneisenau nicht gelassen worden, der sei der Mann gewesen, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden. Ueber die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte, er sähe niemand an solche denken, noch weniger daran arbeiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten selber, denn diese freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen der Schweiß von der Stirne ränne! Von dem Fürsten von Hardenberg hoffte er noch das Beste, und wenn er nur erst käme, wollten sie ihm schon unter die Arme greifen. Die religiösen, oder vielmehr kirchlichen Sachen nahm er in keinen Betracht, sie schienen ihm vollkommen gleichgültig, und nicht einmal politisch als Hebel brauchbar. Nach und nach wurde er feuriger und bitterer, und ich muß sagen, daß er mir jetzt einen ganz neuen Eindruck machte, sein Eifer wurde nun zur Beredsamkeit voll kühner überraschender Bilder, die er mit Leichtigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, so dünkte

mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Personen und Verhältnisse, die er aus der Ferne falsch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend schilderte, so nahm er das gelassen und freundlich auf, und ging so ruhig auf die Erörterung ein, als sei der Verstand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantasie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von seinen großen Eigenschaften, mußt' ich mir doch leise bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen spürte, welches sich nicht wegschelten ließ, und ich wußte mir keine andre Rechenschaft davon zu geben, als daß er auch seine litterarischen Urtheile unbarmherzig nach den Gesichtspunkten zuschnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutschland allgemein ist, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir schieden freundlich genug, aber es knüpfte sich kein Faden einer Verbindung an, so natürlich dieses zwischen uns doch gewesen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Besuch des Staatsministers von Altenstein, der in seiner amtlichen Bereisung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und versprach sich von dem neuen Ministerium des Kultus, welches ihm bestimmt war, die fruchtbarste, freudigste Wirksamkeit; die fruchtbarste ist ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen sind, und die kein Widersacher

ausrotten wird; aber die freudigste wurde seine Wirksamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichsten Ereignisse und Mißhelligkeiten auf seine Bahn, und schwerkämpfend wand er sich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbesiegten Greis gesehen, dem muß jenes heitre Bild des zuversichtlich und fast schwärmerisch Hoffenden als ein schneidender Abstand erscheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht selten, aber innerhalb eines schon reifen Alters und einer Ministerlaufbahn ungewöhnlich ist. Er warb eben damals in Koblenz einen seiner treusten und unermüdetsten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm sein Theil an dem Loose fiel, das über die ganze Wirksamkeit verhängt war. Ich wußte, daß dieser — mein Universitätsgenosse — in Koblenz sein müsse, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends besuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo schon eine Dame saß. Ich sagte zu Rahel, wahrscheinlich sei ich hier mit meinem Freunde zusammen, aber unmöglich könne ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreisen, es sei doch abscheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteste Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man sich für entscheidende Lebensereignisse so günstig wünschen möchte!

Die Weiterreise führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen, ergaben sich

aus dem Anblick der Gegenstände und aus dem Verkehr der Menschen die fruchtbarsten Betrachtungen über das Verhältniß dieser Länder zu Preußen. Ueberall befestigte sich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußige Namen hier einst Dank und Segen ärnten müsse, wozu der Samen unabläßig und reichlich, wiewohl still und ruhig, ausgestreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob sich mir die Wahrnehmung, daß die gerade hier so laute und heftige Opposition weniger aus dem Boden erwachse, als vielmehr hieher verpflanzt sei, eine recht eigentlich preußische, die hier bequemer sich nieder- und auslassen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Opposition, die nicht dem Staate selbst, sondern hauptsächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entschiedenen Gegner hatte. Freilich erschien im Volke diese Opposition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte sich auch auf diese Weise aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verstärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten diese letztern, nachdem sie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden, sogar einen Augenblick als vorherrschender Bestandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber diese Mißstellung wieder auf, und hat es schon großentheils gethan, wie die allgemeine Stimmung, sobald von Westen her Wolken sich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reisebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein sich mir das Einzelne des frischen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch

verwahrt, doch mir nicht erreichbar sind. Nur soviel möge hier gesagt sein, daß der Anblick der rheinischen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils schon wirksamen, theils im Entstehen begriffenen Anstalten des Unterrichts und der Bildung in den grade hierin unter der französischen Herrschaft schändlich vernachlässigten Ländern ein segenvolles Gedeihen vorhersehen ließen.

Ganz anders waren in diesem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachläßigung unter der Franzosenherrschaft war dieselbe gewesen, aber die Abhülfe schien bei weitem schwieriger, die Gemüther schienen dem neuen Zuge der Dinge weit weniger aufgeschlossen. Holland hatte das Uebergewicht der geistigen Kraft und Haltung, und mußte dasselbe geltend machen; allein man setzte die schonende Klugheit zu sehr bei Seite, und vergriff sich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterschiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien seine Absonderung durchsetzen, die unter allen Gesichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältnisse jenes damals noch bestehenden Zusammenhangs, der aber schon manche schwache und doch zu gespannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkschrift, welche in der späteren Krisis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall gelesen wurde, wiewohl sie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einstiger Miteinsicht.

In Brüssel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schwester Rose, Karl Asser, einer der ersten Räthe im Justizministerium und Mitarbeiter am neuen Gesetzbuch, war mit den höchsten

Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüssel gezogen, da grade an dieser Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu sein, welches zufolge gesetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwischen beiden Städten wechselte. Die Beamten fanden diesen Wechsel unbequem, allein für sie glichen die Nachtheile sich leichter aus, als für die Geschäfte selbst; wie er aber zu vermeiden gewesen wäre in den damaligen Umständen, ließe sich wohl schwerlich angeben. Mein Schwager hatte sich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte sich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutschthümelnden Redensarten und ebensolchen Meinungen. Ueber einen Theil seiner Voraussetzungen durch den Anblick gleich enttäuscht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erste Gespräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teste gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieser fremde Namen, den ich erst seit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein schnelleres Bindungsmittel zwischen uns, als selbst die Bande der nahen Verwandtschaft es im ersten Augenblicke sein konnten. Denn Asser gehörte zu jenen Holländern, die mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieser willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher schon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hause Oranien zugethan, an welchem die französische Freisinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teste hatte in diesem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Asser machte ich sogleich die Bekanntschaft des Justizministers van Maanen und bald auch die des gewesenen Handelsministers Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Mensch durch seine würdigheitre Offenheit, sein allgemeines Wohlwollen und seine edle Geistesbildung, als Staatsmann durch seinen ruhigen Scharfblick und sein maßvolles gesundes Urtheil. Als Freund des niederländischen Gesandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andrerseits war Rahel's Jugendfreund, der preußische Minister-Resident Scholz in Frankfurt, auch der seinige. In der oben erwähnten Denkschrift nannte ich den einzigen Namen Falck als schlagendes Zeichen und Beispiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten sei; und ich nannte ihn um so mehr, als er damals ohne thätige Anstellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie sehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den schwierigsten Umständen sein Bestes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Hatzfeldt, vorgestellt. Gegen diesen letztern bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stägemann, Schleiermacher, Niebuhr, und Andre dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu untersuchen, wie weit er die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu

halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktischer Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war, und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen bessern Vertreter unsers Landes und keinen günstigern persönlichen Anhalt wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Karakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.

Der König wollte sich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Traulichkeit seines Benehmens und seiner Aeußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können,

und in der That läßt die Veränderung sich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwischen ihn und sein Volk nach und nach sich einschoben. Der Vorstellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürsten von Hatzfeldt. Von Humboldt empfing ich bei dieser Gelegenheit eine starke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte schon genug Höfe besucht, und Kaiser und Könige nahe genug gesehen, um mir grade nicht selbst als ein Neuling in solchem Kreise vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Ansprüche der großen Welt, wären sie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beschaffenheit ihrer meisten Theilnehmer keinen Tag bestehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beschädigten bedeckt sein müßte; allein trotz allem diesen hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszusetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert sein werde, bei solcher Gelegenheit, wie in äußerer Erscheinung, so auch in geistiger Bereitschaft, wenigstens sein Bestes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen sollte, schon immer nicht ohne einige Spannung, so war diese jetzt auf das höchste gesteigert, aber zugleich von mir abgezogen und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun sich benehmen, was er sagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geistreiche, witzige, nach allen Seiten schlagbereite, in allen Gebieten einheimische Mann, das beschäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich strengte im voraus mein Gedächtniß an, um von

den kostbaren Worten keines zu vergessen. Doch stand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erschien, sprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, soldatisch, freimüthig, anregend und auffordernd sogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs stumm, allein was er sagte, hielt sich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste sprach er in den geringsten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin und her reisen sieht. So blieb es bis zum Schlusse der Audienz, nnd erstaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der so gar nicht als solcher hatte erscheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeister des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus seinem Beispiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Kosten schon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen; die hingegen jener schlaue brasilianische Gesandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde sagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollsten Bekanntschaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusministerium mit den katholischen Kirchensachen beschäftigt war. Er hatte in Jena studirt, dort Hegel gekannt und unter dessen

frühsten Schülern sich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutsche Philosophie, nahm er auch an der deutschen Poesie und allgemeinen Litteratur den regsten Antheil, und bemühte sich unablässig, seinen holländischen Landsleuten diese frischen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Faust gehalten, und große Stücke dieser Dichtung sehr glücklich in's Holländische übersetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit seinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitschrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutsche den Holländern angenähert wurde. Doch hier galt es einen beschwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einst so groß in Wissenschaften und Gelehrsamkeit, besonders in Philologie und Naturforschung, hatten in den letzten Zeiten, indem sie stolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß sie zu lange stehen geblieben, und andre Nationen ihnen weit vorausgeeilt, besonders wollten sie dies von den Deutschen nicht gelten lassen, gegen welche sie aus früherer Zeit eine schon damals unbillige Verachtung in unsre Tage herübergebracht, wo diese Unbilligkeit längst als Lächerlichkeit und Schaden auf sie selbst zurückgefallen ist. Sie wollten sich daher nicht überreden lassen, weder daß sie selbst einer geistigen Erfrischung bedürften, noch daß diese aus Deutschland kommen müsse, und am wenigsten von der Philosophie und Poesie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforschung sich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einsichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitschrift noch fortdauert; doch haben sie einen

festen Ansatz gebildet, von welchem künftige Fortschritte ausgehen können.

Wenn ich diese alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffrischend, theils Bildern der Geschichte nachsinnend, so erschien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das sie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, besonders die heilige Gudula mit den einzigschönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der österreichischen Herrschaft zuletzt geblüht hatte; doch die entsprechende Lebenserfüllung suchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, so lag dies im untersten Volke versteckt, und dieses selber schien in seinen mächtigen Beimischungen aufgelöst. Die Regierung mit ihren Beamten war holländisch, die gangbare Sprache französisch, und französisch auch das Theater, die Kaffeehäuser, die Zeitungen, zwischen diesen Einflüssen drängte sich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und Sitte in allen Klassen spüren ließ; an schönen Tagen war der Park von ihnen überschwemmt, und man fand sich von Engländern umgeben, als wäre man in einer englischen Stadt; übrigens machten sie einen nur um so vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Bestimmtheit, und Freisinn für sich und Andre, in der großen Anzahl nur um so sichtbarer hervortraten, und dies besonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere physisch und moralisch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war

Belgisches zu sehen, und ich selbst lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entschuldigen, wenn sie glaubten, diese sich vernachlässigende und hinschwindende Volksthümlichkeit vollends wegstreifen zu dürfen. Doch muß sie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da sie vierzehn Jahre nachher mit solcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich schwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln besprochen und beabsichtigt, die mir äußerst mißfielen und bedenklich schienen, von meinem Schwager aber, da sie von seiner Behörde ausgehen sollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er selber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen seinen redlichsten Eifer und seine besten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht versäumen, in Brüssel die Bildergalerie zu besuchen, so wie auch einige Privatsammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundische Bibliothek an, eine reiche Sammlung der kostbarsten Handschriften, zum Theil mit den zierlichsten Bildern geschmückt. Während meiner Anwesenheit geschah auch eine Entdeckung, die den lebhaftesten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden sich mehrere Kisten voll Schriften, und bei genauer Untersuchung ergab sich, daß sie zum Theil den Briefwechsel zwischen Philipp dem Zweiten und dem Herzog von Alba enthielten, besonders aber die wichtigsten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich

Hoffnung zu einer Herausgabe dieser wichtigen, der Geschichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geschehen sei, noch überhaupt, wiefern die erste Angabe über den Fund sich bestätigt und dieser sich weiter ausgewiesen habe.

Wir verließen Brüssel, und reisten denselben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der sich in Pyrmont wieder sehr erholt hatte, von dort nicht sofort an den Rhein kommen, sondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entschied meine Reise dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewisse, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei so vorgerückter Jahreszeit diese Reise nicht mitmachen, sondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin seit zwei Jahren nicht gesehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte seine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlstand machte sich geltend, alte und neue Ansprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten strebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß setzten sich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Fassung, die höhere Gesellschaft gruppirte sich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenstände, welche sich ihnen darboten, das Massenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende sich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl, in einer großen Stadt zu sein, gegen welche Frankfurt und selbst Brüssel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und

ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kiesewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Rust, Beyme, Altenstein, Schuckmann, Bülow der Finanzminister, von den Gesandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich August Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harscher, — diese Namen, denen noch hundert andre beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreise, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieser Namen hatte man schon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, sondern gradezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte stutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir selbst weniger sicher gewesen, als ich wirklich war. Ich besuchte einen angesehenen Mann, der mich freundlich bewillkommte, und sogleich zwar mit Laune, aber mit Bedeutung, hinzufügte: „Sie kommen wie gerufen, ich lese eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts drucken lassen, von dem diese Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher sie zu verstehen gewesen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da lesen Sie selbst!" sagte der Mann, und gab mir einen beschriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erstaunen in mir wohlbekannter Handschrift einen umständlichen Bericht, den jemand über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältnisse und Personen erstattet hatte, auch jener Mann selber war in

nicht angenehmer Weise darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, rief er lebhaft aus, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine solche Berichte will, daß ich sie ungelesen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienstfertigkeit läßt sich nicht abweisen, immer auf's neue kommen solche Zettel." Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder gradezu Falsches, aber alles war schief aufgefaßt und in falsches Licht gestellt, so daß der Gesammteindruck durchaus irrführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andre wichtige Folgen haben und großen Schaden stiften können, wäre sie an einen minder klugen und überschauenden Mann gerathen; doch da sie bei ihm nicht hatte fassen können, ließ auch ich sie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beste Strafe für den Berichterstatter sein werde, der nun selber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weitertappte, die er für Andre zu graben meinte.

Da ich diesen traurigen Gegenstand, die in neueren Zeiten so vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, so möge mir erlaubt sein hier vorgreifend ein andres Geschichtchen anzuschließen, das mich auf demselben Felde anderthalb Jahre später, mit viel schlimmerer Anlage, doch glücklicherweise ganz unschädlich, heimgesucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war gestorben, und manche Verhältnisse, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So sprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von seiner Verwaltung der hohen Polizei, wie

schwierig sie gewesen und wie mißtrauisch der Großherzog; mir jedoch habe derselbe stets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich seinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, sei ihm unvergessen geblieben. Ich wußte von keinem solchen Auftritt. „Bei dem hannöverschen Gesandten; zwei andre Gesandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und solchem Erfolg, daß die Andern schweigen mußten.“ Ich konnte versichern, dergleichen sei nie vorgekommen. „Ach das ist ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, sein Sie nicht zu sehr diplomatisch, und gestehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umständlichkeit ganz genau weiß, denn warum sollte ich es jetzt nicht gestehen? einer der Bedienten des Hauses war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergesagt, so daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erstatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geschichte rein erlogen sei, und aus solchem Vorfalle her weder ich die günstige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünstige, so wollte das gewesene Polizeihaupt fast unsinnig werden, daß ihm selbst, und mittelbar dem Großherzoge so mitgespielt worden sei. Mich aber schauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menschen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Gesinnung auch der harmlosesten und edelsten Personen durch solche Späherei ausgesetzt werde, gegen welche, da sie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich ist.

In Berlin war dergleichen Unwesen glücklicherweise nicht in Gunst, noch konnte damit viel auszurichten sein, da die Freiheit der Rede dort im höchsten Grade herrschte, und die kühnsten Meinungen, die dreistesten Urtheile und Absichten laut und öffentlich ausgesprochen wurden, so daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umsonst vergeudet zu sehen, was sie theuer hätte verkaufen mögen. Diese Freimüthigkeit, um den gelindesten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klassen und Stände, sie stammte schon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbstück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation Theil genommen, hatte sie unendlich gesteigert, und die Zeitumstände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der so lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigsten Stürme der Volksleidenschaft gesehen hatte, war fortwährend erstaunt über diese Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andre Meinung alsbald ein entschiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegnerischen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorsicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte sich, in beinahe friedlicher Nachbarschaft, die entgegengesetztesten Denkweisen und Urtheile genossen gleicher Freiheit, und wer diese tadelte, bediente sich ihrer unmittelbar selbst. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverständiges sinnloses Tadeln, wobei Ziel und Gegenstand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort schwamm in dieser Tagesfluth dahin. Das Turnwesen durchdrang alle Klassen, die altdeutsche Tracht erschien überall, sie überwältigte bei-

nah die militairische, und die würdigsten Männer gingen gleich den Studenten in langen gescheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politische Partheien in diesem Gewirre zu unterscheiden gewesen sein, als feste gegliederte Gebilde bestanden sie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die sich zusammenstellten und wieder auflösten, weil man wohl öfters über Einen, aber selten über mehrere Gegenstände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andre einstweilen unterzuordnen. Ein aufmerksamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die sich schon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichsten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und andern Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürst von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und schon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben, als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längst nicht mehr in seiner Hand, wiewohl die höchste Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er sie auch im Großen und Kleinen meist ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er sie noch ungeschmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer seiner Gesinnungen und Absichten, aber wenig persönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen voraussetzte, waren ihm schon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneisenau, — denn diese beiden nannte man, — damals abgelöst, so wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeschäften geschieden, denen damit manche trübe Ver-

wickelung und Hemmung erspart worden wäre, und rüstigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was seinen schon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, sich zurückzuziehen, sondern hielt Stand so gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartung übertraf und einige Hauptschläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache grade am meisten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Gestalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meist kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelsten und bravsten. Seine und seiner Jünger Gesinnung war grad und fest, und so ungelenk und starr, als ihre Körper geschmeidig waren. In der Zusammenhaltung aller Kräfte auf Einer beschränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieser eigenthümlichen, durch ganz Deutschland ausgebreiteten Genossenschaft. Ich glaube, er zumeist wußte was er wollte, und hatte sein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumstände es als ein unmögliches erkennen ließen, sein Streben aufgab, zeugt auf's neue von seiner Einsicht. Sein Karakter und seine Erscheinung wirkten auf das Volk, und seine Beredsamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend seinen Namen französisch ausgesprochen habe, aber von dem gescheidten Thorschreiber gleich wieder deutsch als Hans K. eingetragen worden, trafen den Volkssinn unwiderstehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen,

und ihm schien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht versagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Grafen von Kalckreuth persönlich anzutasten, und dieser seine Rache auf ein Wortspiel über Jahn's Namen beschränken müssen. Nach diesem Erfolge schonte er niemand mehr, und hohe Generale und Minister waren die Zielscheibe seines bittern Spottes, seiner scharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, diese Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendste hervorgekehrt zu sehen. Alle andere Festlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeisterndes, das die Menge lebhaft ansprach und fortriß. Noch spät am Abend besuchte ich mit Oelsner, nachdem wir schon mit Stägemann einem großen Gastmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfest, wo die von der heißen, kriegerisch gestimmten Jugend und vielen Tausenden beeiferter Zuschauer umkreisten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Oelsner enthielt sich nicht, mir im Stillen die Gefahr solcher Volksversammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, diese Massen zu unwiderstehlichen Ausschweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorschlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und so im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur diese auf's Spiel setzen. Seine Besorgnisse waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er sich selber bald, daß ein solch toller Kopf eben bei

uns nicht vorauszusetzen sei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu solchen Auftritten gehöre, und daß schließlich keine Franzosen, sondern Deutsche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde stutzig machten. Am folgenden Tage sah man mißmuthige, befangene Gesichter, man hörte schlimmen Tadel über die Dreistigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre strafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin gesündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anschuldigungen schienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Diensteifer wollte sich bei diesem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geschrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burschenschaft der Universität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutschen Universitäten waren eingeladen, sich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Fest zu hindern oder seinen Besuch zu erschweren. Die ganze Sache schien so unschuldig, daß der Staatsminister von Beyme nicht übel Lust hatte, eigends hinzureisen, um der Zusammenkunft beizuwohnen, und sich am fröhlichen Thun so zahlreicher und auserlesener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, diesem Gelüste zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erschollen schlimme Dinge von dort, die Studenten hatten sich ein politisches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Gesetze verbrannt, und noch einige Gegenstände, durch welche gegen die verbün-

deten Mächte höhnisch gefrevelt sein sollte. Der erste Eindruck von diesen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abseiten der Behörden und der höheren Kreise bestürzte im ersten Augenblicke selbst die entschiedensten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenseite gewann sichtlich die Oberhand, man sprach von gefänglicher Einziehung und strenger Bestrafung der Frevlerrotte, von Zerstörung ihres Zusammenhangs, von Schließung aller Turnanstalten. Indessen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht so schwer finden, und während die Behörden untersuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten sich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte sich seit jenen Ereignissen die Stimmung von Berlin sichtbarer in zwei feindliche Lager, und es war schwieriger als vorher, zwischen den Partheien antheillos durchzugehen, man sollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anschein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir sein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Genesung nicht einstehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürst fand mit vielen harrenden Geschäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach seiner gewohnten Weise gleich seinen Standpunkt über ihnen, behandelte sie mit Maß und Leichtigkeit, suchte zu vermitteln und zu beschwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewissen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräf-

tiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und schärfer; es blieb dieser Zwiespalt offen, und noch viel Einspruch und Störung sollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerst aber traten diese Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andre wichtige Geschäfte kamen zur Sprache. Diplomatische Angelegenheiten machten viel zu schaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältnisse des deutschen Bundes, die rückständigen Gebietsausgleichungen, aus denen die baierisch-badische Streitsache sich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burschenschaft und des Turnwesens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gastmahle, wobei durch persönlichen Verkehr oft auch die Geschäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die ansehnlichste Gesellschaft an seiner Tafel beisammen. Ich sah und sprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher so oft in absonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einst so gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er sich benahm und äußerte, sehr merkwürdig war, denn er trug sein hartes Schicksal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbstgefühl. Mit den mir so werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenstein, hielt ich mich auch hier gern und eng zusammen.

Meine Angelegenheiten rückten wenig fort, und ich empfand um so mehr Ungeduld hierüber, als die Nachrichten aus Karlsruhe meine Rückkehr dorthin sehr wünschen ließen. Der Großherzog hatte, nach dem Rath und Antriebe seiner treusten Freunde, sich zu zweien wich-

tigen Maßregeln entschlossen, welche den Boden, auf dem die badische Sache stand, durchaus veränderten. Die Erhebung seiner Halboheime, der drei Grafen von Hochberg, zu Markgrafen von Baden geschah gleichzeitig mit der Verkündigung eines neuen Hausgesetzes, welches jenen die Erbfolge sicherte und eine Theilung des Großherzogthums verhüten sollte. Diese Handlung der Selbstherrlichkeit griff den diplomatischen Verhandlungen, welche noch schwebten, entscheidend vor, das ganze Land freute sich derselben, und die öffentliche Meinung stimmte ihr laut bei; doch war vorauszusehen, daß die Sache den Mächten gegenüber dadurch noch nicht erledigt, sondern noch manche Schwierigkeit zu bestehen sein würde. Wie sehr aber diese Angelegenheiten mich riefen, so konnte ich gleichwohl, auch um ihrer willen, ohne Entscheidung Berlin nicht verlassen, und indem ich diese abwartete, blieb mir Muße genug, nach eigner Neigung die Tage mit alten Freunden zu verleben.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf seinem Landsitze Steglitz, wo seine Freunde stets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem sich das Zutrauen nur stärker anschloß. Er hatte die schöne Eigenschaft solcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der seine war, daß seine Gegenwart stets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, sich zusammenzunehmen, und selbst in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, stets innerhalb einer festen Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im besten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von

den freiesten und kühnsten Ideen, durch die er oft genial überraschte, zu den Schranken des allernächsten Gegebenen zurück, und ließ das Preußische, ja das Märkische und Berlinische dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfassungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältnisse der Kirche, hatte er eigne Ansichten, die man höchst freisinnig nennen mußte, wiewohl sie von dem, was in der Tagesmeinung als freisinnig galt, meist abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konstitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als heraussagte, wären manchem noch bedenklicher gewesen, als alle Konstitution. Mir schienen immer er und Stägemann am meisten aus dem ächten Kerne des Preußenthums zu sein, und auf diesen Kern in dem Staatswesen zurückzukehren, wie das in solchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn selbst Hardenberg trug noch Hannöversches, Stein Reichsritterschaftliches an sich, Humboldt und Altenstein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austausch von Ansichten und Erzählungen stattfand, indem Oelsner aus seiner Anschauung des französischen Lebens immerfort die lehrreichsten und erregendsten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unsern Augen sich begab.

Mit besonderer Geschicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte sich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, dessen Umgang jederzeit einen köstlichsten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Universität, an der dann Schleiermacher etwa den Pfeffer

vorstellte. Wolf ging, wie alle Menschen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um sie durch seine Geistesblitze zu erhellen, durch seinen Witz zu erheitern. Für seinen Freund Humboldt hatte er ernstlich Parthei genommen, und es schien bisweilen, als sei er ein von diesem zurückgelassener Posten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beschuldigte, demselben in altgriechischer Sprache, als in der sichersten Geheimschrift, die verfänglichsten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er seine Ansichten und Meinungen fast immer in sein Fach einzukleiden, und das Meiste that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neuern Schriften stellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll" gebraucht, es sei jetzt offenbar passender, dafür „Schmierig" zu setzen, denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironische Schrift, die über kirchliche Gegenstände unter einem angeblichen Namen erschienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der protestantischen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerspenstischen Rekruten versuchte, ihnen nichts als gesalzene Häringe zu essen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel diese Schrift für baaren Ernst genommen und seinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfasser gehalten, ging wirklich über den Spaß. Wolf schmiedete zur Lust abenteuerliche deutsche Worte, zum Ersatz der fremden, die ausgemerzt werden sollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutschthümler sie in gutem Ernst aufnahmen, und ihm die

Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Wesen aller Sprache nachwies, daß keine sich völlig abschließen lasse, noch auf ihren alleinigen Füßen stehe. Auch bei Wolf war Oelsner gut angeschrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andre treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu besuchen hatte ich keinen Anlaß, sah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Universitätslehrer stand er im höchsten Ansehn, aber seit er gegen Schmalz so furchtbar losgefahren, und in politischen Dingen so entschieden gesprochen, wurde er von vielen Seiten mit sichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus seiner Geschäftsthätigkeit bei der Ministerialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete sich dafür eine neue Wirksamkeit. Der König hatte verfügt, daß die protestantische Geistlichkeit in Synoden zusammentreten sollte, und in Berlin war fast einstimmig Schleiermacher zum Vorstand erwählt worden. Dies war ein politisches und in seiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Gesammtheit wählten sie ihn dennoch. Sein erster Vortrag, der bald im Druck erschien, war meisterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenstand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktischem Geiste. Auch ist nicht zu sagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben nnd hätte freie Hand behalten. Doch grade dies feste Vorschreiten erschreckte die Behörde, und die eben erst angeordnete Bewegung wurde sogleich wieder gehemmt, die beabsichtigte Synodalverfassung völlig abgestellt. Dagegen gedieh ein andres Werk, welches

Schleiermacher zuerst angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calvinisten zu Einer evangelischen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchster Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl sein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von diesem Werke wenig persönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum seiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorhersehen. Doch gab es schon Eiferer, von denen die meisten ohne seine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in seiner Kritik so weit gegangen war, ein Buch des Neuen Testaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erste Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben schon genug der Schauspiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, dessen Kunstwesen ich schon lange auf niedriger Stufe wußte, und das seit dem Tode der Schauspielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erschien unerwartet die große Künstlerin Sophie Schröder, und gab drei Gastrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine versäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt ist, den Rahel an sie schrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leistungen zu den auf dieser Bühne gewöhnlichen klar ausgesprochen ist, so bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es sei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegnissen gelebt, so will ich auch aus der Reihe entgegengesetzter

beispielsweise zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, und grüßte das Handwerk, das litterarische, versteht sich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Prosa und Verse, hatte noch nichts, und ich sollte beiderlei liefern! Ich stellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier sei, in Geschäften und Obliegenheiten ganz andrer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls diese etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig sein, aber ich könne und solle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberlästigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und schmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuskript! Auch hatte er in der That schöne Kenntnisse, war mit den Formen der südlichen Poesie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantischen. Wie so er grade auf mich gefallen und versessen war, blieb mir ein Räthsel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verstümmelte die Zeilen, schob falsche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfasser zu nennen. Er stutzte, zog die Augenbraunen zusammen, sah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Versicherung, ja, und für ein sehr schönes, trat er zurück, sagte, er sehe wohl, daß ich der Mann nicht sei, für den er mich gehalten, empfahl sich, und ich sah ihn nie wieder. Das andre Begebniß war fast noch schlimmer. Mit mir in demselben Gasthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Susanne von Ban-

demer geborne von Franklin, von der Königin Luise einst als Minnesängerin mit goldner Kette beschenkt. Doch diese Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenschaftlich, schon einige Tage verloren zu haben, und nur erst seit heute zu wissen, daß ich mit ihr unter einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, sie sei krank und deßhalb jeden Abend zu Hause, ich solle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören. Sie war über sechzig Jahr, häßlich, äußerst redselig, in ihren Ansprüchen aber unerschütterlich. Sie hielt mich am Arme fest, und ließ mich nur unter dem Versprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu sein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, schriftliche Botschaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob sein; genug, ich mußte noch einigemal die schreckliche Unterhaltung bestehen, bis die Abreise mich erlöste. Seitdem hat sich mir beiderlei Mißgeschick wohl oft genug wiederholt, aber sei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, so hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geschienen!

Das Fest der Reformation wurde am Schlusse des Oktobers und an den ersten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verstand dieses Fest; die religiöse Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorstellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand sie solche in dem Helden des Tages, dem gepriesenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von selbst an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen

Standbilde sichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabrisse, Denkmünzen, Kupferstiche, Steindrücke erschienen in Menge, das würdigste Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeschichte Marheineke's, welche längst vorbereitet in diesem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweisen, wie gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals besuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauspiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, fast albernen, des schon katholisch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einspruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geschwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerseits schon den Maßstab an, der später der herrschende wurde; kaum war der Schauspieler, der die Rolle Luther's spielte, hervorgetreten, so riefen die Studenten: „Der Reformator von der Bühne!“ und da ein großer Theil des Publikums einstimmte, so wurde die angekündigte Scene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in diesem besondern Fall ihre angesehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach diesem großen Feste, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm Theil nahmen, — wie denn ein protestantisches Fräulein, dem an diesem Tage zur Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der schon überfüllten protestantischen Kirchen abgewiesen, in der Verzweiflung zur katholischen flüchtete und in der fast leeren einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll

Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach diesem öffentlichen Feste bot sich uns ein häusliches, persönliches dar, dem alle wärmste Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und diesmal in außerordentlicher Weise. Seine edle, hoch- und schönsinnige Gattin Elisabeth hatte den Kreis seiner näheren Freunde mit dem seiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichterisch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgespielen sinnreiche dramatische Spiele einstudirt, die sie durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutendsten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der selber auch die Hauptrolle, den Bürgermeister von Vierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich spielte, der ächte Gelegenheitsdichter that sich auf das glänzendste dar. Die höchsten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Gesellschaft waren zugegen, und da mit sinniger Anspielung alle neusten Ereignisse und Verhältnisse des Staats in den mitunter scharfen Scherz gezogen wurden, so lief gleichsam ein Aristophanischer Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil späterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieser Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler selbst war nicht ganz verschont, doch der hätte gleich den anwesenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Andern, die im Stücke theils genannt, theils angedeutet wurden, Scherz verstanden und hingenommen.

Ernsthafter und umfangreicher war bald nachher ein Fest, das die Gesellschaft für deutsche Sprache Abends im Börsensaale gab. Die namhaftesten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann, Nicolovius, Süvern,

Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäste zugegen. Hier war fast alles in altdeutscher Tracht, und Jahn und seine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche gesungen wurden, die Trinksprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher sie begleitete, setzten die Haltung mancher steifen Herren auf harte Proben. Die ganze Versammlung, in der wie gesagt die Turner sich in der Mehrzahl sahen, und daher mit größter Zuversicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauschenden Beifalls im Voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegerisches, das den Sinn mächtig ansprach, aber freilich auch erschrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der besonnene Ordner der Gesellschaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgesprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er sein Amt niederlegte, und das Festmahl für geendigt erklärte. Doch die Gesellschaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erst rechten Aufschwung. Die Sitze wurden verlassen, Arm in Arm verschlungen wandelten Gruppen singend auf und ab, in der großen Gesellschaft bildeten sich kleinere, jede hatte ihre Gespräche und Gesundheiten für sich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da versuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein so herrliches Beispiel gegeben; die Gläser klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man besann sich, bedachte die Umstände, und viele selbst der näheren Freunde

Jahn's tadelten seinen Uebermuth, denn sie fühlten, daß aus dem Wartburgfest viel Unheil hervorgehen könne, sahen sich und ihre Sache nicht wenig bedroht, und glaubten, daß die Umstände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn selbst wollte das nicht in Abrede stellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er schon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben gesagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal schon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zusammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutschen Sprache, so kräftig, frisch, kurz und rasch, und so zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die schüchternen befriedigt waren, denn das ganze Fest empfing dadurch einen so harmlosen als glänzenden Schluß, zu dem sich jedermann bekennen durfte.

Dies wär der letzte Eindruck öffentlichen Lebens, den ich von Berlin mitnahm. Denn meine Angelegenheiten bei dem Fürsten von Hardenberg kamen nun bald zur Entscheidung, weder ganz nach meinen Wünschen noch ganz wider sie, aber so ziemlich nach meiner Erwartung, denn da ich den Boden genugsam kannte, so mußte ich auch wohl ungefähr wissen, was er ungefähr bringen konnte. Der Staatskanzler beschied mich zu neuem Wiedersehen am Rhein, denn er erklärte, den dorthin früher beabsichtigten Besuch jetzt alsobald ausführen zu wollen. Ich war froh, nicht länger aufgehalten zu sein, eilte bei Freunden und Bekannten, mich zu beurlauben, und trat die Rückreise nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit

ihm gewechselt, aber ihn noch nie gesehen. Doch über diesen Besuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenstand auch hier am besten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, sie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenstand fordert und nimmt sich sein Recht; indem ich diese Zeilen an Sie, verehrtester Freund, beginne, drängt es sich mir unwiderstehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu sagen, daß ich Goethe'n persönlich kennen gelernt habe; zum erstenmal in meinem Leben hab' ich ihn gesehen, kaum der Gefahr entwunden, ihn unbesucht vorbeizureisen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen 4 Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfrostet, nach schlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieser Stimmung beschloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu versuchen, ließ mich melden und wurde zu 5 Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich diese zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, sich noch eiligst auflösen, und zu einer Persönlichkeit verkörpern sollte, die sich sogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberstehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang stand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren lassen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntschaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirksamen Menschen beschäftigt zu sein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geistvoll, kraftreich, mir das Bild eines *ganzen* Menschen — wenn

dieser geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig ist, — in vollständig ausgebreiteter großartiger, schöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das seltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer so milden und biedern Aufnahme, als sei ich ein alter Freund, der längst erwartet worden, mußte mich um so mehr überraschen, als ich die scheue Zurückhaltung, die ihm so oft vorgeworfer worden, in den schriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der ersten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, sprachen wir gleich sehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder seine Hand hin, und rief mit Innigkeit: „Sie müssen mir nochmal die Hand geben!" — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Gesprächs zu schildern suchen, es war wie ein Stück Leben, in tausend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge gesondert festhalten zu lassen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber selber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erschlossen. Wie jenen hellenischen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn ersuchten, sie nun auch zu seinem berühmten Namensvetter, dem Philosophen, zu führen, so ging es fast mir, der ich in täuschender Besinnung leicht diesen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntschaft des ihm gleichnamigen Schriftstellers zu verschaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht sogar; sein Sohn und dessen ihm kürzlich erst vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenossen eines Theils dieser

Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern! Die festesten, kräftigsten Aeußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — so nannte er es selbst — vollen Zutrauen von Dingen, die er sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, über Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres deutschesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Aeußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsre Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unsrer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir Alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsre waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bezugreicher

zu diesem Geiste, als zu manchem andern, der dabei besonders thätig gewesen sein will. Ist doch nicht alles Freiheit, was so aussieht, was einen Augenblick so genannt wird; und manches französische Wort ist deutscher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von grösseren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Ansicht nicht sogleich in volle Beleuchtung treten lassen, manche Anschauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weise Sinn den kleinsten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Bild! — Uebrigens ist Goethe alt, und grade darin jung, daß er die Wesenheit des Alters mit gleicher Frische und Wahrheit in sich aufnimmt, wie er jung die Jugend in sich aufnahm; es ist eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre solche Alte möglich zu sehn, wie Schlabrendorf und Goethe sind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und mit hoffnungsvoller Gesundheit steht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beisammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über sein Leben — diese gehaltreichsten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefsinnige Kürze des alten Philosophen mit der Homerischen Fülle des alten Dichters vereinigt ist — den Standpunkt, auf welchem er sich als Mensch jetzt befindet, seine Art und Weise des Daseins, ziemlich vollständig und ungefälscht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Ersatz für so vieles, das nicht geschrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieses Uebergewicht, das die erwartete Wirkung

des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher!" —

In Karlsruhe begann ein neuer Abschnitt in meinen Verhältnissen und in meiner Thätigkeit. Der Staatskanzler kam an den Rhein, aber doch später als er gedacht; dort wurde ihm die berühmt gewordene Koblenzer Addresse überreicht, wobei durch das kühne Vortreten des Sprechers Görres und das freisinnige, gewandte Eingehen Hardenberg's eine parlamentarische Verhandlung entstand, die eine in ihrer Art einzige Merkwürdigkeit geblieben ist, und wichtige Folgen hatte, am wenigsten zwar die unmittelbar beabsichtigten, aber jedenfalls verhängnißvolle. Ich fand weder Beruf noch Anlaß, den Staatskanzler in Schloß Engers, wo er seine Wohnung genommen, aufzusuchen, aber besondre Verhältnisse riefen mich nach Stuttgart, wohin ich noch im Winter abreiste. Dem weitern Verlaufe persönlicher und öffentlicher Angelegenheiten wird ein neuer Abschnitt zu widmen sein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

